

fa. 405

287
291
303
310
315
322
328
333
336
343
350

Joseph Gorani's,
Französischen Bürgers,

geheime
und
fritische Nachrichten
von den
Höfen, Regierungen und Sitten
der
wichtigsten Staaten in Italien.

Aus dem Französischen,
mit
Anmerkungen des Uebersehers.

Sweiter Theil.

Rom und der Kirchenstaat.

Cölln, bei Peter Hammer.

I 7 9 4.

Vorrede.

Der Herausgeber dieses Bandes hat nur einen Theil davon überfertigt, indem die Arbeit eines andern Gelehrten noch einmal mit dem Originale verglichen, so daß er nun für die Richtigkeit der Uebersetzung stehen zu können hofft.

Er führt ungern Streit, wird aber gegen seinen Willen in einen hineingezogen, den der Verleger der gegenwärtigen Uebersetzung, Herr Sammner, mit einem andern Buchhändler — er mag einmal Herr X. heißen — über eine zweite, von diesem verlegte Uebersetzung von Gorani's Buche bekommen hat. Das Publikum urtheile über diesen Streit, der von Seiten Herrn X's. wirklich nicht ganz mit Anstande geführt zu seyn scheint, nach einer ganz einfachen Erzählung, die der Herausgeber aus den ihm mitgetheilten Papieren zu machen im Stande ist.

Schon zu Anfange des vorigen Novembers schrieb ein auswärtiger berühmter Gelehrter an den Verleger der gegenwärtigen Uebersetzung, seinen Freund: „Ich habe aus Paris die Mémoires secrets et critiques etc. par Gorani, erhalten, und glaube, daß sie dem Deutschen Publikum in einer Uebersetzung willkommen seyn würden. Wollen Sie diese verlegen? oder, wenn Sie das nicht ratsam finden, wollen Sie mir einen andern Buchhändler nachweisen, der sie in Verlag nimmt?“ Der Verleger antwortete seinem Freunde: „Ob ich Gorani's Nachrichten selbst übernehmen kann,

* 2

weiss ich noch nicht; das wird von Umständen abhängen. Indes will ich Sie durch eine Ankündigung vor Konkurrenz zu sichern suchen; und das Uebrige wird sich dann finden.“ Dem gemäß ward in dem Intelligenzblatte der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, vom 11ten December v. J., und um eben die Zeit auch in dem Hamburgischen Correspondenten, bekannt gemacht, daß eine Uebersetzung von den Mémoires par Gorani herauskomme werde. Der Verleger wartete nun ruhig ab, bis das Manuskript seines Freundes ankäme. Endlich, gegen die Mitte des Januars, erhielt er einen beträchtlichen Theil desselben, und gab ihn, nachdem er die gesetzliche Form beobachtet hatte, in eine Druckerei. Bald nachher ließ ein Buchdrucker — er mag einmal Herr N. heißen — der mit ihm an einem und eben demselben Orte lebt, ihm sagen: so eben höre er, daß eine Uebersetzung von Gorani's Buche gedruckt werden solle; er selbst habe auch schon eine angefangen, und es wären bereits sieben Bogen davon fertig. (Wirklich hätte man wohl einige Ursache, die letztere Angabe ein wenig zu bezweifeln; indes will man sie um so weniger untersuchen, da sie nichts weiter zur Sache thut.) Der Verleger der gegenwärtigen Uebersetzung dachte nicht daran, Herrn N. das Recht, ebenfalls eine Uebersetzung von Gorani's Buche zu drucken, streitig zu machen. Indes fragte er ihn: „Haben Sie denn die Ankündigung nicht gelesen, die schon vor vier Wochen in öffentlichen Blättern gestanden hat?“ Herr N. antwortete: „Ja, ich habe sie gelesen; aber ich wußte nicht, daß ich gerade mit Ihnen in Konflikt kommen würde.“ Jener erwiederte: „Nun, mir liegt an dem Verlage des Buches nicht das Mindeste; ich habe mich zum Druck desselben nur aus Freundschaft für einen auswärtigen, sehr würdigen Gelehrten entschlossen. Entschädigen

Sie meinen Freund für das, was er bis jetzt von seinem Manuskripte geschickt hat, und für das, was er etwa bis zu meinem nächsten Briefe noch weiter gemacht haben kann; so will ich gern zurückstehen, und das Buch Ihnen allein überlassen.“ Herr N. verwarf diesen Vorschlag. Nun erbot sich der Verleger: Herrn N., wenn Er abstehen wolle, alles, was er bis jetzt an dem Buche gedruckt hätte, und auch das schon fertige Manuskript, zu bezahlen. Auch diesen Vorschlag verwarf Herr N.; und dem Verleger der gegenwärtigen Uebersetzung blieb nun nichts andres übrig, als mit aller nur möglichen Eil das Manuskript seines Freundes drucken zu lassen, wenn dieser nicht seine schon aufgewendete Zeit gänzlich verloren haben sollte.

Herr N. sah ein, daß die Konkurrenz mit einer andern Uebersetzung ihm nachtheilig werden könnte; deshalb suchte er einen Buchhändler, der die von ihm gedruckte, noch ehe sie fertig wäre, in Pausch und Hogen zu kaufen, Lust hätte: und er war glücklich genug, ihn an Herrn X. zu finden, dem er übrigens gänzlich verschwieg, daß an seinem Wohnorte schon eine andre Uebersetzung eben des Buches gedruckt würde *).

Noch ehe man dies wußte, machte Herr X. bekannt, daß in seinem Verlage eine Uebersetzung von Gorani's Nachrichten, in drei Kleinen

*) Herr N. hat seitdem Herrn X. erweisen wollen, oder wirklich erwiesen, daß er zur Zeit dieser Unterhandlungen Kraut gewesen ist. Das kann seyn; indes läßt sich nicht recht begreifen, daß er nicht im Stande gewesen wäre, dem Käufer von dem oben erwähnten Umstände Nachricht zu geben, da er doch Kräfte genug hatte, schriftlich über die Sache zu unterhandeln und auch mit dem Verleger der gegenwärtigen Uebersetzung mündlich zu sprechen.

Bänden, herauskommen würde. Der Verleger der gegenwärtigen schrieb ihm:

„In der Voraußersetzung, daß die von Ihnen angekündigte Uebersetzung keine andre ist, als die, welche Herr N. seit Kurzem in Arbeit gehabt hat, erzählte ich Ihnen, wie es mir mit Herrn N. gegangen ist, und lasse Sie davon selbst urtheilen.“ (Hier folgte in dem Briefe eben das, was schon weiter oben erzählt ist; und dann hieß es weiter:) „Ich weiß nicht, ob Herr N. Sie von diesen Umständen unterrichtet hat; und in dieser Ungewissheit, glaube ich, es thun zu müssen. Sie können nun vielleicht eher fertig werden, als ich; aber das kann ich Ihnen mit Bestimmtheit sagen: die Uebersetzung in meinem Verlage hat gewiß Vorzüge vor der von Herrn N. gedruckten. Es thut mir leid, daß der Druck nun schon zu weit gekommen ist, als daß ich Ihnen eben den Vorschlag thun könnte, den ich Herrn N. thät. Ich gebe Ihnen daher diese Nachricht nur dazu, daß Sie nicht etwa glauben, ich hätte nun mehr erst an meiner Uebersetzung anfangen lassen.“

In einem Journale hatte während der Zeit ein berühmter Schriftsteller eine unter seiner eigenen Aufsicht gemachte Uebersetzung von einigen Kapiteln des Buches, als Probe abdrucken lassen, und dabei das vortheilhafteste Urtheil über den Verfasser gefällt. Natürlicher Weise erregte ein so bestimmt gesagtes Lob eines so competenten Richters, der selbst über Italien ein sehr gutes Buch geschrieben hat, die Aufmerksamkeit des Publikums; und es ließ sich wohl voraussehen, daß der von beiden Verlegern, welcher mit seiner Uebersetzung zuerst da wäre, dem andern merklichen Schaden thun würde. Offenherzig gestanden, eilte daher auch Herr Hammer, den ersten Band der gegenwärtigen Uebersetzung bald fertig zu bekommen. Deshalb trug er dem Herausgeber auf, den Ueberrest des Bandes zu vollenden, weil es zu lange gewährt hätte, wenn er auf das Manuskript seines in weiter Entfernung von ihm wohnenden Freundes, des eigentlichen Uebersetzers, hätte warten sollen. Der Herausgeber machte sich, seinem

Vorrede.

viii

Freunde, dem Verleger, zu gefallen, von andren
Arbeiten los, und übersezte mehr als die zweite
Hälfte des ersten Bandes in so kurzer Zeit, als es
ihm möglich war. Dabei beobachtete er indess die
Sorgfalt, die er sich in allem, was er drucken lässt,
aus Achtung für das Publikum, wie billig, zum
Gefüge gemacht hat. Bei diesen Umständen würde
der erste Band der gegenwärtigen Uebersezung ges-
wiss eben so frühzeitig fertig geworden seyn, als
der erste von der andern; und das war alles,
was Herr Hammer wollte. Aber, um den Vor-
sprung zu gewinnen, oder ihn Herrn X. zu ver-
schaffen, brach Herr N. den ersten Band von
Gorani's Buche in der Uebersezung ab, und
ließ die letzten vierzehn Kapitel des ersten
Bandes gänzlich fehlen *) ; obgleich jeder Band
des Originals für sich ein Ganzes ausmacht, und
also nicht schicklich getrennt werden konnte. (Der
erste Band betrifft nehmlich Neapel; der zweite
den Kirchenstaat; der dritte kleinere Länder in
Italien.) Mit Recht konnte der Verleger der
gegenwärtigen Uebersezung über diesen Schritt
mishvergnügt seyn. Er schrieb Herrn X. die-
sen Umstand, und setzte am Ende seines Brie-
fes hinzu: „Sie mögen dies, wenn Sie noch
können oder wollen, benutzen; denn ich glau-
be, daß solche Weglassungen Ihnen vielleicht
nachtheilig werden möchten.“ Offenbar war

*) Sie sind nachher in den zweiten Band der Ueberset-
zung mit dem Druckorte: Frankfurt und Leipzig,
genommen worden. Aber das dieses geschehen würde,
ließ sich Anfangs nicht vermuthen, da nur drei Bände
angekündigt waren. Auch hätten jene vierzehn Kapitel
nicht sehr tücklich in den zweiten Band gebracht werden
können, wenn man nicht auf den Einfall gekommen
wäre, von Seite 66 an den Druck viel enger halten
zu lassen, als in dem ganzen ersten Bande, und im An-
fange des zweiten.

dies ein Wink für Herrn X., daß er sich von dem Handel losmachen und es Herrn Y. allein überlassen sollte, die Konkurrenz auszuhalten, welche der letztere schlechterdings gewollt hatte.

Als etwa acht Tage nachher der erste Band der gegenwärtigen Uebersetzung fertig ward, hatten mehrere Kenner die von Herrn Y. gedruckte und von Herrn X. verlegte schon näher betrachtet, und es war ihr einstimmiges Urtheil, daß sie äußerst schlecht sey. Wäre sie gut gewesen, so hätte Herr Hammer geschwiegen, und das Publikum zwischen beiden wählen lassen; aber da das nicht der Fall war, und da man überdies durch das Abbrechen des Bandes ohne allen Zweifel unwürdig gegen ihn gehandelt hatte, so ließ er in einigen Zeitungen folgendes Avertissement bekannt machen:

Joseph Gorani's, Französischen Bürgers, geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien. Aus dem Französischen, mit Anerkennungen des Uebersetzers. Erster Theil. Neapel. — Cölln, bei Peter Hammer. 1794.

Dieses sehr merkwürdige Buch, von dem Herr von Archenholz in seiner Minerva (Januar 1794. S. 51.) sagt: „es enthalte zahllose, größtentheils unbekannte, Italiänische Anekdote und Charakter-Schilderungen, ferner Züge und Bemerkungen, die unwiderrücklich sowohl den Beobachtungsgeist, als die große Landeskennniß des Verfassers beweisen.“ besteht überhaupt in drei Bänden, von denen die beiden letzten in Kurzem folgen werden. Es ist noch eine andre Uebersetzung unter dem Druckort Frankfurt und Leipzig, mit folgendem Titel herausgekommen: Geheime und kritische Nachrichten von Italien, nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes. Von Joseph Gorani. Kenner werden diese Uebersetzung schon nach ihrem Titel beurtheilen können. Drei Genitive hinter einander! Auch sollte man, diesem Titel zu Folge, glauben, der Verfasser gebe in den Nachrichten von Italien etwa eine Geographie von diesem Lande; und das Gemälde ic. sey ganz von jenen Nachrichten ic. unterschieden. Aber nein; so verhält es

sich nicht: sondern Beides ist Eins, und der Frankfurtsche Uebersetzer hat also den Verfasser sehr schlimm verbessert. Gleich auf der zweiten Seite des eigentlichen Buches (S. 6.) liest man: „die Lektüre hat mich angenehm geschiessen;“ und vergleichende plumpen Sprachfehler kommen öfter vor, den äußerst nachlässigen Styl noch nicht einmal mit in Ansatz gebracht. Doch besonders gereicht es der Frankfurtschen Uebersetzung zum Nachtheil, daß sie die vierzehn letzten Kapitel dieses ersten Bandes (beinahe sieben Bogen des Originals) ganz weggelassen hat, obgleich die schäßbartschen Nachrichten und Bemerkungen enthalten. Mehr von dieser Uebersetzung wird man in der Vorrede zum zweiten Bande der in Collin bei Peter Hammer herausgekommenen finden.

Noch ehe Herr X. dieses Avertissement (dessen Inhalt weiter unten gerechtfertigt werden soll) hatte seben können, ließ er mit einiger Dringlichkeit ein Avertissement bekannt machen, welches sich übel mit der Wahrheit vertrug. Der Inhalt dieses Avertissements erhellt aus nachstehendem Briefe, den Herr Hammer, als er dasselbe gelesen hatte, an Herrn X. schrieb.

„So eben lese ich in dem Intelligenzblatte der Literatur-Zeitung (Nr. 18.) eine Ankündigung Ihres Gorani, worin es heißt: „Der Verleger bemerkt nur noch, daß diese Uebersetzung vor einer andern den großen Vortzug hat, daß sie alles enthält, und nichts darin gestrichen oder ausgelassen worden.“ Sie scheinen bei diesem Buche nun einmal bestimmt, hingegangen zu werden; denn auch der Verfasser dieser kurzen Anzeige hat Sie in den unterstrichenen (hier mit Schwaächer Schrift gedruckten) Wörtern eine arge Unrichtigkeit sagen lassen. Sie können glauben, daß in Ihrer Uebersetzung weit mehr fehlt, als in der von mir verlegten; nur mit dem Unterschiede, daß in der letzteren jedesmal Striche, Punkte oder eine Note sagen, daß etwas fehlt, in der Ihrigen aber nicht. Ich bitte Sie, hochzuerhender Herr, künftig nicht wieder etwas zu meinem Nachtheile zu behaupten, was Sie nicht beweisen können; denn Sie setzen mich dadurch in die Notwendigkeit, Ihnen öffentlich widersprechen zu müssen, da es nun einmal mein Grundsatz ist, nichts unbeantwortet zu lassen, was mir nachtheilig seyn soll, und, so wie in dem gegenwärtigen Falle, mit Bestimmtheit beantwortet werden kann.“

Vorrede.

Suchen Sie das Schul-Exercitium von Uebersetzung, das Ihnen aufgehängt worden ist, so gut zu verkaufen, wie Sie können; aber lassen Sie meine in allem Betracht weit bessere Uebersetzung in Ruhe, wenn Sie keinen ge- gründeren Tadel dagegen vorbringen können. Dass jene Be- nennung für die Ihrige nicht zu hart ist, wird nachstens ein hiesiger Gelehrter beweisen. Ich gab Ihnen neulich einen Wink, dass Sie Sich von dem Handel, wobei man in der That nicht gar zu aufrichtig gegen Sie gehandelt hat, losmachen möchten. Warum haben Sie das nicht gethan? So trafe ich der Schade den, den er treffen sollte, und ich sähe mich nicht genöthigt, mit Ihnen in eine Art von Streit zu kommen. Behaupten Sie in einem andern Falle die Wahrheit, so werde ich gern schweigen, und wenn Ihre Behauptung mir auch noch so nachtheilig wäre. Ob Sie das bei meiner nächstens erfolgenden Antwort auf Ihre Anzeige ebenfalls thun wol- len, überlasse ich Ihrem eigenen Gutbesehen. Nur bitte ich Sie, nicht meinen Nahmen bei dieser Gelegenheit ins Spiel zu bringen, so wenig ich den Ihrigen nennen werde. Findet sich irgendwie meinen Nahmen genannt, so lasse ich die ganze Geschichte dieses Verlagsartikels in den öffentli- chen Blättern drucken^{*)}. Ich bin überzeugt, dass ich mich keines Schrittes in dieser Sache zu schämen habe; und auch fürchten darf ich am Ende nichts, u. s. w.

Der Verleger ließ nun nachstehendes Avertisse- ment in einigen öffentlichen Blättern bekannt machen:

In dem Intelligenzblatte der A. L. Z. Nr. 12. ist von den Mémoires secrets et critiques etc. par J. Gorani, eine Uebersetzung unter folgendem Titel: „Geheime und Kritis- sche Nachrichten von Italien, nebst einem Gemälde der Hölfe, Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes. Von Joseph Gorani, Französischem Bür- ger. Frankfurt und Leipzig, 1794“ angezeigt und das- bei hinzugesetzt worden: „Der Verleger bemerkt nur noch, dass diese Uebersetzung vor einer andern den großen Vorzug hat, dass sie alles enthält, und nichts darin gestrichen, oder ausgelassen worden.“ Diese andre Uebersetzung führt folgenden Titel: Joseph Goran- ni's, Französischen Bürgers, geheime und kritische Nach-richten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wich-

^{*)} Dazu ist sie zu lang, und sie wird daher dem Publi- kum nur hier mitgetheilt.

ligsten Staaten in Italien. Aus dem Französischen, mit
Anmerkungen des Uebersetzers. Erster Theil. Neapel,
Cölln, bei Peter Hammer, 1794. Die Recensenten wer-
den nicht umhin können, jene erßere unglaublich nachlässi-
gig, steif und sprachunrichtig, die letztere aber mit
sorgfältigem Fleiß gemacht zu finden. Hier widerspreche
man nur jener Behauptung, daß die Uebersetzung mit dem
Druckorte: Frankfurt und Leipzig, vor einer andern (der,
mit dem Druckorte: Cölln, bei Peter Hammer) den gros-
sen Vortzug habe, daß sie alles enthalte &c. Vielmehr
ergiebt sich bei einer Vergleichung zwischen beiden, daß in
der ersten viel auffrichen, in der letzteren aber bei den
wenigen, absichtlich weggelassenen Stellen in Noten
angegeben worden ist, weshalb sie weggeblieben sind. Die
unglaubliche Flüchtigkeit des Frankfurtschen Uebersetzers
zeigt übrigens schon der Titel. Man hat auf diesem sogar
vergessen, daß der gelieferte Band nur der erste Theil des
Buches ist; doch freilich nicht der ganze erste Theil des
Originals: denn in diesem sieben vierzehn Kapitel mehr,
als in jener unverfälscht seyn sollenden Frankfurtschen Ue-
bersetzung; da hingegen die Cöllnische Uebersetzung das Ori-
ginal ganz liefert.

Ehe nun der Verlauf dieses Streites weiter er-
zählt wird, ist es wohl nöthig, den Lesern zu be-
weisen, daß es mit der Behauptung, die von
Herrn A. gedruckte und von Herrn Z. verlegte
Uebersetzung sey nachlässig, steif und sprachun-
richtig, seine völlige Nichtigkeit hat. Der Her-
ausgeber findet es zwar ungerecht, aus einer oder
ein Paar Stellen ein ganzes Buch verurtheilen zu
wollen; aber wenn worn, in der Mitte, und am
Ende fast alles von gleichem Schlage ist, so darf
man wohl ohne Bedenken über das Ganze ein Ur-
theil fällen. Und das ist hier der Fall. Ueber den
Titel haben die oben abgedruckten Avertissements
sich schon erklärt. Wenn man das Blatt umschlägt,
findet man eine Nachricht, oder Vorrede, und in
ihrem ersten Perioden sogleich einen Sprachfehler.
Hier ist der Anfang dieser Vorrede:

„Der Uebersetzer hat geglaubt, daß er dem Deutschen
Publikum nichts Wesentliches vornehme, wenn er die
Vorrede des französischen Verfassers wegläß(e), die fast

Vorrede.

nichts als Neuerungen neufränkischer Grundsätze enthält, welche er im Tone der Französischen Gesetzgeber mit Lucifer's Stolze vorträgt, und die einem Deutschen Patrioten keine befriedigende Unterhaltung gewähren können. Nebrigens aber wird der Lefer in dem Geschichtsinhalte dieses Buches reichen Stoff (wozu?) finden, und das Geschick segnen, das ihm in einem Lande sein Daseyn gab, wo... Kein Druck die geringere Klasse mit führen tritt, &c.

Lesern von Geschmack muss schon diese Vorrede sagen, was sie von der darauf folgenden Uebersetzung erwarten können; und ihre Vermuthung findet sich völlig bestätigt. Gleich im Anfange ist fast nicht Eine Seite, auf der nicht durch irgend etwas die Regeln eines wohlklgenden, korrekten Styls, und mitunter auch der Grammatik, verlebt wären. So finden sich auf den ersten Blättern z. B. folgende Stellen:

„Als ich durch (die Stadt) Albans gekommen war, welches viele Alterthümer aufbewahrt, die ich zweimal besucht hatte, um sie aufmerksam zu untersuchen. — Viele Kardinäle re bringen hier die Pafanzen (Ferien) zu. — Die schöne Scatina des Papstes Urban(s) des Achten. — Eine prächtige Chaussee. — Die auf allen Seiten überstießende(n) Gewässer. — Auf diesem schiffbaren Kanale können zwei Schiffe geräumig einander vorüber fahren. — Während dieses ganzen Zeitraumes hindurch, &c. Was würde denn dadurch für den Ackerbau unter der hölzschen Verwaltung der päpstlichen Kammer gewonnen werden, dessen Despotismus ganz dazu gemacht ist &c.

Solche Verwechslungen der Geschlechter kommen sehr oft vor; eben so eine falsche Folge der Temporum, wie in dem gleich folgenden Beispiele: Er hat sogar die in seiner Kindheit begangenen Grausamkeiten verabschent, und bewies bei vielen Gelegenheiten, dass es (ihm) weder an den Eigenschaften des Herzens noch des Geistes fehle (fehlt*). —

* Wer den Conjurribus hier etwa für richtig hielte, der sehe Adelungs Deutsche Sprachlehre, 2. Aufl. S. 407. nach.

Unmittelbar hinter dieser Stelle folgt nächstes
hende:

Er würde ein trefflicher Fürst geworden seyn, hätte er
es dahin bringen können, seinen Hang zur Jagd und Gl
scherei zu bezwingen, welcher ihn um diejenige Zeit
bringt, die er zum Besten des öffentlichen Wohls anwen
den könnte.

Mitunter findet man auch einen gar merkwür
digen Purismus; z. B.:

Man rechne zu diesem gänzlichen Mangel an Grundun
terricht &c.

Um die Leser nicht zu lange mit einzelnen Pro
ben aufzuhalten, wollen wir ein Paar Seiten hin
ter einander durchgehen.

S. 40. (in der gegenwärtigen Uebersetzung Th. I. S.
26 u. s.) Dies (ein Gericht Makaroni) ist die gewöhnli
che Nahrung des gemeinen Neapolitaners, der selten kost
licher ist. Da er von Natur mäßig ist, so genügt ihm mit
dieser Kost; und hierin unterscheidet er sich sehr von dem
Römer, der gern gut ist, wenn er es haben kann, und
sich auch gern brennt, um dem Trübsinne, den er unter
worfen ist, zu widerstehen. Der Neapolitaner im Gegens
theil weiß nicht, was Trunkenheit ist, und überläßt sich
nie der Trägigkeit. Das Neapolitanische Kauderwelsch
ist &c.... Man kann sagen, daß es (das Volk von Nea
pol) ein aus Buffons und Lufspringern (baladins, Pos
senreisern) bestehendes Volk sei. Ehe sie sich durch Wör
te... ausdrücken, schicken sie eine lebhafte Geskulation
voran.

S. 41. Alle Welt spricht hier sehr laut, und es kostet
Mühe, daß sich ein Fremder an diese rauhende Stim
menerhebung (Bryantæ vociferations) gewöhne. Ich
habe verschiedene Toskaner (Toskaner; jene Form muß
dem Ueberseeger wohl gefallen, denn irgendwo fand der Herr
ausgeber beim Blättern auch Japaner) gekannt, u. w.
Der Neapolitaner nimmt die Bilder, womit er seine Rede
zu schmücken denkt, von den gemeinsten Gegenständen; und
ihre Geberden beziehen sich auf den Inhalt. Oft sieht man
ernsthafte Personen sich dergleichen Geberden erlauben, oh
ne etwas dabei zu denken, vielleicht (in Deutsche überset
zt: vielleicht, ohne daß sie sich etwas dabei denken)....
Die Neapolitanerinnen sind von Natur gutmütig und

Vorrede.

großmächtig, und insonderheit gegen ihre Liebhaber, wenn sie es ausführen können. (Hier fehlt das Wort freigebig, das auch im Originale steht.)

S. 42. Wenn ein Fremder einem Frauenzimmer gefällt.... so ist er bald der Mann, der in der Mode ist.... Diese Classe (die öffentlichen Divnen) ist in Neapel gewöhnlich sehr schön. Sie wohnen in därligen Zimmern. Es giebt deren viel Fremde, darunter (vorunter) die Sicilianerinnen die hübschesten sind. Diese öffentlichen Geschöpfe sind größtentheils weit mehr gebildet, an sich zu ziehen (bien plus faites pour séduire), als die Bürgerinnen und die Damen vom (von) Stande. Diese sind bei nahe alle sehr höflich und höchst unreinlich, und glühend zur Lust. Die Damen vom (von) Stande und die Bürgerinnen sind, wenn sie hübsch sind, meist Fremde. Sie haben noch weniger Erziehung als die Männer, und man findet sehr wenige (unter ihnen), welche im Stande wären, &c.

S. 43. Er (der Marchese Caraccioli) ist lange in Paris gewesen; das überhebt einer zu genauem Umständlichkeit in Ansehung seiner.... Man wird sehen, daß er am Abhange seines Lebens noch sehr gute Sachen sagen (dire de bons mots) und sehr gute Sachen verrichten könnte.... Er hat die Vicekönigshaft mit vieler Ruhme verwaltet.

S. 44. Es war gewiß für einen Philosophen, für einen Mann von Geist, wie Caraccioli war, ein mühsoller Beruf, Sizilien zu regieren, er, der am besten wußte, was man von der Geistlichkeit zu denken hat. Er mußte wohl unendlich viel (e) Unordnungen und Missbräuche sehen und dulden, welche er im Stillen beseufzte, aber nicht mächtig genug war, sie abzuschaffen.... Da er die heilosen Vorrerthe des Herrenstandes (les priviléges onéreux des Seigneurs) nicht abschaffen konnte, so hinderte er wenigstens, die Missbräuche dervielben, wodurch sie (?) sich tausend Arten von Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubten.

S. 45. Caraccioli hob alle diese (Usurpatoren) auf, und hat sie der Krone wieder einverleibt.

S. 46. Er ließ die Verbrecher in den Kirchen aufgreifen; und als der Erzbischof von Palermo sich einst zur Unzeit einer geistlichen Uebelthat bei Gelegenheit eines Meuchelmorders... annahm ic. (et l' archevêque de Palermo ayant voulu soutenir un jour mal-à-propos, une immunité ecclésiastique etc.)

S. 47. Es kann wohl seyn, antworte er, daß ich in Saint Rose (die heilige Rose) sehr andächtig bin.

S. 48. Die Treppe, auf der man herauf (chinauf) geht, ist breit und beguen, aber auffallend unechtlich, und mit solchen Unsauberkeiten bedeckt, welche dem Sinn des Geruchs und Gesichtes in gleichem Maße widerstehen.

S. 49. Nur alsdann, wenn die Richter sich berathschlagen müssen, zieht der Präfident an eine (x) kleine (n) Glocke, und die Zuhörer müssen sich entfernen.

Der Herausgeber wollte auch noch einige Blätter irgendwo aus der Mitte so durchgehen; aber er fürchtet sich, die Leser allzu lange aufzuhalten, und denkt, sie werden ihm auf sein Wort glauben, daß die Mitte um nichts besser ist, als der Anfang. Er giebt daher nur noch einige Proben von dem Ende, und wählt dazu die beiden letzten Kapitel im ersten Bande: Reise nach Pestum (Pästum, oder mir dem jetzigen Nahmen: Pest), und: die Edikte. (In der Übersetzung unter dem Druckort: Frankfurt und Leipzig, Th. I. S. 354 u. f.; in der gegenwärtigen Th. I. S. 266 u. f.)

S. 354. Dieser Abschnitt ist nicht dazu bestimmt, alle Alterthümer anzuführen, welche ich auf dieser achtjährigen Reise, die ich in Begleitung zweier Alterthumskenner that, besucht habe. Ich werde bloß die anmerken, welche einen Bezug auf die innere Verfassung und auf die Sitten dieses Landes haben. Wir nütheren zu dieser Reise zwei von den kleinen Kaleschen, die ich weiter oben beschrieben habe.

S. 355. In der letzten dieser Städte (Torre della Nonciata) befah ich die Gewehrfabriken und Schießpulversabrik (Pulvermühle). Da man dergleichen allerwegen antrifft, und diese Fabriken weit hinter andre (n) der Gattung zurückstehen, so führe ich sie bloß an... Der König von Neapel könnte diese Städte ohne große Kosten in ihren ersten Zustand wieder herstellen.

S. 356. In Pompeja (Pompeji oder Pompejä) sind viele Straßen frei geblieben, und man geht jetzt darin spazieren. Diese sind, wie die Straßen in Neapel, mit Lava gepflastert. Diese Häuser sind noch in ganz gutem Zu-
fande... In vielen Werken findet man Beschreibungen

Vorrede.

von dem, was in diesen Städten gefunden und in den kostbarsten Delicen zu Pompeji aufbewahrt ist; und nur ungern widerstehe ich dem Vergnügen, aufs neue die Beschreibung von dem, was Pompeja enthält, zu machen.

S. 357. Da dieses Haus (in Pompeji) eins der anzehnlichsten in der Stadt ist, so ist es vielleicht eine Wundarzneischule gewesen; oder ist von einem berühmten Wundarzt bewohnt gewesen.

S. 358. Zwischen dem Wege, auf dem wir uns hielten, und zwischen den Gebürgen ist eine Ebene, deren ungleiche Breite auf sechs bis auf achtzehn Meilen abwechselt.... Der Bevölkerungszustand (die Volksmenge) dieser Stadt besteht in...

S. 359. Ich werde die Alterthümer, welche in Pestum sind, nicht beschreiben, weil ich mir dieses Vergnügen gänzlich untersagt habe; und ich begnüge mich bloß anzuführen, daß die Sachen — (es sind bloß Ruinen oder Überreste von alten Gebäuden) — welche diese uraltte Stadt enthält, die schönsten und am besten erhaltenen in ganz Europa sind. Insbesondere sind drei Tempel marktwerdig, deren Anlage sich noch vor dem schönen Zeitalter des Pericles herschreiben muß. Obgleich die Ruinen von Pestum gegen zwei Meilen vom Meere entlegen sind, obgleich die am vollständigsten erhaltenen Monumente noch wieder eine halbe Meile davon liegen, so kann man leicht schließen (on reconnoit aisément), so erkennt man dennoch leicht), daß sie an der Küste gebauet war (lag; oder: eine Seestadt war)....

S. 360. Wir hörten einen Bauer zu seinem Kameraden sagen:... Ich bin überzeugt, daß wenn er (der König) herkäme, würde er befehlen, daß diese Stadt wieder hergestellt und bewohnt werde.... Derjenige, der dies unternehme (Wirthshäuser bei Pärum anlegte), würde durch den Zusatz von Fremden, welche diese Denkmäler zu untersuchen kommen, sehr entzädigt werden.

S. 361. Weiß man denn in Neapel nicht, daß der Zufluss von Menschen, welche diesen Ort besuchen, noch einmal so stark seyn würde, wenn man dort die erforderlichen Bequemlichkeiten anträfe, einem müden Reisenden, der oft erschöpft von dem beträchtlichen Wege ist, welchen er machen müste, um die Schönheiten zu genießen, welche man hier und da in der Gegend von Pestum antrifft, die jetzt öde und unfruchtbare geworden ist?

In der That, wer das lesen kann, ohne Anerkennung

stöß dabei zu finden, der kann alles lesen! Nur fehlt es ihm gewiß an Sprachkenntniß und Geschmack, ja noch an etwas Anderem, das man vor allen Dingen haben muß, ehe man jenes Beides zu bekommen im Stande ist.

S. 362 findet man (noch andre kleine Fehler ungerechnet): die Provinz Labour (im Königreiche Neapel). Es gab eine Provinz dieses Namens in Frankreich, in dem ehemaligen Gouvernement von Guyenne und Gascogne. Neapel hingegen hat eine Provinz: Terra di lavoro, welches der Verfasser nach Französischer Weise in T. d. labour verwandelt hat. Das der Ueberseher dieses Labour treulich beibehält; ferner, daß er keinen Anstoß dabei fand, als der Verfasser Italien zu einer Insel mache, und mehrere andre solche Versetzen — beweisen augenscheinlich, daß er in dem „Grundunterrichte“ vernachlässigt worden ist; und überhaupt erhellet aus den hier abgedruckten Proben unwidersprechlich, daß er besser thäte, wenn er noch nichts drucken ließe, (wenigstens nicht ohne Revision eines Gelehrten) bis er sich mehr Sprach- und andre Kenntnisse erworben hätte.

Der Herausgeber könnte auch von Seite 363 an auf jeder Seite noch Fehler nachweisen; aber er darf wohl die Geduld der Leser nicht allzu sehr ermüden, und schreibt daher nur noch den allerletzten Perioden in diesem ersten Bande (S. 371) ab. Man vergleiche damit in der gegenwärtigen Uebersetzung Th. I. S. 279. Z. 4. u. f.

Warum ließen denn aber die Neapolitaner einen Widerwillen blicken, als ihr König abreiste? Man kann voraussezten, daß, ob es ihnen gleich an dem Schriftums fehlt, der aus der Aufklärung entspringt, sie vom Instinkte geleitet wurden; daß sie fühlten, diese Reise sey in Absicht der Kosten, welche sie veranlaßte, eine drückende Ueberlast mehr für sie; überdem, da sie den, der sie unternahm, weil er sich so wenig dazu vorbereitet hatte, den daraus zu erwartenden Nutzen nicht bringen konnte,

**

Sehr gern gesteht der Herausgeber, daß nicht alles in der Uebersetzung so schlecht ist; ja, daß diese oder jene einzelne Zeile darin vielleicht besser seyn kann, als in der gegenwärtigen, die wohl noch ihm und wieder eine Spur der Eilsfertigkeit haben mag, womit sie versiertiget werden mußte. Aber, welche im Ganzen bei weitem den Vorzug verdiene, kann schlechterdings in den Augen eines competenten und unparteiischen Dichters keine Frage seyn. In der That läßt es sich auch fast nicht denken, daß irgend ein Recensent die hier beschlechtete Arbeit in Schutz nehmen sollte. Aber was kein Recensent thun wird, hat Herr X. in einem Avertissement gethan, und sich dabei zugleich Aussfälle auf die gegenwärtige Uebersetzung erlaubt, über die man doch wohl einige Worte mit ihm sprechen muß. Hier ist dieses Avertissement.

„Erklärung gegen die Anzeige einer neuen Uebersetzung von Gorani's geheimen Nachrichten über Italien, in Nr. 28 und 32 des Altonaer Merkurs. 1794.“

„Es ist ein elender Handlungskniff, seine Waare das durch in Preis zu bringen, daß man die Waare eines andern heruntersetzt.“

Es ist nur Gerechtigkeit, wenn man von einer schlechten Waare sagt, sie ist schlecht. Aber das, werther Herr X., war ein elender, nicht Handlung-, sondern Krämerkniff, und wohl noch etwas Schlimmeres, daß man, um mit seiner schlechten Waare früher zu Markte zu kommen, den ersten Band von Gorani's Buche abbrach und vierzehn Kapitel wegließ.

„Ich nenn' es einen elenden Kunstgriff.“
Erst zwei Zeilen vorher hieß es ein elender Handlungskniff!

„da kein rechtlicher Mann es thut, weil er Kopf und Herz gleich blamirt.“

Es thut, weil er blamirt! Man versteht indeß wohl, was Herr X. hat sagen wollen, und verweist ihn wegen der Antwort auf das Vorige.

„Ein gewisser Peter (es ist vielleicht ein Druckfehler, und soll Vater heißen) Hammer in Cöln“

Fast sollte man glauben, lieber Herr X., Sie wären kein Buchhändler. Wie? Sie kennen die berühmte Firma: Peter Hammer in Cöln, nicht, die schon seit einem Jahrhundert existire? eine Firma, unter welcher noch immer fast jede Messe dieses oder jenes Buch erscheint? Doch ja; ein Buchhändler sind Sie: das will und kann Ihnen niemand abstreiten. Aber nun bleibt nur Ein Mittel, den Umstand, daß Sie Peter Hammer für einen Druckfehler hielten, zu erklären. Sie müssen, als Sie Ihre Erklärung schrieben, sehr zerstreuet gewesen sehn; und diese Vermuthung wird in der That durch Manches in der Folge bestätigt.

„hat sich derselben bedient, indem er seine zum Druck übernommene Uebersetzung der Goranischen Schrift über Italien, nicht etwa nur vorthilhaft anzeigen, sondern zum Nachtheit einer in Frankfurt und Leipzig erschienenen Uebersetzung lobpreisen läßt?“

Lobpreisen läßt? wo denn? Ich lese Herrn Hammers beide Avertissements noch einmal durch, und finde in dem ersten kein Wort, das die von ihm verlegte Uebersetzung lobpreist. Erst in dem zweiten sagt er: sie sey mit sorgfältigem Fleiße gemacht. Das kann aber, wenn es wahr ist, nicht bloß der Verleger, sondern allenfalls der Uebersetzer selbst unbedenklich sagen; denn seines Fleisches darf sich jedermann rühmen. Und über dies, lieber Herr X., wann sagte denn Herr Hammer das? Als Sie schon in der A. L. Z. mit einiger Dreistigkeit hatten bekannt machen lassen: „Der Verleger bemerkte nur noch, daß diese Uebersetzung vor einer andern den großen Vorzug hat, daß sie alles enthält, und nichts darin gestrichen oder ausgelassen worden.“

* * 2

Dass diese Versicherung eine Unwahrheit ist, hau man Ihnen schon oben gesagt; und es ließe sich leicht augenscheinlich beweisen, wenn das gerade ratsam wäre.

„Neid der niedrigsten Art, und die hämischste Absicht, schaden zu wollen, sind in dieser Lobpreisung sichtbar?“

Neid? und noch dazu Neid der niedrigsten Art? Den sollte Herr Hammer darüber haben, dass Ihnen, guter Herr X., etwas Schlechtes von einem Andern aufgeschwärzt worden ist? Nicht doch! Er erbot sich ja, seines Freundes Uebersetzung von dem Gorani umgedruckt zu lassen, und überhaupt dem Verlage gänzlich zu entsagen, wenn nur Herr Y. seinen Freund für die schon aufgewendete Zeit entshädigen wollte. Ich dächte, Herr X., Sie selbst müssten jetzt, da Sie hoffentlich älter geworden sind, wohl eingesehen, dass der Mann, dem Sie Neid von der niedrigsten Art andichten, in diesem Falle vielmehr ohne allen Neid, uneigennützig und gut gehandelt hat. „Die hämischste Absicht schaden zu wollen.“ Sie wissen nicht was hämisch heißt, Schlagen Sie Adelungs Wörterbuch nach. Darin werden Sie finden: „auf eine heimliche Art boshaft, geneigt Andern auf eine hinterlistige Art, und ohne ihre Erwartung zu schaden.“ Ist in dieser Sache irgend etwas heimlich Boshaftes oder Hinterlistiges, so müssen sie es in der That anderswo suchen, als in Herrn Hammers Benehmen, der ja von der ersten Ankündigung an völlig offen und freimüthig zu Werke gegangen ist.

Nicht genug, dass der Vater die Bäcken gewaltig aufbläzt (bläzt), und mit einem wahren Nachtwächtergeschrei seine Waaren austutet, er bewirft auch die andern! (?) mit Koth. “

Aber, Herr X., was reden Sie da nun wieder! Der Verleger hat ja bloß gesagt: die bei ihm herausgekommenie Uebersetzung sey mit sorgfältigem Fleiße gemacht; oder eigentlich sagt er

auch das nicht einmal, sondern nur: „die Rea-
censenten werden nicht umhin können, jene
(Frankfurtsche) Uebersetzung unglaublich nachläs-
sig, steif und sprachunrichtig, die letztere (Cöllnis-
che) aber mit sorgfältigem Fleiße gemacht zu
finden.“ Heißt denn das nun: mit einem wahr-
en Nachtwächtergescrei seine Waaren aus-
tutzen? Und ist es denn bei Ihnen Sitte, daß man
Waare austutet? und noch dazu durch Nacht-
wächter? — Was Sie haben sagen wollen, er-
räth man leicht; aber, guter Mann, Sie sollten
billig auch nicht einmal zwei Zeilen drucken lassen,
bis Sie gelernt haben, das, was Sie sagen wol-
len, auch wirklich sagen zu können. „Er be-
wirft auch die andern (?) mit Roth.“ Das
beantwortet sich nach allem schon Gesagten von
selbst. Wenn man von einer schlechten Ueber-
setzung mit Grund sagt, sie sey steif, nachläs-
sig und sprachunrichtig, so wirft man ja noch
nicht mit Roth. „Die andern,“ sagen Sie, lie-
ber Herr X! Das gehört wohl wieder auf Rech-
nung Ihrer Zerstreuung.

„Dies pflegt gewöhnlich ein Zeichen zu seyn, daß man
sich seiner guten Sache nicht sehr bewußt ist.“

Richtig, Herr X., und Sie haben so eben ein
Beispiel davon gegeben.

„So auch der Pater in Cölln!“

Das wird sich zeigen.

„Seine Uebersetzung dieses merkwürdigen Buches ist
voller Irrichtigkeiten und zum Theil grober Fehler.“

Nun, das wäre schlimm; und wenn sich dar-
über a priori urtheilen ließe, so sollte es der Her-
ausgeber fast bezweifeln. Der Gelehrte nehmlich,
welcher beinahe die erste Hälfte vom ersten Bande
des Gorani übersetzt hat, ist ein berühmter, von
der Nation verehrter Schriftsteller, der das
Französische so gut, wie das Deutsche schreibt,
ja, dessen Muttersprache jenes gewissermaßen wirk-
lich ist: von dem sollte man doch in der That niche-

glauben, daß er Unrichtigkeiten und grobe Fehler gemacht haben könnte. Der Verfasser dieser Vorrede, der etwas über die zweite Hälfte des ersten Bandes übersetzt hat, darf sich freilich mit diesem Gelehrten nicht vergleichen, und auch nicht über sich selbst urtheilen; indes könnte er den Umstand vielleicht geltend machen, daß ihm bei mehr als einer Gelegenheit Sprachkenntniß und sorgfältiger Fleiß öffentlich zugestanden worden ist, besonders von der Allgem. Liter. Zeitung, und der Allgem. Deutschen Bibliothek, denen wohl niemand unter den Deutschen kritischen Schriften die meiste Autorität absprechen wird. Er ist sich bewußt, bei Gorani's Buche im Ganzen mit nicht weniger Sorgfalt und Fleiß gearbeitet zu haben, als sonst; und so befremdet ihn jenes Urtheil allerdings. Doch wenn ihm bewiesen wird, daß es richtig ist, so unterwirft er sich gern. — Aber Herr X. gibt ja den Beweis auf der Stelle. Es heißt in seiner Erklärung weiter:

„Um nur Einen (groben Fehler) unter den vielen anzuführen, so sagt in dem Abschnitte von dem merkwürdigen Strafknechtabey Angiolino del Luca der Cöllner Ueberseher: „man sagt, er habe die Gerechtigkeit besser als die gewöhnlichen Richter verwaltet, und sich nicht wie diese beneiden lassen.““

Richtig! so sagt der Cöllner Ueberseher. Die Worte stehen S. 41; und die Leser werden gebeten, das ganze Kapitel nachzulesen.

„Im Französischen Original, so wie in der Frankfurter Uebersetzung, heißt es: „Angiolino habe keine Spotteln genommen.“ Wer hier den Sinn des Originals richtig ausgedrückt hat? (das) bedarf wohl keiner Frage. Der rechtschaffene Richter kann Spotteln nehmen, sie sind bloß die Gebühren, die seinem Amt gehören. Was mir aber für meine Bemühungen gehört, kann als Bestechung genannt werden. Auch wäre es bei einem so merkwürdigen Manne, wie Angiolino, gar nichts so besonders gewesen, wenn er sich nur nicht hätte bestechen lassen; aber daß er sogar nicht nahm, was ihm zukam, was er ohne

Vorwurf nehmen konnte, das machte ihn zu dem außerordentlichen Manne, der er war"

Nun, Herr X. hat sonderbare Begriffe! Ein Strafentäuber, dem für sein angemachtes Richteramt Gebühren gehörten, der sogar nicht nahm, was ihm zu kam, was er ohne Vorwurf nehmen konnte! — Was sich aus dieser Behauptung mit leichter Mühe erweisen ließe, fällt in die Augen. Gewiß erschrickt Herr X. selbst über das, was er hier gesagt hat. Also nichts weiter davon. — Der Herausgeber vertheidigt hier nicht sich selbst, sondern einen Andren; um so eher wird es ihm erlaubt seyn, eine Stelle aus den Litteraturbriefen anzuführen, worin Lessing den zu früh verstorbenen vor trefflichen Meinhard, bei Gelegenheit einer Beurtheilung von dessen Versuchen über die Italiänischen Dichter, das für lobt, daß er „unzählige Kleine Verbesserungen und Verichtigungen dessen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend ist, angebracht hat *).“ Gerade so verhält es sich hier. Das Original sagt allerdings: sans recevoir des épicess; und daß épicess, Sporteln heißt, wußte der Ueberseher zuverlässig. Aber „Angiolino hatte ein verzweifeltes Vorurtheil gegen alle Reichen; und so mag er sie denn wohl bisweilen ungerecht verurtheilt haben.“ Wenn er das that, so nahm er von den Reichen gewiß auch Sporteln; aber er ließ sich nicht von ihnen bestechen: und das Letztere hat der Ueberseher logisch richtiger gesagt.

„Die Anmerkungen des Cöllner Uebersekers läßen Mitleid ein.“

Der Ueberseher legt auf diese Anmerkungen keinen Werth. Ueber die Absicht, worin er mehrere derselben mache, hat er sich in der Vorrede zum ersten Bande hinlänglich erklärt; und daß sie, we-

*) Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Th. XXIII.
S. 85.

nigstens zum Theil, nicht ganz schlecht sind, sagen Leute, die darüber besser urtheilen können, als Herr X. Von zweien (S. 182 und 253) wünschte der Uebersetzer selbst, daß sie nicht geschriften wären, und bittet die Leser, diese wenigen Zeilen für nicht geschrieben zu achten. Noch eine dritte, S. 277. enthält eine Unrichtigkeit. Es stand zwar im vorigen Sommer einmal in den Zeitungen, daß der Minister Acton von seinem Hofe entlassen wäre; aber die Nachricht war falsch: Acton ist noch jetzt in Neapolitanischen Diensten.

„Was enthalten sie, als triviale statistische Notizen.“

Sie enthalten doch wirklich noch manches Aus-
dre, und auch manches Nützliche. Es ließe sich wohl darauf wetten, daß Herr X. und sein Ueber-
setzer Manches daraus gelernt haben, oder doch lernen könnten: der Letztere, z. B., daß Italien keine Insel ist.

„und gesuchte Lobpreisungen unsrer Fürsten, die wahrs-
lich dieses schalen Weih auch nicht bedürfen?“

„Dieses schalen Weihrauch!“ Ein seltsames
Beiwort! So ist Weihrauch hier vielleicht zum ers-
tenmal genannt worden. Der Mann hat wohl einmal von schalem Lobe gehört, und glaubt nun,
was man vom Lobe metaphorisch sagt, lasse sich auch vom Weihrauch sagen. Uebrigens sind die Lobpreisungen, die Herr X. schal nennt, nun ges-
rade nicht gesucht, sondern haben sich von selbst
gefunden.

„Am schlimmsten läuft es mit diesen Anmerkungen ab,
wenn ihr Verfasser sogar den Kunstrichter macht.“

Nun, daß er den allenfalls wohl machen kann, wird Herrn X. wahrscheinlich diese Kritik seiner Erklärung zeigen. Jener Anmerkungen, worin gelegentlich ein Buch genannt und zum Vergleis-
chen empfohlen wird, und übrigens kaum sechs oder sieben; und die Bücher verdienen gelobt zu werden. Oder meint Herr X. das nicht? Hat er

etwas gegen Meyers Darstellungen aus Italien, Volkmanns Nachrichten aus Italien, Brydone's Reise durch Sicilien und Malta, Hiero und seine Familie, von S. Nambach, u. s. w. zu erinnern?

Herr X. ereifert sich in seinem Avertissement nun noch gar sehr und gar weitläufig darüber, daß die „Friedens-Präliminarien, eine Zeitschrift, herausgegeben von dem Verfasser des heimlichen Gerichts,“ in einer Note gelobt worden sind. Das gehört nicht zur Sache. Der Ueberseher hat te übrigens ohne allen Zweifel das Recht, sein individuelles Urtheil von dieser Zeitschrift zu sagen, und sie vorzüglich zu finden. Dass sie dies sey, glaubt er auch noch bis diese Stunde, ohne dass halb irgend jemanden das Recht, das Gegenthell zu glauben, abzustreiten. Indes wünschte er freilich, er hätte nicht gesagt: sie lasse alle andre Zeitschriften von ähnlichem (so heißt es in der Note, nicht wie Herr X. die Worte hat drucken lassen, vom ähnlichen) Inhalte hinter sich. Anstatt: aller hätte es, genau genommen, heißen sollen: mehrere. Es freut den Herausgeber in der That, seinen Gegner doch wenigstens einmal in etwas halb und halb Recht geben zu können.

„Was die Beschuldigung der Auslassungen betrifft, die der Cöltische Büchermann auf die andre Uebersetzung wälzt, so fällt sie auf ihn selbst dreifach.“

„Nein, so oft doch wohl nicht!“

„zurück; denn auch er hat ausgelassen.“

„Zugegeben.“

„und dies weit mehr.“

„Nicht zugegeben.“

„welche Unvollständigkeit der Pater selbst am Ende des Bandes eingesteh.“

O, noch eher; schon in der Vorrede, Seite VIII. Zeile 19, auch sogleich S. 12 in der zweiten Note, und öfter. Über ein merkwürdiger Umstand! Gerade das Kapitel am Ende, dessen Anfang in

der gegenwärtigen Uebersetzung weggelassen ist, und wobei Herr X. das Geständniß des Weglassens zuerst bemerkt hat, (Reflexionen Th. I. S. 351) fehlt in der Frankfurtschen Uebersetzung gänzlich. — Ehe wir von einander Abschied nehmen, lieber Herr X., noch ein Wort über das Pater, das Sie bis zum Ekel oft wiederholt haben. Anfangs nannten Sie in Ihrer spasshaften Laune den Verleger so; hinterher den Uebersetzer. Diese Verwechslung gehört wohl wieder auf Rechnung Ihrer Diversierung, oder auch auf Rechnung der Leidenschaft, worin Sie Ihre bitterböse Erklärung schrieben.

„In der Vorrede des zweiten Theils, dessen Druck heinähe vollendet ist, wird ein mehreres hierüber gesagt werden“

Sie haben nicht Wort gehalten, guter Mann. Der zweite Theil ist jetzt, da dieses geschrieben wird, schon heraus, und man sucht vergebens auch nur nach einer Zeile Vorrede.

„Nebrigens führt man noch als Nebensache an, daß Druck und Papier bei der vollständigen Frankfurter Uebersetzung.“

Der Mann hat diese Unwahrheit nun schon so oft gesagt, daß er sie am Ende selbst zu glauben scheint.

„ganz anders sind, als bei der Cöllner:“

Ja wohl anders; doch besser ist nur das Papier: und desto schlummer, daß man bei dieser Gelegenheit so gutes verdorben hat! Aber der Druck? Ist der Druck dann gut, wenn auf mancher Seite zwei und drei Druckfehler vorkommen? Den Beweis dieser Behauptung kann Herr X. auf mehreren Seiten finden.

„ein Grund mehr für einen unbekannten Buchträmer, seinen mercantilischen Mitbewerber durch Herabwürdigung seiner Waare zu verdrängen.“

Dieser letzten unüberlegten, unverständigen Beleidigung hat es Herr X., aufrichtig gesagt, größ-

teils zu verdanken, daß ihm auf seine „Erklärung“ geantwortet worden ist. — Wer in dieser Sache krämermäßig zu Werke gegangen sey, und wer auf der andren Seite am besten, offensken und anständigsten gehandelt habe, entscheide nun der Leser.

Und hiermit, guter Herr X., nimmt der Kritiker Ihrer Erklärung, wenn Sie selbst es anders wollten, völlig von Ihnen Abschied, und verspricht Ihnen, den zweiten Band der von Ihnen verlegten Uebersetzung des Gorani in Ruhe zu lassen, ob er gleich auch gegen den gal Manches zu erinnern hätte. Nur beleidigende Neuerungen von Ihnen, nicht ruhiger und bewiesener Ladel, können ihn bewegen, sich noch einmal in diesem oder jedem andren Falle in einen Streit einzulassen. In der That wäre er auch mit diesem gern verschont geblieben, und würde sich nicht hinein gemischt haben, wenn Sie nicht so blind auf ihn zu geschlagen hätten. Haben Sie nun etwas zu erwiedern, so thun Sie es bescheiden und anständig; dann soll Ihnen entweder stillschweigend Recht gegeben, oder ebenfalls bescheiden und anständig repliziert werden. Verfüht Sie aber Ihr böser Geist, sich noch einmal den Ton zu erlauben, der Ihnen diese Rüge zugezogen hat; so antwortet man Ihnen damit, daß der Verleger diese Vorrede vermehrt und erweitert, auch wohl mit einem Anhange versehen, einzeln abdrucken läßt, und dann alle Personen, welche an dieser Sache Anteil haben — von dem Frankfurter Uebersetzer an, bis zu Ihnen hin — mit ihrem vollen Namen nennt: sich selbst nicht ausgenommen; denn er hat so wenig wie der Verfasser dieser Vorrede, die mindeste Ursache, die Bekanntmachung seines Namens zu scheuen.

Billig muß der Herausgeber sich nun noch bei den Lesern entschuldigen, daß er sie so lange mit diesem Streite aufgehalten hat. Er will aber das für in dem, was er noch über den zweiten Theil des gegenwärtigen Buches sagen muß, desto kürzer seyn. Auf das Zeugniß eines sehr einsichtsvollen Gelehrten, der lange in Italien gelebt, und mit vielem Geiste beobachtet hat, versichert er den Lesern, daß Nom von dem Verfasser bei weitem treuer geschildert worden ist, als Neapel. Unterhaltend und zum Theil belehrend werden die Leser hoffentlich auch den gegenwärtigen Band finden. Von geringem Werthe sind indeß manche Reflexionen, ferner die kurze Geschichte der christlichen Religion S. 233, und endlich die sämmtlichen letzten Kapitel, die ihre Gegenstände nur andeuten, und überdies wohl zum Theil falsche Nachrichten enthalten mögen. Der Herausgeber würde dieses alles gern weggelassen haben, wenn er nicht hätte befürchten müssen, daß ihm sein Konkurrent Verstümmelung vorwerfen möchte. In dem gegenwärtigen Bände fehlt an einer mit Strichen beschnittenen Stelle nur ein plumper Aussfall gegen eine große Fürstin. Ein andres Kapitel hat der Herausgeber aus Ursachen, die er S. 243 in der Note angiebt, verkürzt; aber das Wesentliche und Wahre dieses Kapitels ist beibehalten. Beiläufig kann der Herausgeber noch anmerken, daß dieses Kapitel in der Frankfurtschen Uebersetzung gänzlich fehlt.

bei
mit
da-
heil
für
hts-
und
den
tem-
ter-
eser
den.
pion
Re-
zen
und
ent-
als
ätte
Ver-
genz-
bes-
egen
der
der
und
ufig
eses
änz-

R o m.

Uebersahrt von Neapel nach Civita-Becchia.

Das Fahrzeug, auf welchem ich mich zu dieser Uebersahrt einschiffte, war eine Tartane, die der apostolischen Kammer zu Rom gehörte. Die Kosten sind sehr gering; denn ich bezahlte für mich und für meinen Bedienten nur ungefähr zwei Dukaten, oder zwei und zwanzig Französische Livres. Lebensmittel hatten wir uns aber selbst besorgen müssen. Unter der Reisegesellschaft befanden sich ein Franziskaner und ein äußeer zerlumpter Geistlicher, dessen Ton sehr demuthig und unterthänig war. Der Franziskaner hatte den Einsall, elende Farcen zu spielen. Er wollte den Rosenkranz und verschiedene andere lateinische Gebete hersagen. Alles dieses mußte ich mir gefallen lassen; denn ich glich hier dem Vogel im Kästch.

Von dem Schiffspatron erfuhr ich, daß dieses Fahrzeug zum Transport des Getreides diente, welches der apostolischen Kammer gehörte, und daß er selbst wieder Getreide darin mit zurücknähme, wenn es sich zu einem niedrigeren Preise fände, als die Kammer auss gesetzt hätte. Einige Personen von der Equipage ga

Gorani. 2. Theil.

A

— 2 —

ben mir sehr umständliche Auskunft über die Betrügerreien Sr. Eminenz des Herrn Schatzmeisters. Sein Vorgänger war, wie sie mir sagten, ein noch abscheulicherer Mann; er hatte heimlich in einige Felucken und Häuser Salz bringen lassen, damit er einen Vorwand hätte, die Eigenthümer um Geld zu bringen. Die hohen Staatsbeamten, die Kardinäle und besonders der Neffe des heiligen Vaters, bekommen jeder ihren Antheil von dem, was durch dergleichen Beträgerreien gewonnen wird.

Auf unserm Schiffe befand sich noch ein Mensch, dessen Miene wirklich abscheulich war. Nach allen Regeln der Physiognomik konnte man ihn für einen Ausswurf von Obscuität erklären, und er war es auch in der That. Der Schiffspatron sagte mir: er sey ein Neapolitaner. In seiner Jugend habe er sich dem geistlichen Stande gewidmet; er wäre aber wieder aus dem Orden getreten, ehe er noch die Weiße erhalten hätte. Hernach habe er in seinem Vaterlande mehrere Diebstähle begangen und sich deswegen in die päpstlichen Staaten geflüchtet, wo er sich als Spion habe gebrauchen lassen. Hier, fuhr der Erzähler fort, ermordete er grausamer Weise einen jungen Menschen, der ihm seine Geliebte entführt hatte. Die Freundschaft eines Bedienten von dem Kardinal Franz Alcantar, verschaffte dem Obscuitäten die Protektion dieses Prälaten, durch welche er Begnadigung erhielt; und nun kehrte er unbesorgt nach Rom zurück.

Der Hafen von Civita-Becchia.

Verschiedne Inschriften, die man noch jetzt auf Steinen liest, beweisen, daß Trajan diesen Hafen

Angelegt hat. In einer Entfernung von drei Meilen sieht man auch die von diesem Kaiser erbaueten Bäder, die noch recht gut erhalten sind. In der Stadt steht man auf Denkmäler, welche zu erkennen geben, daß die Römer für die Ewigkeit bauten. Der Anblick einer Nation, die so gesinnt ist, und sich mit den künftigen Generationen beschäftigt, erfüllt mich mit Vergnügen. Völker, die nur an das Gegenwärtige denken, verrathen dadurch, daß ihre Konstitution fehlerhaft seyn muß.

Der Hafen von Civita-Bechia ist zwar nicht groß, aber sicher, und geräumig genug für eine Anzahl Schiffe zur Unterhaltung eines beträchtlichen Handels, wenn diesen die Regierung der Geistlichen begünstigte. Der Eingang in den Hafen ist mit einiger Gefahr verknüpft, welcher man aber dadurch entgeht, daß man einen einländischen Booten annimmt.

Man hat mich mit einem Geistlichen bekannt gemacht, der eine Sammlung von Basreliefs und Medaillen besitzt, aus denen sich beweisen läßt, daß Trajan der Stifter des Hafens von Civita-Bechia gewesen ist. Einige von diesen Inschriften habe ich abgeschrieben. Wahrscheinlich fällt die Anlegung des Hafens in das fünfte Regierungsjahr dieses Kaisers.

Nach der Zerstörung von Civita-Bechia bemerkten die Päpste, wie wichtig es wäre, diesen Hafen wieder herzustellen. Die Festung wurde auf Befehl und auf Kosten Pauls III., aus dem Hause Farnese, gebauet, und zwar nach Michael Angelo's Plan. Im Jahr 1535 wurde durch Urban VIII. der Hafen wieder hergestellt. Das Bassin für die Galeeren, welches auf Befehl Clemens XIII. (Nezonico) angelegt und unter seiner Regierung vollendet wurde, ist ein schönes Werk. Die Wasserkunst, ein herrliches Monument, hat man der Wohlthätigkeit

leit Benedikts XIV (Lambertini) zu verdanken.
Das Zeughaus endlich wurde unter der Regierung
Alexanders VII gebauet.

Der Handel von Civita-Bechia.

Der Handel dieser Stadt ist nicht beträchtlich.
Es giebt hier nicht einen einzigen Millionair; kaum
zählt man fünf bis sechs Häuser, die einen gewissen
Ruf haben.

Von unsren Französischen Provinzen nimmt bloß
die Provence Antheil an dem Handel von Civita-
Bechia, und Marseille ist in der dortigen Gegend die
einzige Stadt, welche Schiffe nach diesem Hafen sen-
det. Dies sind aber im Ganzen nur Tartanen von
zwei, höchstens dreihundert Tonnen, und ihre Anzahl
beträgt jährlich nur fünfzig bis fünf und fünfzig.

Ihre Ladung besteht in Stockfisch, Kaffee, Zucker,
Früchten aus der Provence, verschiedenen Sorten
Wein ic. Sie nehmen dafür Alum, Schwefel, Baum-
holz und Wolle zurück.

Ein Dutzend Holländische Schiffe bringen jährlich
Spezereiwaaren, Tücher, Thon, Käse und Tabacke;
dagegen nehmen sie Getreide, Wolle und einige Seiden-
waaren. Ungefähr dreißig bis vierzig Englische Schiffe
kommen alle Jahre mit Lebensmitteln aus ihren Kolos-
nieen, und mit einigen andern Produkten der Britti-
schen Inseln an.

Die Genueser treiben in Civita-Bechia einen bes-
trächtlichen Handel mit Pomeranzen, Citronen, Oels,
Sammet und verschiedenen Spanischen und Portugies-
ischen Artikeln. Hundert und dreißig bis hundert
und fünfzig Felucken und Tartanen werden damit be-
frachtet. Es laufen auch noch viele kleine Schiffe aus

— 5 —

Sicilien, Neapel, Korsika und Malta in diesem Hafen ein. Im Jahr 1789 sah man daselbst ungefähr achtzig Toskanische Fahrzeuge.

Die Einwohner haben nur wenige eigne Schiffe. Man sieht zehn bis zwölf Tartanen, die mit dem Fischfange beschäftigt sind, oder Getreide ausführen, wenn die Ausfuhr erlaubt ist, oder wenn die apostolische Kammer für gut findet, es zu einem Preise zu verkaufen, wobei sich Spekulationen machen lassen. Zu diesem Handel gebraucht die Kammer sieben bis acht Schiffe.

Fünfzehn bis zwanzig Felucken fahren bloß die Tiber auf und ab, um die ausländischen Kaufmannswaren nach Rom zu schaffen. Bei einer andern Gelegenheit werde ich von der Marine des heiligen Vaters reden, die jetzt von keiner sonderlichen Wichtigkeit ist.

Die Garnison, die Sklaven und Ruder-knechte.

Bei meiner Anwesenheit zu Civita-Becchia, bestand die Garnison aus fünfhundert und sechzig Mann, die so schlecht gekleidet waren, daß sie nicht einmal einerlei Uniform hatten, ungeachtet sie nur ein einziges Corps ausmachten. Nur in der blauen Farbe ihrer Kleidung waren sie alle einfarbig. Sie sind äußerst undisciplinirt. Der Soldat thut bloß nach Belieben seine Schuldigkeit, und spottet oft über die Befehle der Officiere *).

* Ein paar drollige Beispiele hiervon aus Rom selbst, führt Moriz in seinen Reisen an.

30 Paoli (etwa 16 Livres 10 Sous nach Französischem Gelde.) Ungeachtet diese Soldaten ein sehr besquemes Leben haben, so ist doch die Desertion unter ihnen sehr groß. Sie sind dem Schwelgen ergeben, und bringen daher das in wenigen Tagen durch, was zu ihrem Unterhalt auf einen ganzen Monat hinreichen soll; alsdann müssen sie borgen, oder sie stehlen auch wohl, begehen tausenderlei Exesse, und laufen endlich davon.

Das Schicksal der Türkischen Sklaven und der Knechte im Civita-Bechia ist sehr gelinde. Sie haben viele Freiheit, gehen ohne Wachen umher, und können einen kleinen Handel treiben. Außerdem unterhalten in dieser Stadt fast alle schöne Frauenzimme einen Galeerenensklaven. Nicht ohne Verwunderung hörte ich, daß Handelsleute diesen Sklaven Waaren anvertrauen, um sie einzeln zu verkaufen. Was aber noch mehr bemerk zu werden verdient, ist der Umstand, daß diese Gelindigkeit nur Vösewichtern zu Gute kommt.

Die Türkischen Sklaven können an diesen Vergnügsstungen keinen Anteil nehmen, weil sie der Sprache nicht kundig sind; folglich fällt die Strafe auf den ehrlichen Mann, und der Vösewicht erhält Belohnungen, anstatt gezüchtigt zu werden. Nicht selten entwischen Türkensklaven, weil die Polizei weder streng noch aufmerksam ist, und die Wache sich leicht bestechen läßt.

Das Amt eines obersten Gerichtsdieners ist in Civita-Bechia sehr ansehnlich. Seine jährlichen Einkünfte betragen nicht leicht unter sieben bis acht-hundert Dukaten oder acht bis neuntausend Französische Livres. Begnadigung und Bestrafung hängen von ihm ab; er kann die Ketten dieser Unglücklichen erleichtern oder schwerer machen, und steht daher in großem Ansehen.

Die Stadt.

Civita-Bechia hat, mit Inbegriff des Hafens, nicht über zwei Französische Meilen im Umfang. Die Volksmenge beträgt, wenn man die Soldaten und die Sklaven dazu rechnet, zwischen neun- und zehntausend Seelen. Die Anzahl der letztern soll sich, wie man mir gesagt hat, auf sechshundert belaufen. Die Hauptstraßen sind ziemlich breit und gut gepflastert; der Wassenplatz ist groß und schön.

In der vortrefflichen Franziskanerkirche sieht man eine Inschrift, worin es heißt, Pius VI habe das Geld zur Vollendung ihres Baues hergegeben. Mir hat man indeß versichert, dies sei ungegründet, und man habe durch dieses vor der Zeit ertheilte Lob nur die Großmuth des Papstes reizen wollen. Uebrigens muß man sich nie übereilen, dergleichen Inschriften im Kirchenstaate für wahr zu halten.

Ich fand in Civita-Bechia eine elende Schauspielergesellschaft, die ich einige Stücke von Gold auf sehr schlecht vorstellen sah. Für die Entrée bezahlte man einen Paolo oder elf Französische Sous. Das Schauspielhaus ist klein, aber ziemlich hübsch. Es hat die schicklichste Form, nehmlich die von einem halben Oval.

In den Italiänischen Staaten findet man gewöhnlich sehr viele Kirchspiele. Es giebt Städte, die nur fünf bis sechstausend Einwohner, und dennoch fünf bis sechs Kirchspiele haben. In Civita-Bechia aber ist nur ein einziges.

Die Klöster.

Civita-Bechia hat zwar nur Ein Kirchspiel; aber desto mehr Klöster. Die Kapuziner finden, bei ihrem Gelübde der Armut, Mittel, in einer nicht reichen Stadt in Ueberfluss zu leben. Ich begab mich um die Essenszeit in ihren Speisesaal, und fand sie an einer Tafel, die mir sehr gut besetzt schien, obgleich gerade ein Fasttag war. Die Kapuziner gelten in Italien überhaupt sehr viel; das Volk betrachtet sie als Heilige, und man beeifert sich, ihnen reichliche Almosen zu bringen. Diese Patres sind sehr schlau; nach ihrem Außerthlichen scheinen sie ein sehr strenges Leben zu führen, und dennoch haben sie unter allen Mönchen das bequemste. Sie drängen sich den Leuten auf, drohen ihnen mit der Hölle, und rauben den Dürftigsten das Brot. Folglich sind sie im eigenlichen Verstande Spitzbuben, und ihre Klöster gleichen den Höhlen, in welchen die Räuber zusammen kommen, um Notsende zu plündern. Damit an der Gleichheit gar nichts fehle, sieht vor der Thür jedes Kapuziner-Klosters ein hochstammiges Holz, gleichsam um die Art Leute, welche diese Raubnester bewohnen, zu bezeichnen.

Die Kapuziner sind die reichsten Mönche in Civita-Bechia. Man sagte mir, daß sie sich mit dem Handel abgäben; worüber ich mich gar nicht wunderte, da ich eben dasselbe in Genua gesehen hatte. Die Einkünfte ihres Klosters betragen zwei und zwanzigtausend Thaler; und man sieht leicht ein, daß sie ihren Küchenzettel nach dem Verhältniß ihrer Einnahme einrichten. Unter ihrem besondern Schutze stehen fünf bis sechs Galerienklaven, die den Handel im Einzelnen besorgen müssen, und, da sie alle Mädchen in der Stadt kennen, diesen Kapuzen Gelegenheit

verschaffen, sich lustig zu machen, ohne daß sie Aerger-
niß geben.

Das Krankenhaus der Barmherzigen Brüder wird
sehr schlecht administriert. Die Unwissenheit der Mön-
che, welche die Stelle der Aerzte und Wundärzte ver-
treten, ist sehr groß: sie verstehen nicht einmal gehö-
rig die Ader zu öffnen.

Für den Volksunterricht bleibt es hier ein Kloster
von Doktornariern. Schwerlich wird man aber eine
Stadt antreffen, deren Einwohner sogar von der
Religion weniger Kenntnisse hätten; hieraus kann
man sich denn einen Begriff von der Fähigkeit der
Lehrer machen. Sie thun kein Gelübde, und können,
wenn sie wollen, das Kloster verlassen, um ein ande-
res Gewerbe zu treiben.

Auffallend war es mir zu hören, daß es in Civita-
ta Vecchia keine Nonnenklöster gäbe. Die Frauen-
zimmer, die in ein Kloster wollen, müssen nach Rom
gehen.

Die Mönche in Civita Vecchia sind, ihr sles-
serliches Leben abgesehen, sehr artige Leute. Sie
nahmen mich immer mit Herzlichkeit auf, und spra-
chen mit mir offenherzig über ihre eignen Angelegenhei-
ten. Ich ging besonders sehr gern zu den Dominikanern,
welche die übrigen an Kenntnissen übertrafen.
Unter ihnen war ein ehemaliger Professor am Colle-
gium der Minerva zu Rom, mit dem ich verschie-
dene Unterredungen gehabt habe. Es ist bekannt, daß
man in ganz Italien die Franzosen seit der Revolu-
tion nirgends gern sieht, und daß sie besonders von
den Priestern und Mönchen verabscheuet werden. Ich
nahm mich auch wohl in Acht, zu sagen, daß ich ein
Franzose wäre, sondern gab mich für einen Schweizer
aus, und hatte mir in Genf einen Paß verschafft,
worin ich als aus dem Waadtlande (pays de Vaud) ges-

blürtig bezeichnet war. Ohne diese Vorsicht würde ich nie Zutritt zu den Mönchen erhalten, oder ihr Vertrauen gewonnen haben. Ich äußerte gegen den Professor, daß ich außerordentlich wünschte, den Pater Inquisitor zu sehen; und eines Tages stellte er mich diesem Geistlichen vor, der ein sehr schönes Zimmer bewohnte. Die Porträts, die Gemälde und Kupferstiche, alles kündigte das Oberhaupt der Inquisition an, mit welchem ich nun folgende Unterredung hatte.

Der Inquisitor. Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie ein Franzose sind. Diese Feinde Gottes, der Religion und ihres Königs sind verdammt, weil sie den göttlichen und menschlichen Gesetzen den Krieg angekündigt haben.

Ich. Ich bin kein Franzose, ehrwürdiger Vater, sondern aus Brüssel gebürtig, ein Unterthau des Kaisers.

Der Inquisitor. Ich habe Joseph den Zweiten in Rom gesehen. Er war ein Ungeheuer, und von der Hölle ausgespien, um den Schoß der Kirche zu zerfleischen. In allen seinen Staaten hat er den unseligen Samen der Ketzerei ausgestreut. Ist dieser nun in Ihrem Lande wieder ausgerottet?

Ich. Sie wissen, mein Vater, daß wir uns gegen ihn empörten, weil wir weder seine Moral, noch seine Theologie annehmen wollten.

Der Inquisitor. Ja; aber Ihr habt nicht Glauben genug gehabt. Es giebt noch viele Anhänger der Ketzeret unter Euch. Meine Mitbrüder, die Dominikaner, haben Euch große Dienste geleistet, die aber nicht erkannt worden sind. Man hat sich wieder der Kaiserlichen Herrschaft unterworfen.

Ich. Leopold läßt sich mit Joseph gar nicht vergleichen. Dieser Fürst ist tugendhaft, und ganz durchdrungen von Religion.

Der Inquisitor. Durchdrungen von Religion? er, tugendhaft? Ein Gottloser ist er, der in Toscana eine große Anzahl Klöster und Bruderschäften aufgehoben hat!

Wie kann man tugendhaft seyn, wenn man die Geistlichen anfeindet, die für das Wohl der Kirche eifern und sich nur damit beschäftigen, die Lehren unserer heiligen Religion auszubreiten und ihnen Chrfürcht zu verschaffen!

Ich. Ich wußte nicht, daß er sich zu so verdammungswürdigen Irrtümern hat verleiten lassen. Ich beklage ihn, und werde Gott bitten, daß er das Herz dieses Fürsten röhren möge.

Der Inquisitor. Sie trösten mich, mein Herr. Ich sehe, daß Sie Religion und Grundsätze haben. Gott wird Sie segnen.

Ich. Leopold zeigt gegen uns ein ganz anderes Vertragen, als in Toskana. Er hat alle geistliche Stiftungen wieder auf den ehemaligen Fuß hergestellt.

Der Inquisitor. Trauen Sie ihm nicht! Er ist ein Heuchler, der die Maske abnehmen wird, so bald er seine Autorität gänzlich befestigt sieht. Die Werkzeuge des Teufels sind sehr lästig, und Leopold ist einer der abscheulichsten von seinen Dienern. Da sehen Sie den König von Sardinien! Den nenn' ich mir doch einen würdigen Monarchen! einen Fürsten, dessen Vertragen wirklich exemplarisch ist. Der Turiner Hof zeichnet sich durch seine Chrfürcht für die Religion aus, und auch durch pünktliche Erfüllung der Pflichten, welche sie vorschreibt. Warum befolgte der Französische Hof nicht ein solches Beispiel? Alle seine Unglücksfälle rührten von seiner Gleichgültigkeit gegen die Religion und von dem Ärgernisse her, das er gegeben hat.

Ich. Die Verschwendungen dieses Hofs haben die Finanzen zu Grunde gerichtet und die Revolution veranlaßt.

Der Inquisitor. Hatte der Französische Hof Religion, so ließ er sich nicht von den Lastern hinreissen, die ihn zu den ungeheuersten Verschwendungen verleitet haben. Seine Freiheit war also die Quelle seines Unglücks.

Ich will diese Unterredung, die dem Leser lange Weile machen könnte, nicht weiter ausdehnen. Dies

sen Auszug habe ich bloß angeführt, um die fanatischen Grundsätze der Mönche zu zeigen. Der meintige ursächliche von den Fürsten bloß nach der Art von Behandlung, die sie den Dienern der Kirche widersahen ließen. Jeder Fürst, der das Eigenthum der Kirche ansührte, war in seinen Augen ein höllisches Ungeheuer. Dem Könige von Sardinien gestand er die seltensten Eigenschaften, die einen Monarchen auszeichnen könnten, einzigt und allein deswegen zu, weil er wußte, daß dieser Fürst fremm ist.

Reise von Civita-Bechia nach Rom.

Achtzehn Meilen von Civita-Bechia läßt man zur linken Seite die kleine Stadt Cervetta liegen, welche dem Prinzen Ruspoli gehört. Mein Postillon, ein Mensch der mir ganz vernünftig zu seyn schien, sagte mir: diese Stadt hätte kaum dreitausend Einwohner, welche sehr arm wären. Vor fünf Jahren wurde sie durch eine Hungersnoth genöthigt, bei dem Lehnsherrn und der päpstlichen Kammer um Unterstützung anzusuchen; allein sie konnte nichts erhalten. „Ah, mein Herr, setzte der Postillon hinzu, die Priester sind gar schlimme Herren! Eher würde man einen Marokkaner rühren, als einen Priester oder Mönch. Die Prinzen aus päpstlichem Blute haben einen Theil von der Hartherzigkeit ihrer Ahnen geerbt.“

Schlechter kann wohl kein Weg seyn, als der von Civita-Bechia nach Rom. Ich ward fürchterlich zerstochen. Der Postillon entschuldigte sich bei mir, was er indeß gar nicht nöthig hatte. „Dieser Weg, sagte er, ist abschulich; aber die verwünschten

Pfaffen wollen ihn nicht ausbessern lassen. Der Vortheil des Publikums ist immer das Letzte, woran sie denken." Die ganze Landschaft längs dem Wege schien mir unangebaut. Kräten, Insekten und Gewürme hatten sie in Besitz genommen, und wandelten friedlich darin umher.

Der Gasthof von Montenero, wo ich abstieg, ist das elendste Nachtlager, das man nur finden kann. Fast hätte ich darin verhungern müssen, wenn ich nicht so klug gewesen wäre, Lebensmittel mitzubringen. Ich blieb die Nacht über in meinem Reisewagen, weil ich mich unmöglich dazu entschließen konnte, in einem Bette zu liegen, das ich von Wanzen gleichsam belagert gesehen hatte. Indes mußte ich doch am folgenden Morgen eben so viel bezahlen, als ob ich im weichsten Federbett geschlafen hätte.

Auf dem Wege von Civita-Becchia nach Rom sieht man mehrere schöne Ruinen, als Zeugen von dem ehemaligen Glanze der außerordentlichen Nation, welche bei nahe die ganze bekannte Welt unterjochte, und deren Gesetze Europa civilisierten. Die Barbaren haben alles vernichtet, und die Priester nichts wieder hergestellt. Ein trauriges Beispiel von allen den Uebeln, die von der theokratischen Regierungsform unzertrennlich sind!

Auf dem ganzen Wege von Civita-Becchia nach Rom, das heißt, in einer Strecke von 48 Meilen, (zwölf Deutschen) findet man nur zwei kleine Dörfer: Santa-Severa und Santo-Mariello.

Aukunft des Verfassers in Rom; seine Empfindungen.

Jene Einöde, jene Nutzen und jene rauhe, unan gebaute Landschaft, deren ich erwähnt habe, erstrecken sich bis zu den Thoren der Stadt Rom; und zu seiner Verwunderung sieht der Reisende eine große, prächtige Stadt, ohne daß sie ihm vorher durch irgende etwas angekündigt worden ist. Die Straße von Civita, Vechla führt zu dem Thore in der Nähe des Vatikans. Umheit der Engelsburg hielte ich an. Von hier aus betrachtete ich lange Zeit, in stille Bewunderung versunken, die prächtige Fassade der St. Peterskirche, den großen Platz, den Obelisk, die Kolonnade von Bernini, u. s. w. Wahrlich ein zauberndes Gemälde, welches mich fast anderthalb Stunden im Anschauen erhielt! Der Postillon hatte die Gesälligkeit, so lange zu warten, was er gar nicht zu thun brauchte. Die Römer besitzen von Natur viel Verstand. Die Neugierde der Ausländer ist ihnen nicht auffallend, und sie begünstigen sie sogar, so viel sie nur immer können.

Von dem St. Petersplatz bis zu dem Spanischen, wo ich wohnen wollte, sieht man nichts als schöne Gebäude, an denen die neuere Architektur alle ihre Wunder zeigt. Noch war ich über die unermessliche Wüste, durch welche ich gereist war, betroffen und mit Trauern erfüllt; um so viel lebhafter fühlte ich die Verschiedenheit des Schauspiels, welches mir die prächtigste Stadt der Erde darbot.

Aufwand zu Rom. Trinkgelder. Hausbediente.

Es giebt in dieser Stadt mehrere Artikel, die eben nicht theuer sind. In London bezahlt man für eine Kutsche täglich eine Guinee, und in Paris achtzehn Franken. In Rom hat man sie für sieben bis acht Livres. Die Schauspiele sind wohlseil, und der Lebensunterhalt macht wenig Kosten. Für fünf Paoli (ungefähr drei französische Livres) ist man sehr gut; und für eine sehr schöne Wohnung bezahlt man möglicherlich drei Louis'dor. In der Kleidung braucht man zu Rom nicht mehr Aufwand zu machen, als in den andern Hauptstädten, wenn man mit dem Corps diplomatique und der so genannten guten Gesellschaft Umgang haben will. Paris macht ihm in diesem Punkt eine Ausnahme. Hier kleidet man sich, wie man will, seitdem die Revolution die Verfassung des französischen Staates verändert hat. Viele Leute affektieren sogar in ihrem Neubüren eine Nachlässigkeit, die an das Unreinliche gränzt: gerade als ob es nöthig wäre, schmutzig und ekelhaft zu seyn, um das Aussehen eines wirklichen Demokraten zu haben *).

*). Da sieht man einen ehemaligen Ludwigstritter, einen Abve, die Roberröthe seiner Sektion (in Paris) besiegen, mit einem schäbigen Hut in der Hand, mit Wäsche, die seit Monathen nicht gewechselt ist, in einem Rocke, durch den die Elbbogen sehn, in Beinkleider, die mit Bindfaden zugeschnürt sind; und zu volliger Unglaublichuna seines Sansculottismus schniezt er die Nase mit den Fingern, oder wischt sie auf dem Camel. So geberdet sich unser neue Schlag von Hoschranzen: eben so schändlich wie der alte, aber eckhafter." In einem Brüsse aus Paris, vom 25. Februar, 1793. In den Friedens-Präliminarien, einer Zeitschrift politischen Inhalts.) S. 1. G. 313.

Hieraus sollte man schließen, daß der Aufenthalt zu Rom für einen Ausländer eben nicht kostbar seyn Edne; darin würde man sich indeß sehr trenn. Zur Vermehrung der Ausgaben, die man in dieser Hauptstadt machen muß, tragen besonders die Trinkgelder bei, die man fast alle Augenblicke zu geben hat. Nirgends in der Welt geht es mit diesem Missbrauche so weit, wie in Rom. Nicht bloß in den Häusern der Kardinäle und der Vornehmen, sondern auch der Bürger, wird man auf diese Art von den Bedienten in Kontribution gesetzt. Durch Beilegung der prächtigsten Titel sucht dieses Bedientenvolk, das zu dem verächtlichsten in der Welt gehört, die Eigenliebe der Fremden rege zu machen und sie zur Großmuth zu reißen.

Bei meiner Abreise von Civita Vecchia hatte ich die Besorgung eines kleinen Pakets an den Kardinal Borromeo übernommen. Da ich kein Verlangen hatte diese Eminenz zu sprechen, so stieg ich nicht einmal aus dem Wagen, sondern mein Bedienter gab das Paket ab. Zwei Tage nachher kam ein wohlbeleibter Schäfer in der Livrei des Kardinals zu mir, um mir im Namen seines Herrn einen guten Morgen zu wünschen, und für sich ein Geschenk zu fordern. Ich antwortete ihm sehr trocken: das brauchte ich ihm nicht zu geben; ich hätte gar nicht die Absicht gehabt, den Herrn Kardinal zu besuchen, sondern ihm nur das Paket zuzustellen, wozu ich mich aus bloßer Höflichkeit anheischig gemacht; und deswegen sollte billig der Kardinal Borromeo meinem Bedienten, der das Paket besorgt hätte, ein Geschenk geben. Der Kerl wollte sich indeß nicht abweisen lassen; und, um seiner Zudringlichkeit ein Ende zu machen, warf ich ihm die Thür vor der Nase zu.

Durch

Durch diese Geschenke entschädigen sich die Besitzten für den mäßigen Lohn, den sie bekommen. Das Geld, welches diese Kontribution einbringt, wird in Gegenwart mehrerer Zeugen in eine gut verwahrte Kasse gehan, und am Schlüsse des Jahres getheilt.

Ehe man in den Gesellschaftsaal kommt, geht man durch einige Vorzimmer voll Bedienter, deren Geschäfte, Tracht und Benennung von einander verschieden sind. Der Name des Ankommenden erschallt von einem Vorzimmer zum andern; und ist er ausländisch, so wird er zuweilen gar seltsam verstimmt. Herr von Montesquieu hat mir erzählt, er habe einmal einen Römischen Prinzen besucht, und sey Anfangs unter dem Namen Mordieu, und hernach als Herr von Montieu angemeldet worden. Im dritten Zimmer ward Montieu in Mordieu, und zuletzt in Torbu verwandelt.

Tissot ist allgemein bekannt. Der Kardinal Bernis erzählte mir: als dieser Arzt ihn besucht, habe der erste Bediente gerufen: der Doktor Tisson; der zweite: Toffon; der dritte: Tosodl; und endlich habe denn der vierte ihn unter dem Namen: Doktor Tassoul, eingeführt. Ich erzählte dem Kardinal dafür, was diesem berühmten Mann in Genf begegnet wäre. Der Kontrast ist höchst auffallend. Tissot sagte, als er jemanden besuchen wollte, der Magd im Hause seinen Namen, und bat sie, ihn nicht zu vergessen. „Sie halten mich auch für sehr einfältig, erwiederte das Mädchen, wenn Sie glauben, ich könnte einen so berühmten Namen vergessen!“

Bei dem Anblick dieses Schwarmes von Schelmen und Müßiggängern, mit denen die Palläste und Häuser in Rom angefüllt sind, kann man sich des Gedankens nicht enthalten, daß sie weit nüchtrlicher wären.

Gorani. 2. Theil.

B

halt
seyn
Zur
upt-
elder
Nir-
e so
der
der
nten
äch-
dem
der
h zu

chia
den
kein
stieg
nein
her
Kars
i et-
Ge-
ken:
gar
besu-
vozu
acht;
ne o
ätte,
nicht
ein
der
urch

ren, wenn man sie die unangebauten Felder rings um die Hauptstadt der christlichen Welt urbar machen ließe.

Es ist bekannt, daß man ein Geschenk geben muß, um die Gegenstände der Neugierde zu sehen, die nicht öffentlich ausgestellt sind. Gewöhnlich bezahlt man einen Testone, der nach Französischem Gelde ungefähr 38 Sous (etwas über 11 Gr.) beträgt. Dies scheint nicht viel; allein da es eine große Anzahl Kabinette, Museen u. s. w. giebt, und da man sie mehr als einmal besuchen muß, wenn man die Meisterstücke der verschiedenen Galerien (Schulen) genauer kennen lernen will: so läßt sich leicht einsehen, daß diese Geschenke zuletzt eine ansehnliche Summe ausmachen.

Der außerordentliche Banquier.

Thomas Jenkins, ein berühmter Banquier in Rom, von Geburt ein Engländer, verdient mit Recht ein Kapitel in diesem Werke. Er trieb erst einige Zeit die Malerei; aber bald merkte er, daß er es in dieser Kunst niemals weit bringen würde. Nun begnügte er sich, das zu seyn, was man gewöhnlich einen Kenner nennt, der in der Theorie alles dessen, was auf die bildenden Künste Beziehung hat, sehr bewandert ist. Er versteht sich vollkommen auf Medallien, Kameen, geschnittene Steine, &c. Mit der Geschichte ist er sehr bekannt; und niemand übertrifft ihn in seinen ratschönen Notizen über Basreliefs, Bildsäulen, oder Büsten, wenn sie auch durch die Zeit noch so sehr beschädigt sind. Kurz, um sein Lob mit wenigen Worten zu vollenden: er wurde oft von dem Kardinal Alexander Albani, von Winkel,

mann und von dem Maler Raphael Mengs, diesen drei auf verschiedne Art berühmten Leuten, über Gegenstände der Malerei und Bildhauerkunst zu Nasthe gezogen. Anfänglich handelte er nur mit Gemälden, Bildsäulen und Münzen; in der Folge aber trieb er auch Wechselgeschäfte, und erwarb sich dadurch ein großes Vermögen. Alle Ausländer von Stande werden an diesen Mann adressirt.

Jenkins hat eine wirklich originelle Art, die mancherlei Sachen, mit denen er handelt, zu verkaufen. Will man eine Medaille von ihm haben, so erzählt er den historischen Umstand, auf den sie sich bezieht, sehr genau, und erhebt in einer prächtigen Lobrede, die er mit der größten Wärme vorträgt, die Seltenheit und das Ausgezeichnete dieser Münze, für welche er dann eine ansehnliche Summe fordert. Hat man sie behandelt, so vergießt er Thränen, wenn er sie dem Käufer zustellen muß. Einen lebhafteren Schmerz könnte ein Vater nicht zeigten, wenn er eine einzige Tochter im Begriff sähe, nach einem weit entfernten Lande abzureisen. Ich bin einmal zugegen gewesen, wenn ein solcher Handel zu Stande kam; und die Neußerung seines Schmerzes wirkte so stark auf mich, daß er mir Thränen auspreßte. „Mein Herr,” sagte er zu dem Käufer, wenn er sah, daß dieser weggehen wollte, „bereuen Sie jemals den so eben geschlossenen Handel, so bringen Sie mir die Medaille wieder. Ihr Geld sollen Sie augenblicklich bereit finden; und mir werden Sie mit diesem unschätzbaren Stück die ganze Ruhe und Zufriedenheit meines Lebens wiedergeben.“ Biswollen ist er beim Worte gehalten, und ihm das Verkaufte zurückgebracht worden. Dann hat Jenkins jedesmal richtig sein Versprechen erfüllt. Mit Neußerungen der lebhaftesten Freude zahlte er das Geld zurück, und lud sogar die Person, die ihm ein

solches in ihre Hände gekommenes Kunstwerk wiederbrachte, zum Mittagessen ein.

Die habe ich von einem Schauspieler Nahrung und Betrübniß mit mehr Ausdruck und natürlicherer Pantomime vorstellen sehen, als von Jenkins bei solchen Gelegenheiten. Er ließe sich vorzüglich auf das Theater bringen. Vielleicht ist sein Schmerz ungestüm; und vielleicht hat er wahre Anhänglichkeit für die Gegenstände seines Gewerbes. Gesezt aber auch, es wäre nur ein Kunstgriff, der zum Handwerke gehörte; so muß man doch in jedem Falle zugeben, daß er es darin bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht hat.

Der Garten des Quirinals.

Dieser Garten ist sehr angenehm, und in den mannigfältigsten Formen angelegt. Er hat artige Höfe, auf denen man Hühner und andres Geflügel von vorzüglichem Geschmacke mästet, um sie würdig zu machen, von dem allerheiligsten Magen des heiligen Vaters verdauet zu werden. Er liegt nach der Mittagsseite hin; was denn für die Gesundheit der Päpste sehr zuträglich ist, da sie gewöhnlich Greise sind, und ihre natürliche Wärme sehr abgenommen hat. Man trifft auch ein Kaffeehaus (Pavillon) darin an, das Benedict XIV zu seiner Zusammenskunft mit dem Könige von Neapel, welcher in der Folge unter dem Namen Karl III, König von Spanien wurde, hat erbauen lassen.

Als dieser Fürst nach Rom kam, um den Thron beider Sicilien in Besitz zu nehmen, war Benedict XIV sehr begierig, eine Zusammenkunft mit ihm zu

haben. Da er aber besorgte, daß dem Könige von Neapel das Ceremoniell mißfallen möchte, welches die katholischen Fürsten, wenn sie bei dem Papste zur Audienz kommen, beobachten müssen: so fiel er auf einen sehr guten Ausweg. Er ließ ein Kaffeehaus bauen, worin sich beide Souveräne gleichsam durch ein Ungefähr antreffen und, wie zwei Freunde, ohne alle Formalitäten umarmen sollten. Karl kam in dieses artige Kaffeehaus, und hätte nun die Ankunft des Papstes darin abwarten sollen; aber kaum sagte man ihm, daß dieser am Ende einer Allee zu sehen wäre, so ging er hinaus, und kniete nieder, als er ihn nur von weitem erblickte. Der immer scherzhafte Lambertini konnte sich nicht enthalten auszurußen: Che coglione! der Niederträchtige! Hierauf wendete er sich gegen drei Kardinäle, die in seinem Gefolge waren, und sagte zu ihnen: lasset uns Gott danken, und ihn bitten, daß er alle katholischen Regenten aus eben dem Stosse bilden möge, woraus dieser gebildet ist!

Einige Kardinäle und Römische Prälaten tadelten die Nachgiebigkeit, welche dieser Papst bei der Aufhebung der Spanischen Dataria gezeigt hatte; sie unterstanden sich sogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Aber Benedict XIV., der in der Zukunft las, antwortete ihnen: „Wir wollen dem Himmel danken, daß uns der König von Spanien um Erlaubniß zu dieser Reform gebeten hat, und zugleich so großmuthig gewesen ist, uns durch eine Summe Geldes schadlos zu halten.

Clemens XIII. (Rezzonico) war ganz Huld und Menschenliebe *). Er hatte Verstand; aber er war

* Davon ist doch der geweihte Hut und Degen, den er dem Feldmarschall Daun nach der Schlacht bei Collin schickte, eben kein großer Beweis. Einige

eder-
run-
herer
bet-
auf-
uns-
heit-
aber
verke-
eben,
kons-

den
artige
beflü-
würs-
i des
nach
dheit
önlich
nom-
(llon)
umens
a der
Spa-
chron
dier
m zu

zu sehr von den Vorzügen des heiligen Stuhls vor den andern Thronen der Erde eingenommen. Auch seinen Nepotismus, eine Schwachheit, die mehreren Päpsten gemein ist, macht man ihm zum Vorwurfe.

Clemens XIV besaß die Tugenden seines Vorgängers; Lambertini gleich er aber durch Gelehrsamkeit, und durch Bekanntschaft mit seinem Zeitalter. Nezzonico hatte alles durch sein rauhes Betragen verdorben; Ganganelli gewann es durch seine Geschmeidigkeit wieder: er redete die Sprache der Vernunft, und fand Gehör. Pius VI hätte beinahe alles aufs neue verdorben. Er hat sich öfters auf eine lächerliche Art kompromittirt, und das päpstliche Ansehen um vieles verringert. Rom merkt nicht einmal allen den Schaden, den es durch ihn gesitten hat. Kurz, man kann sagen, daß wenige Päpste Ganganelli's ähnlich gewesen sind. Noch weniger lassen sich mit Lambertini vergleichen; aber Nezzonicos und Braschi's zeigt uns die Geschichte der Päpste in großer Menge.

Russische Anekdote.

In meiner Schilderung von Livorno wird man die traurige Geschichte einer Russischen Prinzessinn finden, worin der Graf Alexis Orlow die Hauptrolle spielt. Zwei Engländer, welche ich in Rom bei der Marchesa Gentili Vucca Paduli antraf, bestätigten mir die Wahrheit dieser Erzählung

neuere Schriftsteller in Wien haben die Anekdote geläugnet; aber sie hat gewiß ihre völlige Richtigkeit.

mit eben den Umständen, die ich dort anführe *). Man hat sehr viel von diesem Russischen Tyrannen, von seiner außerordentlichen Stärke und von seiner Brutalität gesprochen. Hier mag ein Vorfall stehen, der sich in dem Hause der genannten Marchesa zutrug, und dessen Wahrheit mir mehrere Augenzeugen versichert haben.

Der Graf Orlow wollte eines Tages bei dieser Dame Beweise von seiner Stärke geben, durch die er mit dem Herkules verglichen zu werden verdiente. Er nahm verschiedene Stücke Krystall, Eisen und andre sehr harte Materien in die Hände, und zerbrach sie ohne viele Anstrengung zwischen denselben. Auch legte er einen der härtesten Aepfel zwischen zwei Finger der einen Hand, und zerdrückte ihn so in mehrere Stücke. Eines Abends machte er dieses Experiment in Gegenwart des Herzogs von Gloucester, Bruders des Königs von England. Ein Stück des Apfels sprang diesem Englischen Prinzen ins Gesicht, und verletzte ihn. Alle Anwesende bezeugten sich über diesen Zufall bekümmert; nur der Graf Orlow schien dabei ganz gleichgültig, und hielt es nicht einmal für nöthig, dem Herzoge die mindeste Entschuldigung zu machen. Konnte auch wohl der Bösewicht, der seinen . . . erdrostelt hatte, einige Achtung für den Bruder eines Königs haben? Eben dieser Graf sprach von den tragischen und schrecklichen Ereignissen bei dem Regierungsantritte K . . . 's, wie von ganz gewöhnlichen Vorfällen. — — — —

* Die Anekdote ist nicht mehr neu. Auch Herr von Archenholz erzählt sie in seinem England und Italien. Th. IV, S. 155.

Muth der Römischen Weiber.

Die Extreme berühren einander *). Die Päpste, welche den höchsten Grad des Despotismus ausüben, da sie sowohl den Geist als den Körper ihrer Untertanen threm Zocle unterwerfen, diese so verehrten, souverainen Päpste sind oft in dem Falle, von Leuten aus der niedrigsten Volksklasse die härtesten Neuerungen anhören zu müssen.

Während meines ersten Aufenthaltes in Rom, war im Oktober das Oehl außerordentlich theuer. Man beschuldigte den Papst, daß er ein Monopol damit trieb; und man that ihm damit gar kein Unrecht: denn die päpstliche Kammer, welche die allerheiligsten Hisnanzen zu verwalten hat, treibt wirklich nicht nur mit dem Getreide, sondern auch mit allen andern Lebensmitteln, das verhaftete Monopol.

Sch ab einmal ruhig auf meinem Zimmer, als mir mein Bedienter sagte: in der Straße wäre ein großer Auflauf, weil der Papst zu Fuß, mit selnen Wagen hinter sich, vorbei käme. Um dies Schauspiel in der Nähe zu sehen, ging ich hinunter, und da hörte ich denn ein Weib ohne alle Scheu und mit lauter Stimme zu dem Papste sagen: „Heiliger Vater, das Oehl ist entsetzlich theuer, und es hält sehr schwer, welches zu bekommen. Du mußt dafür sorgen! Das Volk klagt, und verlangt, du sollst Befehl geben, daß dem Mangel abgeholfen wird.“ Pius VI warf einen sehr unwilligen Blick auf die Frau; und diese setzte

*) Les extrêmes se touchent. Ein Lieblings-Sprichwort unsres Verfassers, das er bei allen Gelegenheiten, schicklich und unschicklich, anbringt. Der Uebersetzer nimmt übrigens an, daß die Leser wissen, welche physische Erfahrungen zu dieser mehr witzigen, als wahren (wenigstens bei weitem nicht im mer wahren) Behauptung Anlaß gegeben haben.

nun hinzu: „Geh! geh! ich fürchte mich gar nicht vor Deiner Miene. Noch einmal: das Oehl ist theuer, und du solltest hübsch dafür sorgen, uns wohlstelleres zu verschaffen!“ Der Papst stellte sich, als ob er sie nicht hörte, und wendete das Gesicht weg; aber am folgenden Tage fiel der Preis des Oehls, und es war wieder in Ueberflüß zu haben.

Pius VI hat keine Religion; er stellt sich aber sehr fromm. Fast alle Tage geht er zwischen fünf und sechs Uhr in die St. Peterskirche, und verrichtet sein Gebet vor der Bildsäule des Heiligen mit allen Neuerungen der glühendsten Andacht. Eines Tages sah ich ihn in seiner Farce, und hörte eine bejahrte Frau ganz laut sagen: „Der Papst spielt seine Rolle vortrefflich; aber man weiß recht gut, daß er ein Ungläubiger ist.“ Dieser Einfall wurde sehr belacht; doch der Papst sagte kein Wort, und auch seine Garde machte nicht die mindeste Bewegung. Hierbei muß man bemerken, daß die Bildsäule, vor welcher Pius VI seine Andacht verrichtet, eigentlich ein Jupiter fulminans ist, den man in einen heiligen Petrus umgeschaffen hat^{*)}. Die Blitze, welche dieser Gott in seiner Hand hält, haben sich in die Schlüssel zum Paradiese verwandelt.

Man muß gestehn, daß es unter den Römern von beiden Geschlechtern noch Keime jener alten Freiheit giebt, welche dieses Volk ehemals so abgöttisch verehrte. Aber die Priester krümmen sich auf tausendfache Art, und wenden alle mögliche Mittel an, zu verhindern, daß dieser Keim sich nicht entwickeln soll.

^{*)} Diese Statue steht in der Peterskirche am Ende des Ganges, der zum Hauptaltare führt, und ist eben die, welcher alle frommen Römer täglich den Fuß küssen. Sixtus V soll sie aus einem Olympischen Jupiter haben verfertigen lassen.

Man kommt durch mancherlei Mittel zur
Tiara.

Lambertini hatte sich durch mehrere Schriften von großem Werthe Ruf erworben; ihn erhoben seine Tugenden und seine Gelehrsamkeit auf den päpstlichen Thron. Nezzonico hatte sich immer als einen guten, milden, aufrichtig frommen Mann und als einen Feind von Kabalen gezeigt. Die Kardinäle waren ihrer Intrigen müde, und wählten ihn, um aller Partheisucht ein Ende zu machen. Ganganielli war sehr unterrichtet, und alle Würden seines Ordens durchgegangen. In seiner Jugend hatte er Hang zur Galanterie; er hielt aber seine Liebeshändel mit großer Klugheit geheim. In Mailand ward er indeß einmal von dem Ehemann einer Frau ertappt, die er liebte. Bei der Nothwendigkeit, die Treppe ein wenig zu geschwind hinunter gehen zu müssen, that er einen Fall, der ihn fünf bis sechs Wochen im Bett hielt; und dieses Unglück besserte ihn auf immer. Nezzonico erhob ihn zum Purpur, und nach dem Tode dieses Papstes ward er zu dessen Nachfolger gewählt. Um nicht bei der Wahl durchzufallen, hatte er die Aufhebung des Jesuitenordens versprochen.

Nach dem Tode Clemens XIV ging es im Konklave bei der Wahl des neuen Papstes sehr stürmisch zu. Man fühlte die Nothwendigkeit, einen Mann von Kopf zu haben; und der Heilige Geist gab Braschi, der unter dem Namen Pius VI gewählt wurde, den Vorzug.

Juan Angelo Braschi war der Sohn eines armen Edelmanns aus Cesena. Seine Eltern schickten ihn, so bald er die Jünglingsjahre erreicht hatte, nach Rom, daß er sich um ein Kanonikat bei

der Kathedralkirche in Cesena bewerben sollte. Zu seinem Glücke bekam er es nicht. Der Mann also, der dazu bestimmt war, die höchste Würde der Kirche zu bekleiden, ward eines Kanonikats in einer kleinen Stadt nicht werth geachtet! Braschi hatte eine Gesichtsfarbe wie Lilien und Rosen, und eine reizende Gestalt. Der Kardinal Russo, ein Neapolitaner, welcher schöne Verhältnisse des Körpers an beiden Geschlechtern gern hatte, verliebte sich heftig in ihn, und gab ihm Wohnung in seinem Palaste. Ueberdies wendete Russo die Kosten an, ihn in die Prälatur zu bringen, verschaffte ihm ein Kanonikat bei der St. Peterskirche, und hinterließ ihm bei seinem Tode eine Pension. In der Folge ward Braschi Geliebter von der Mätresse des Kardinals Rezzonico, Nefzen des Papstes. Durch diese erhielt er das Amt eines Oberschäzmeisters, und hernach den Kardinalshut, den Clemens XIV ihm gab, um ihm die Schatzmeisterstelle zu nehmen, bei welcher er sich vieler Betrügereien schuldig machte. Als Braschi Sr. Heiligkeit dankte, war Ganganelli so freimüthig, ihm zu sagen: „ich habe Sie zum Kardinal gemacht, weil ich Ihre bisherige Stelle einem Manne geben wollte, dessen Redlichkeit völlig anerkannt wäre.“ Er dachte wohl nicht, daß der Mann, mit dem er in einem so beleidigenden Tone sprach, einst sein Nachfolger werden sollte!

Braschi ist nicht gelehrt, und hat kein Werk geschrieben, welches man nennen könnte. Er spricht fertig, aber nicht gründlich. Seine Reden sind bloß eine Sammlung von schimmernden Ausdrücken, die nichts Neues, nichts Hervorstehendes bedeuten. Seine angenehme Stimme, die Schönheit seiner Physiognomie und die Grazie in seiner Pantomime, geben seinen Worten einen Reiz, den man ohne alle diese Mer-

Genügsände nicht in ihnen finden würde. Kurz, er ist ein geschickter Komödiant, und weiter nichts.

Niemand wird sich wundern, daß ein solcher Mann die dreifache Krone erhalten hat. Die Intrigen, welche das Konklave zerrütteten, das Entgegenstreben der verschiedenen Parteien, die, um endlich einig zu werden, ihre Wahl auf einen Kardinal fallen lassen, der kein anderes Verdienst hat, als daß er nicht zu den herrschenden Faktionen gehört: dies sind die geheimen Triebfedern, denen Pius VI., so wie viele andere Päpste von gleichem Schlag, seine Erhebung zu verdanken hat.

Der Kardinal Visconti.

Dieser Kardinal ist schon tot; da er aber in eben dem Konklave, welches Pius VI. zum Papste machte, mit in Vorschlag war: so wird es nicht undienlich seyn, von Sr. Eminenz einige Worte zu sagen.

Visconti hatte sich als Nunzius in Polen und in Wien allgemeine Achtung erworben. Mit allen moralischen Tugenden verband er eine Frömmigkeit, die bei ihm nicht Affektation war. In Rom ward er geehrt, und stand in Ansehen, ungeachtet die Hofslinge des Papstes sonst nur denen Achtung erzeigen, welche Intrigen und Kabalen mit Geschicklichkeit zu leiten verstehen. Er war sehr aufmerksam auf alles, was der Religion zum Nachtheil gereichen konnte; und in diesem Punkte ging sein Eifer bis zu einer lächerlichen Intoleranz. Als ich eines Tages bei ihm ab, hörte ich von einem Manne sprechen, der gerade zu der Zeit, da er sich zum Ministerium emporschwingen konnte, durch die Kabale seiner Feinde ge-

fürzt worden war. Mir entfiel der gewöhnliche Ausdruck: das Schicksal habe die Plane dieses Mannes nicht begünstigt. „Wie? das Schicksal!“ rief der Kardinal mit Heftigkeit. „Sie glauben also nicht, daß alles von Gott kommt?“ Es war weder der Ort, noch die Zeit, einen philosophischen Streit anzufangen. Daher erwiederte ich bloß: ich wäre sehr überzeugt, daß alles von Gott herrühre, und hätte in Ansichtung dieses Glaubensartikels nie geschwankt. Er möchte mir einen Ausdruck verzeihen, dessen ich mich nur, weil er im gemeinen Leben gewöhnlich wäre, bedient hätte, ohne übrigens einen Begriff damit zu verbinden, welcher der Lehre vom Daseyn Gottes nur im mindesten entgegen seyn könnte.

Noch ein zweites Beispiel von seinem Fanatismus und seiner Unwissenheit! Ein Gelehrter hatte einen Roman im Geschmack der Griechischen Schriftsteller geschrieben. Ein Freund des Kardinals pries ihm das Buch als sehr interessant, und rieh ihm, es zu lesen. Visconti las es wirklich, und war sehr damit zufrieden. Jener Freund fragte ihn her nach um seine Meinung. „Mich denkt, erwiederte der Kardinal, daß man einen Theil dieser Begebenheiten nicht so recht beweisen kann.“ — Das ist auch nicht nöthig, erwiederte sein Freund; der Verfasser glebt sie ja nur für Erdichtungen. — „Wie? Erdichtungen?“ rief Visconti; „eine Erdichtung ist eine Lüge! und eine Lüge ist eine Sünde!“ Mit diesen Worten warf er das Buch auf die Erde, und verzünschte es.

Aus diesen Anekdoten sieht man, daß der Kardinal Visconti ein eingeschränkter und nur wenig ausgeklärter Kopf war. Der Ruhm, den er sich in seinen Nunziaturen erworben hat, gehört den Rathschlägen des Abbé Taruffi, seines Auditors, eines Man-

nes von großen Verdiensten, durch den der Kardinal sich ganz regieren ließ. Dieser verstand bloß die Kunst etwas gut vorzustellen, welche wirklich an Habsen sehr nöthig ist. Die Depeschen des Nunzios Visconti wurden in Rom begierig gelesen, und noch jetzt hält man sie daselbst für Meisterstücke. Hätte er sich während des Konklave in seiner Zelle ruhig verhalten, und den Abt Taruffi agiren lassen, so wäre die Tiare sein geworden. Aber er wollte sich als Redner zeigen, und machte schlechte Wortspiele (calembours). Er hatte nehmlich so wenig Geschmack, daß er diese Art von Wit zu zeigen suchte; und doch reichten seine Talente auch nicht einmal dazu hin. Die Kardinäle sahen bald, wie weit seine Kräfte gingen, und bald waren sie gänzlich von seiner Aberglaubigkeit überzeugt.

Taruffi war äußerst mißvergnügt, als er seine Versuche, Visconti's auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, sämtlich scheitern sah. Da er sich über die Mängel der theokratischen Regierungsform, die Niemand besser kannte als er, mit vieler Freimüthigkeit ausgelassen hatte; so erfuhr er die Kränkung, daß die Pforte der Ehrenstellen für ihn auf immer verschlossen blieb. Die Traurigkeit, in welche er darüber gerieth, verkürzte sein Leben, und er starb noch vor seinem Beschützer, dessen Tod drei oder vier Jahre hernach erfolgte.

Utrechtische Kirche.

Ich will einige Worte von einem offenbaren Schisma sagen, das nur von dem unpolitischen Vernehmen des Römischen Hofes herrührt, und das dieser bald beendigen könnte.

Es ist erstaunlich, daß der Römische Hof in einem aufgeklärten Jahrhundert, wo die Menschen anfangen, ihre Rechte kennen zu lernen und aus der Finsterniß des Aberglaubens hervor zu gehen, noch immer so vielen Stolz gegen eine kleine Heerde von Katholiken affektirt, die sich mitten in einem Lande befindet, dessen herrschende Religion auf den Trümmern des päpstlichen Thrones gegründet ist.

Wenn die Utrechtische Kirche, anstatt so viele Ergebenheit und Unterwerfung gegen den heiligen Stuhl zu bezeigen, sich endlich einmal entschloße, den Blitz des Vatikans Troß zu bleiten und ihr unter dem Priesterzepter gebeugtes Haupt aufzurichten; so würden die Päpste bald einen andern Ton anstimmen und sich, anstatt der bisherigen strengen und stolzen Bullen, schmeichelhafter und pathetischer Ermahnungen bedienen.

Diese Kirche ist eben so orthodox^{*)}, wie irgend eine, die dem Römischen Hofe am stärksten unterworfen ist. Der Gottesdienst gleicht völlig dem in katholischen Ländern. Stirbt ein Papst, so werden für ihn die in dem Römischen Ritual vorgeschriebenen Gebeete und Seelenämter gehalten. So bald man die Ernennung seines Nachfolgers erfahren hat, singt

^{*)} Sie ist jansenistisch, und ihr Kapitel daher von den jesuitisch gesinnten Katholiken nie anerkannt worden. Dieses so genannte Utrechter Kapitel besteht aus acht Kanonicis, (Den Dechant mit gerechnet) und erwählt sich einen Erzbischof, der ebenfalls in Utrecht seinen Sitz hat.

man zur feierlichen Danksagung ein Te deum, und schickt dem neuen Papst ein sehr ehrfurchtsvolles Glückwünschungsschreiben zu.

Der heilige Stuhl nimmt die Kondolenz sowohl, als die Glückwünschung, sehr übel auf; aber dabet lässt er es noch nicht bewenden: er antwortet der katholischen Heerde in Utrecht jedesmal durch eine Exkommunikationsbulle, die schon zu einer Formalität geworden ist.

Als Pius VI. auf den päpstlichen Thron gekommen war, schrieb ihm die Utrechter Kirche ein Schreiben voll Salbung und in Ausdrücken der ehrfurchtvollsten Ergebenheit. Monsignore Stay, Segretario de' Brevi, erhielt den Auftrag, es zu beantworten. Hätte er nach eigner Denkart gehandelt, so würde die Antwort sehr günstig ausgefalslen seyn; aber er könnte von der in solchen Fällen vorgeschriebenen Form nicht abweichen, und schickte eine wahre Exkommunikationsbulle nach Utrecht. Ich fing darüber einen kleinen Krieg mit diesem Prälaten an, der in der gelehrtten Welt durch zwei sehr elegante Lateinische Gedichte, das eine über Neuston's und das andre über Descartes Philosophie, bekannt ist. Er antwortete mir: „Mein Herr, ich kenne die Grundsätze der Utrechtschen Kirche vollkommen, und habe alles gelesen, was über diesen Gegenstand geschrieben ist.“ Es hing also von Ihnen ab, erwiederte ich, eine günstige Antwort zu ertheilen. — Hier schlug Stay mit der flachen Hand auf den Tisch, und setzte hinzu: „Es sind Schelme! Schelme sind es! das können Sie mir auf mein Wort glauben.“ Dann sah er rings umher, und sagte kein Wort weiter. Ich konnte mich nicht enthalten zu erwiedern: Ich verstehe! Sie werden dafür bezahlt, so zu reden. Nun sah er mich starr an, und sagte

zu

zu mir in einem anfahrenden Tone: „Sie sind ein noch ärgerer Schelm! ich sehe wohl, daß Sie das ganze Geheimniß wissen.“

Dies anstößige Schisma ist hauptsächlich das Werk der Jesuiten. Diese Väter, deren despottische und intolerante Grundsätze bekannt genug sind, haben sich von jeher der Vereinigung mit einer Kirche widersezt, welche der Römische Hof ohne irgend einen rechtmäßigen Grund zu exkommunizieren fortfährt.

Eine Synode in Deutschland.

Ich habe schon gesagt, daß Pius VI nur sehr oberflächliche Kenntnisse hat, und von der Regierungskunst gar nichts versteht. Indes wollte er, ohne vorher seine Kräfte zu Rathe zu ziehen, nach dem Beispiele des verstorbenen Königs von Preußen und der Russischen Kaiserin, die öfters ohne Mitwirkung der Minister ihre Angelegenheiten betrieben haben, durch sich selbst, und ohne allen Beistand, die Operationen des Römischen Hofs leiten. Aber es bleibt öfters Fälle, bei denen es auf Theologie, Konzilien-Dekrete und Kirchenrecht ankommt; und er müßte in allen diesen Kenntnissen weit mehr bewandert seyn, als er es wirklich ist, um die oft sehr kritischen Fragen, die man vorlegt, entscheiden zu können; er müßte die Geschichte der Kirche, der Konklaven, der Meinungen, der Traditionen, und eben so die Akten der verschiedenen Gesellschaften, in welche die Kirche getheilt ist, gründlich wissen: aber von allen diesen Gegenständen hat er oft nur sehr flüchtige Kenntnisse. Bei dem allen ist er indes doch dreist genug, davon zu sprechen, und auch an Bischöfe oder fremde Fürsten

Gorani. 2. Theil.

C

zu schreiben, ohne vorher Leute zu befragen, die ihm mit ihren Einsichten nützlich seyn könnten. Dieser verderbliche Dünkel hat ihn zu Fehlern über Fehler verleitet, und ihm auch den Gedanken zu seiner Reise nach Wien eingegeben, wo er seine päpstliche Würde der Verachtung und dem Hohne der Ultramontaner ausgesetzt. Hätte er Kardinäle, welche Wien und die Denk-art von Josephs II Hofe kannten, um Rat gesagt; so würden diese sich alle Mühe gegeben haben, ihn von einer Reise abzuhalten, auf der er weiter nichts, als Demuthigungen eltern könnte *). Auf einer Synode, die man in Deutschland **) hielt, und mit der Pius VI unmittelbar korrespondierte, merkten die Prälaten bald, daß den Heiligen Vater keine Gelehrsamkeit inspirirt, und der H. G., der ihn begleitete, über die Fragen, die man in ihrer Versammlung verhandelte, nicht sonderlich unterrichtet war. Er wollte mit diesen Herren disputiren; aber sie legsten ihm Argumente in barbaro vor, auf die er nicht antworten konnte. Die Deutschen Bischöfe sind nehmlich gelehrt und im Punkte der Kirchensachen wohl beschlagen; Pius VI aber hatte nicht Kräfte genug, sich mit so starken Athleten zu messen.

Das Volk im Venetianischen, in Tyrol und in (dem südlichen) Deutschland überhaupt, wunderte sich gar sehr, als es hörte und sah, daß ein Papst wie ein Kutscher flüchte, seine Bedienten auf die unanständigste Art anfuhr, und öfters Faust, oder Fußstöße unter sie austheilte. Benedict XIV hatte ebenfalls die Gewohnheit zu fluchen; aber wenigstens kamen

*) Nur von Seiten des Hofes, nicht vom Volke. Auch in Augsburg vergab sich ja selbst ein protestantischer Schul-Rector so arg, daß er vor dem Papste niederte.

**) In Embs.

doch unter seinen Flüchen bisweilen sinnreiche Einfälle vor. Pius VI hingegen machte seine plumpen Reden und sein brutales Auftreten durch gar nichts wieder gut.

Alle die Demuthigungen, die er in Wien erfahren hatte, besserten ihn dennoch nicht. Sobald er wieder in Rom war, setzte er seine Korrespondenzen fort, und disputirte schriftlich über Gegenstände, von denen er gerade am wenigsten wusste; ja, er beging sogar die Dummitheit, sich auf die Autorität der Sorbonne zu berufen: ein höchst ungerechter, unpolitischer Schritt für einen Papst, der auf Unfehlbarkeit Anspruch macht! Die Deutschen Prälaten beantworteten seine Briefe auf eine Art, die ihn sehr wenig befriedigen konnte. Auch sie beriesen sich auch die Sorbonne; aber gerade, um ihn durch eben die Autorität zu widerlegen, auf die er sich hatte stützen wollen. Dieser Streit würde ihn am Ende noch mehr gedemüthigt haben, wenn nicht andre Umstände dazwischen gekommen wären *).

Pius VI hat die Sucht, Neuerungen zu machen. Aber da es ihm gänzlich an festen Grundsätzen in seinem Verhalten fehlt, und da seine Ideen unaufhörlich schwanken; so kann bei ihm kein Plan reif werden und keine Anlage einen sichern Grund erhalten. Kurz, es lässt sich sagen: seine Vorurtheile von

* Der Übersetzer lässt hier eine Stelle weg, weil sie handgreiflich falsch ist. Man urtheile selbst! Einem großen Könige soll daran gelogen gewesen seyn, dem Kaiser Joseph II an dem Papste! einen Feind mehr entgegen zu setzen! an dem Papste, den er deshalb gesucht und dessen Gegnern er Stillschweigen auferlegt habe! Überdies hätte dieser große König, sagt das Original weiter, gern einen seiner Brüder zum Koadjutor von M... machen wollen! — Das unsinnigste Gerücht ist hier in dem Munde unsers Verfassers noch unsinniger geworden.

seinen Verstandeskräften und von seinen Kenntnissen in allen Fächern hindern ihn, die mittelmäßigen Talente, welche die Natur ihm gegeben, und die schwachen Einsichten, welche er sich erworben hat, vortheils hast zu benutzen.

Die Antiquarien.

Um die Sitten, den allgemeinen Charakter eines Volkes, nöbst den Nuancen kennen zu lernen, wodurch die besonderen Gesellschaften, welche zusammen genommen die große Familie ausmachen, sich von einsander unterscheiden; muß ein Reisender allenthalben hin gehen, und alle Klassen von Leuten besuchen: von dem Scepter an bis zum Hirtenstab, oder — wenn er in Rom ist — von dem Kardinal in Purpur, bis zu dem Unterküster einer kleinen Pfarrer in grober Wolle.

Es giebt in Rom mehrere Kaffeehäuser, die zu Sammelplätzen für Personen von einem gewissen Stande dienen. Hier findet man Nouvellisten und Dichter; dort Künstler, Antiquare, u. s. w. Auf dem letzteren Kaffeehouse vertrieb ich mir am öftesten die Zeit. Man findet daselbst die grotesksten Figuren: meistens arme, zerlumpte Abbati, mit langem, magerem Gesichte, und mit funkeln den Augen, welche Zähzorn verrathen. Wirklich sind sie dieser Leidenschaft sehr unterworfen, und es vergeht kein Tag, an welchem dieses Kaffeehaus nicht der Schauplatz irgend eines heftigen Zankes wäre.

Wenn es mir einfiel, den Ort, wo diese Herren ihre Sitzungen hielten, zu besuchen, so zog ich kein gutes Kleid an, weil das ihnen nur Zwang angehan-

hätte. Für dergleichen Gelegenheiten hatte ich ein sehr passendes: es war so kahl, daß keine Fliege sich daran fest klammern konnte. Und gerade so eins brauchte ich auch; denn diesen gelehrten Männern fehlte es nicht an gewissen Insekten, die ihnen vielleicht abfielen, und bei andern Umständen eine sehr lästige Kolonie auf meinem Körper hätten sitzen können. Sogar der Besitzer dieses Kaffeehauses war eine Antike und von der Hektik so ausgedorrt, daß ich immer fürchtete, er würde seine Seele in meiner Gegenwart auswerfen. Kurz, sein Körper schien mir in noch übleren Umständen, als die Meublen in seiner Butike.

Eines Tages war ich gerade zugegen, als ein wütender Streit über einen antiken Kopf entstand, den ein Trödler in seiner Bude bei der Propaganda aufgestellt hatte; denn in Rom, wie fast in allen andern Städten von Italien, geben sich die Trödlere auch mit dieser Art von Handel ab. Der Mann hatte seinen Kopf: Caius Gracchus, getauft. Einige von den Antiquaren gaben ihm Recht; andre aber behaupteten: es wäre Tiberius Gracchus, dessen Bruder. Ein Gelehrter sagte uns: es kann weder Caius, noch Tiberius seyn; denn die Kinder der Cornelia hatten eine Habichtsnase, und an diesem Kopfe ist die Nase eingedrückt. Ein anderer Antiquar, von Geburt ein Neapolitaner, endigte den Streit durch eine Polissonnerie, die seines Vaterlandes vollkommen würdig war, und über die alle Anwesenden lachen mußten. Er bemerkte nehmlich: man hätte den Kopf in dem heimlichen Gemache eines Kapuziner-Klosters gefunden; nun wären aber die groben Unreinigkeiten von diesen Menschen korrosiver, als von andern, und hätten die Nase wohl so weit abfressen müssen, daß sie platt geworden wäre. — Schriebe ich für

die Personen, welche man ehemals die gute Gesellschaft nannte, so würde ich dergleichen Anekdoten nicht anführen; aber ich entwerfe meine Gemälde für den beobachtenden Philosophen, in dessen Augen nichts, was zu Menschenkenntniß verhilft, unbedeutend ist, und der nur ähnliche Bildnisse sehen will, wenn sie auch seine Delikatessen beleidigen.

Uebrigens kann das Lächerliche dieser pedantischen Antiquare, deren ganze Ehrfurcht in trocken, völlig unnützen Kenntnissen besteht, nicht im mindesten auf einen Caylus, Alexander Alabanti, Winkelmann und Andre ihrer Art fallen. Diese Männer sind achtungswerte Philosophen, deren gelehrte Untersuchungen helles Licht auf die Künste, die Sitte und die Gebräuche des Alterthums werfen, und uns die Schönheiten der klassischen Schriftsteller kennen lehren.

Das Studium des Alterthums wird in Rom sehr aufgemuntert, da die Kenntnisse, welche man sich durch diese Art von Beschäftigung erwerben kann, bei den Priestern keinen Verdacht erregen. Mit der Dekonomie, der Physik, der Naturgeschichte, dem Handel, dem Ackerbau verhält es sich freilich anders. Eine Priesterregierung fürchtet nichts stärker, als Einsichten, wie sie der sich erwirkt und verbreitet, der sich auf gründliches Studium dieser Gegenstände legt. Sie besorgt, die Missbräuche ihrer Staatsverwaltung möchten an den Tag gebracht werden und das Volk aus der dicken Finsterniß hervorbrechen, worin es zu erhalten der Vortheil seiner Herren so sehr fordert.

Die Pfarrer.

Nicht bei den Kardinälen, den Prinzen und den Prälaten muß man nützlichen Unterricht über die Wirungen der theokratischen Regierung suchen; sondern, wenn man sich den erwerben will, genaue Bekanntschaft mit armen Priestern, und mit den Mönchen machen, die sich hier von denen in allen übrigen Ländern unterscheiden. Besonders muß man aber die Pfarrer nicht vernachlässigen, weil diese noch besser wissen, was in allen Familien, vom höchsten bis zum niedrigsten Range, vorgeht.

Ich bin oft mit mehreren Pfarrern in Gesellschaft gewesen, da diese Geistlichen im Umgange artig sind, und die Kenntnisse haben, deren ich gerade bedurfte. Hier will ich dem Leser das Resultat von einigen Unterredungen mit ihnen vorlegen.

Vergiftungen sind in Rom ziemlich gemein. Den Pfarrern werden diese Verbrechen im Beichtstuhl entdeckt^{*)}. Ihr Amt verpflichtet sie zwar zur Geheimhaltung der Mahnen; indes ist es ihnen doch erlaubt, von den Verbrechen, die begangen werden, zu reden. Gewöhnlich nehmen Verwandten, und sogar die nächsten Verwandten, solche Vergif-

^{*)} Ist es nicht eine höchst sonderbare Verirrung des menschlichen Geistes, daß dieser oder jener in den katholischen Ländern zwar Mord und andre Verbrechen, ope mit kaltem Blute, begeht, dann aber so gewissenhaft ist, seine That im Beichtstuhle nicht zu verheimlichen? Nur der Wahn, daß ein Priester ihm seine strafbaren Handlungen vergeben könne, treibt einen solchen Menschen zur Offenherzigkeit an; und sollte man diesen Wahn, der so viel Unheil gesittet hat, und noch sittet, nicht völlig auszurotten suchen? Würde es um die Menschen nicht besser stehen, wenn jeder wüßte, daß die moralischen Folgen einer Handlung bis in alle Ewigkeit fort dauernd?

tungen vor. Welch eine abscheuliche Regierung, unter der solche schauderhafte Gräuel ganz gewöhnlich sind! Da hingegen in London und Paris, diesen weit volkreicheren Städten, in denen übrigens das höchste Sittenverderbnis herrscht, solche entsetzliche Verbrechen nur sehr selten vorfallen.

Von eben diesen Pfarrern erfuhr ich, daß das berüchtigte Gift, Aqua Tofana *), nicht mehr in Neapel, wo es erfunden worden ist, sondern in Perugia, einer Stadt im Kirchenstaate, verfertigt wird. Wie bekannt, thut dieses Gift seine tödliche Wirkung unschätzbar, und schneller oder langsamer, je nachdem der Vergifte es haben will. Man hat mir versichert, es bestehet aus arsenikalischen Theilen. Es sieht übrigens aus, wie klares Wasser, und hat weder Geruch, noch Geschmack. Ein Eßlöffel von diesem häßlichen Gifte kann einer ganzen Flasche Wein oder Wasser die schädliche Kraft mittheilen, die es so furchtbar macht. Der Arsenik ist kaustisch, und verursacht innere Geschwüre, deren Folge dann eine Schwindsucht ist, die den Kranken ins Grab bringt. Argwöhnt man, daß ein Getränk mit diesem Wasser vergiftet sey, so kann man sich davon versichern, wenn man nur einige Tropfen auf glühende Kohlen fallen läßt; denn der Arsenik gibt beim Verbrennen einen Knoblauchsgeruch von sich, wodurch sein Daseyn sich unfehlbar verrät.

Die Prälaten, welche das Gouvernement von Perugia bekleiden, wissen sehr wohl, daß diese verdächtliche Komposition daselbst verfertigt wird. Zwei von ihnen haben mir das Faktum selbst bestätigt; sie wagen es indeß nicht, gegen die Personen, welche

*) Es hat seinen Namen von dem berüchtigten Weibe, das es zuerst zu Vergiftungen brauchte. A. d. O.

bei diesem, ohne Zweifel sehr einträglichen, Handel interessirt sind, zu verfahren, weil sie befürchten, daß ein so verderblches Mittel, vor dem man sich so schwer in Acht nehmen kann, gegen sie selbst gebraucht werden möchte.

Die erwähnten Pfarrer schilderten mir auch auf eine herzzerreißende Art das äußerste Elend, worin sehr viele Römische Familien versunken sind. Diese Dürftigkeit hat mehrere Ursachen, welche aber sämmtlich von der Priesterregierung herrühren. Durch die große Anzahl milder Stiftungen werden der Nüchterngang und die Arbeits scheu begünstigt. Die Hausväter schmeicheln sich immer mit der Hoffnung, daß ihre Kinder bei irgend einem Prinzen oder Kardinal anskommen, dort ihr Glück machen, oder auch wohl gar in den geistlichen Stand gelangen werden. Alle einträgliche Stellen werden nur Ehelosen erheldt; und die Priester begünstigen keine Art von Industrie: die schönen Künste ausgenommen, in denen aber nur sehr Wenige den Ruf erlangen können, der ihnen nothwendig ist, um sich Vermögen zu erwerben. Darf man sich nun darüber wundern, daß unter der Kirchenregierung die Felder ungebaut, und die Menschen ohne Leben, ohne Thätigkeit, und in schimpfliche Ignoranz versunken sind?

Clemens XIV.

Die Briefe, welche der Marchese Caraccioli unter Ganganielli's Namen herausgegeben hat^{*)}, haben vielen Beifall erhalten. Die gemeinen Leser zweifelten nicht, daß sie wirklich von diesem Papste ges

^{*)} Sie sind auch ins Deutsche übersetzt.

schrieben wären; und darauf gründete man sich denn, wenn man ihm sehr mannigfaltige Kenntnisse zuschrieb. Es ist nthig, dieses Vorurtheil zu widerlegen und das wahre Verdienst eines Mannes zu bestimmen, den gehörig zu würdigen allerdings wichtig ist: Theils, wegen seiner persönlichen Eigenschaften; Theils, weil er auf dem politischen Schauspiale eine so große Rolle gespielt hat.

Ganganelli war unter den Mönchen gewiß ein seltner Mann; denn er hatte die Fehler seiner Mitbrüder nicht. Seine wenigen Liebeshändel haben ihn nur ein einzigesmal in Gefahr gebracht; und das reichte schon hin, ihn zu beseen. Er affektirte niemals eine überspannte Andacht; er war Religiöse, und ersüßte, als solcher, seine Pflichten, ohne mit seinem regelmäßigen Leben zu prunken, und ohne die strengen Übungen eines Ednotheten zu übertreiben. Mäßigkeit und Menschenliebe waren seine Lieblingstugenden; und diese behielt er auch, als er seine Zelle verließ, um den Palast des Vatikans zu bewohnen. Eben diese Tugenden mit thren Attributen hat der berühmte Bildhauer Canova auf dem Grabmähe dieses Papstes über der Thür der Kirche zu den Heiligen Aposteln (Chiesa di S. S. Apostoli) vorgestellt.

Da Ganganelli unter den Mönchen erzogen war, so kannte er die Missbräuche und Laster der geistlichen Orden besser, als jeder andre, und glaubte, daß niemanden Zwang im Kloster zurückhalten müßte. Als er Papst ward, zeigte er sich immer geneigt, die Fesseln der Religiösen von einem oder dem andern Geschlechte zu lösen, die sich an ihn wendeten, um von ihren Gelübden los gesprochen zu werden. Auch sagte er öfters: er sähe lieber einen Weltlichen, der anständig lebte, als einen Mönch, der durch sein Verhalten Abergerniß gäbe. Wäre er nur noch einige Jahre am

Leben gehstehen, so hätte er die Gesellschaften von
Religioſen, die ſich in den katholischen Ländern nur
allzu ſchön vermehrt haben, zuverlässig bis auf eine
kleine Anzahl vermindert.

Ganganelli wußte, daß die Päpste im acht-
zehnten Jahrhundert nicht mehr das Ansehen behaup-
ten können, denn ſie in finstern Zeiten genoffen. Als
er den päpstlichen Thron bestieg, fand er ganz Por-
ugal gegen den heiligen Stuhl empört. Spanien,
Neapel und Parma waren im Begriffe, dieses Bels-
piel zu befolgen, und Frankreich unterſützte ſie.
Clement XIV schrieb nun ſogleich einen ſehr ſchmei-
gelhaften Brief an den Marquis von Pombal,
und ſagte darin unter andern: das heilige Kollegium
hätte zur Besetzung einiger erledigten Stellen Männer
nöthig, die ſich eben ſo wohl durch Frömmigkeit,
als durch Wiffenſchaft auszeichnen; er glaubte da-
her, den Römischen Purpur niemanden ertheilen zu
können, der daffer würdiger wäre, als der Bruder
Sr. Excellenz Don Paul de Carvalho. „Der
neue Kardinal ward wirklich präkonſirt, ſtarb aber,
ehe er den Hut erhalten hatte. Nun ſchickte Ganganelli dem Marquis ſogleich ein Beileidſchrei-
ben, worin er erst den Tod von dessen Bruder be-
dauerte, und dann den Portugiesischen Minister bat,
er möchte die Person bestimmten, welche er der Ehre,
Kardinal zu werden, am würdigsten glaubte. Man
ſieht leicht ein, wie ſehr der Marquis von Pom-
bal ſich durch ſo verpflichtende Aufmerksamkeiten von
dem ſouverainen Päpste geschmeichele fühlen mußte.
Es erfolgte bald eine Versöhnung zwischen Portugal
und dem Römischen Hofe; die Nunziatur ward her-
gestellt, und alles wieder auf den alten Fuß geſetzt.“

Wie bekannt, heißtt Ganganelli in dem
päpstlichen Pallaste die einfachen Sitten eines demü-

ehigen Religiosen völlig bei. Er änderte seine Art zu leben nicht im mindesten, und ließ sich noch immer von dem Latenbruder bedienen, der im Franziskanerkloster sein Aufwärter gewesen war, und gab ihm zugleich seine Kasse in Verwahrung. Er hatte gar keine Begriffe von dem Werthe des Geldes; und wenn er zwanzig Thaler verschenkte, so bildete er sich ein, das wäre eine beträchtliche Summe, wovon jemand mehrere Jahre leben könnte. Ein so erzogener Mann, der nicht einmal ein wenig Arithmetik wußte, war gewiß nicht im Stande, Plane zur Aufmunterung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie zu entwerfen. Theologie, Kontrovers-Sachen: die hatte er sorgfältig studiert; aber von Staats-Oekonomie wußte er auch nicht das Mindeste.

Er hatte sich anheischig gemacht, den Orden der Jesuiten aufzuheben, und zögerte damit immer: nicht aus Liebe zu diesen Religiosen, sondern weil er befürchtete, daß die Aufhebung auch sein Todesurtheil seyn würde. Deshalb schrieb er dem Könige von Spanien: „er könnte seine Bulle nicht eher aussertigen, als bis er versichert wäre, daß alle katholischen Fürsten sie gut aufnehmen würden.“ Nun glaubte er aber, der Wiener Hof könnte sich niemals in diese Koalition der Souveräne gegen den Jesuiten-Orden einlassen; und so hätte er denn bei dem Hofe von Madrid einen scheinbaren Vorwand, weshalb er die Bulle nicht aussertigte. Wirklich sah Maria Theresa den Plan, diese Gesellschaft zu zerstören, gar nicht mit günstigen Augen an, und sie würde sich noch länger widersetzt haben; aber der König von Spanien, dem die Sache mehr am Herzen lag, als jedem andern Fürsten, fand Mittel, sich eine authentische Abschrift von einer allgemeinen Belicht zu verschaffen, welche Maria Theresa ihrem Belichtvater, dem

Pater Kempfenhuber, abgelegt hatte. Dieser Aufsatz machte solchen Eindruck auf die Kaiserin, daß sie augenblicklich ihre Einwilligung gab; und nun konnte der Papst nicht wieder zurück.

Sobald Ganganielli die Bulle zur Aufhebung der Jesuiten unterzeichnet hatte, hielt er sich auch für vergiftet. Seine zerrüttete Imagination zeigte ihm von nun an nichts als schreckliche Phantome. Er weckte den Laienbruder, der ihn bediente, öfters auf, und fragte ihn: „Hast du das Ungeheuer nicht gesehen? Es hatte einen Stierkopf auf einem Menschenleibe.“ Dergleichen Reden führte er mehrere male; und sie bewiesen deutlich, daß seine Denkkrust zerrüttet, und seine Seele von Schrecken getroffen war. Hätte seine traurige Existenz noch einige Monate länger gedauert, so wären Schafotte errichtet und viele Köpfe seiner Sicherheit aufgeopfert worden. Er hatte sich schon ein Verzeichniß von mehreren Personen gemacht, welche in die Engelsburg eingesperrt werden, und auch schon die mit einem besondern Merkmale bezeichnet, deren Kopf fallen sollte. Dies Alles verräth bei Ganganielli nicht den Mut, die Seelenstärke und den Charakter, wie sie einen Mann auszeichnen müssen, der eine der ersten Rollen auf dem Schauspielder Welt spielt.

Er ist nicht vergiftet worden, wie man fälschlich gesagt hat. Vielmehr starb er an einem Faulfeber, das ihm von Schlaflosigkeit und Erschlaffung, den Folgen seiner Angst, zugezogen war. Sobald er die Bulle unterzeichnet hatte, schloß er sich stets in ein Zimmer ein, das er mit einer Kohlenpfanne erwärmen ließ. Dadurch wurde die Lust, die er einnahm, so ungesund, daß sie Personen, denen er Audienz gab, und die einige Zeit lang bei ihm blieben, sehr beschwerlich fiel.

Er hatte aus seinem Brevier das Bild einer Madonna ausgerissen, das er seit mehr als vierzig Jahren besaß, und sehr andächtig verehrte; dieses Bild hing in seinem Zimmer zwischen zwei Wachslichtern, die Tag und Nacht brannten.

La Campagna di Roma.

Das Land in der Gegend von Rom ist ungebaut und menschenleer; auch findet man die Lust, wenn man nicht daran gewöhnt ist, sehr ungesund. Vom Anfang des Mayes an, bis zu Ende des Octobers, herrschen daselbst dreitägige Fieber, die oft in Faulfieber ausarten. Im Winter wechseln der Nord- und der Südwind häufig ab. Wenn der letztere wehet, tragen die Greise den Kopf hoch, und befinden sich vortrefflich; aber die jungen Leute scheinen dann gänzlich zu Boden gedrückt. Bei Nordwind hat man den Fall gerade umgekehrt.

Jedes unkultivirte Land ist, nach einer allgemeinen Regel, ungesund. Der Anbau des Bodens verändert die Atmosphäre, und bringt eine auffallende Veränderung in dem Klima hervor. Zu dieser Behauptung glebt die Landschaft um Rom, wenn man ihren jetzigen Zustand mit dem ehemaligen vergleicht, ein auffallendes Beispiel.

Während meines Aufenthaltes in Rom erfuhr ich, daß nur der funfzehnte Theil der weitläufigen Gegend rings um diese Stadt angebaut wird. Diese benutzten Stückchen Land sind zerstreut, weit von einander entfernt, ohne Mälereien und Pachtöfe, kurz ohne Alles, was eine Landwirthschaft anzeigen könnte, wie man sie in andern Ländern findet. Die Art, wie man hier mit dem Ackerbau verfährt, ist in

jeder andern Gegend der Erde unbekannt. Man lässt Bauern aus der Mark Ankona, aus Modena, Toscana, u. s. w. kommen. Jeder von ihnen erhält täglich eine Flasche Wein, drei Pfund Brot und fünf Paoli, oder ungefähr drei Französische Livres; und man baut hölzerne Baracken für sie, worin sie die Nacht zubringen. Sie bestellen das Land sehr nachlässig, und kehren, sobald sie damit fertig sind, wieder in ihre Heimat zurück. Zur Erntezzeit lässt man sie wiederkommen. Während ihrer Arbeit haben Soldaten zu Fuß und zu Pferde die Aufsicht über sie. Diese Art von Feldbau ist denn, wie sich nicht läugnen lässt, sehr kostspielig und sogar ziemlich gefährlich.

Sobald man die Ernte geendigt hat, bestimmt die apostolische Kammer den Preis des Getreides nach Belieben, und es darf nicht eher etwas ausgeführt werden, als bis ihre Magazine voll sind und sie Erlaubnis dazu gegeben hat. Wirklich sollte ein Reisender in dieser Gegend fast glauben, er wäre in der Zarenrei; aber noch schlimmer! das Land wird ja von Priestern regiert.

Die Vacabili.

Liest man die Geschichte der Kalifen, besonders derer, die in Bagdad regiert haben, so wird man von den glänzenden Tugenden dieser Mohammedanischen Päpste gerührt. Fast alle unterscheiden sich durch Eifer für die Gerechtigkeit, der bis zur gewissenhaftesten Aufmerksamkeit ging, und durch Liebe zu ihrem Volke, wovon man in ihrer Lebensgeschichte sehr rührende Beispiele findet. Welch ein Kontrast hiergegen in den Jahrbüchern der Römischen Päpste! ein Kon-

kraft, der diese in einem für ihr Andenken sehr ungünstigen Gesichtspunkte geltet. Alle Arten von Raub, von Plünderung, und schreckliche Bedrückungen: das zeigt uns die Herrschaft der Päpste. Wie sehr machen doch alle die Dispensationen, womit der Römische Hof einen so schimpflichen Handel treibt, die Priester verhaft und lächerlich, die aus Eigennutz dergleichen Betrügereien ersonnen haben!

Alle solche Rechte, alle solche Dispensationen, werden verpachtet, und man kennt sie in Rom unter dem Namen Vacabili. Eine solche Pachtung oder ein solcher Vacabile *) z. B. stellt das Recht vor, Taxen für die Ehe, Dispensationen in den von der Kirche verbotenen Graden einzufordern; und dergleichen Taxen werden z. B. von den Städten Granada, Sevilla und mehreren andern erhoben: denn es bleibt ihrer eine unendliche und sehr manigfaltige Menge: Man kauft solche Vacabili öffentlich und ohne alle Scheu. Sie gehen von einer Hand in die andre, wie die Aktien der Ostindischen Compagnie; indeß sind sie einer etwas lästigen Bedingung unterworfen. Wenn jemand stirbt und einige Vacabili in seinem Portefeuille hat, so fallen sie an die päpstliche Finanz-Kammer zurück, welche dann aufs neue über sie disponirt. Deswegen lässt es sich jeder, der in Todesgefahr ist, sehr sorgfältig angelegen seyn, solche Aktien los zu werden, daß seine Erben nicht darunter leiden.

Die Vacabili haben ehrmals 15 bis 40 Prozent eingetragen; aber seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hat sich dieser Ertrag in eben dem Verhältnisse vermindert, wie das Licht der Philosophie

*) Eigentlich heißt Vacabile in Rom: ein Leihhaus, auf dem man Geld unterbringen kann.

phte sich stärker verbreitete. Im Jahre 1787 waren sie nur 7 bis 8 Prozent ab. Mehrere von diesen Vacabili sind in den Händen ihrer Besitzer erloschen, seitdem manches Land das Joch des päpstlichen Ansehens abgeworfen hat. Aber die Priester haben sie mit ihrer gewöhnlichen Schlauheit unter erdichteten und oft höchst ungereimten Namen wieder auferweckt. Die Benennungen der Vacabili sagen nehmlich niemals, was sie sagen sollen; denn ich habe einige mit den Namen Gengischan, Alexander der Große, König Mithridates, Coriolanus, Sallust u. s. w. gesehen. Diese untergeschobenen Namen sollen den Priesterbetrug verschleiern, und die Aufmerksamkeit der Beobachter davon ablenken.

Einige Reflexionen über die beiden vorigen
Abschnitte.

Die Regierung des Priestergeschmeises ist gewiß nicht mehr für unsre Zeiten; und obgleich in Rom viele, sogar viele wohl unterrichtete Leute, so betört sind, daß sie an Vorteile der Priesterregierung glauben, so kann man doch sagen, daß die größere Anzahl nach und nach die Augen öffnet. Besonders hat die Französische Revolution, so viele Bemühungen die Anhänger des Römischen Hoses auch dagegen angewendet haben, in manche Köpfe ein Samenkorn geworfen, das sich wohl entwickeln und eine neue Einrichtung in dem Regierungs-System hervorbringen könnte. Die Priester hätten jetzt nichts Besseres zu thun, als die Veränderungen, die das Volk wünscht, je eher je lieber freiwillig zu machen. Warten sie, bis die Römer in die heftigen Bewegungen einer In-

Gorani. 2. Theil.

D

surrektion gerathen; so müssen nothwendig schreckliche Auftritte vorfallen, da die Menschen an der Tiber von grausamen und rachsüchtigem Charakter sind.

Die Mitglieder der Geistlichkeit, welche den meisten Verstand, die meisten Einsichten besitzen, und deren Einfluß am meisten von Wirkung seyn würde, sollten einen Plan entwerfen, wie ich ihn für Mailand angebe. Sie sollten endlich den Mut und die Offenheit haben, dem Volke zu sagen: „Seid frei! Ihr sollt eine Regierung bekommen, wie sie einer Nation würdig ist, die wiedergeboren (régénéré) werden und mit ihren alten Tugenden auch ihre alten Rechte wieder haben will. Wählt eure Oberhäupter, eure Magistratspersonen*); und verdient den Namen Rodmer! Wir haben eure Geduld allzu sehr gemischaucht. Verzeihet uns die so lange verübten Verdrückungen, da wir sie bereuen, und da wir entschlossen sind, alles wieder gut zu machen.

Vor allem andern sollten diese Priester dem Edlibat entsagen, da aus dieser unreinen Quelle die schimpflichsten Unordnungen entspringen. Die sans-

* Unter dem Guten, was die Französische Konstitution von 1791 hatte, und auch die numehrige republikanische haben soll, verdient das Wählen der Magistratspersonen einen vorzüglichen Rang, und könnte in der Folge vielleicht von den Fürstern ihren Völkern eingeräumt werden, ohne daß sie selbst das Mindeste dadurch verlören, wenn sie sich nehmlich die Bestätigung der Gewählten vorbehielten. Nur müsten diese dann ihr Amt — vorausgesetzt, daß sie sich desselben nicht unwürdig machen — auf ihre Lebenszeit behalten, und nicht alle zwei Jahre die Absetzung befürchten dürfen. Der Neberländer kennt eine ehemalige Hansestadt, die jetzt schon lange unter monarchischer Herrschaft glücklich ist, worin die Bürger wirklich noch bis auf den heutigen Tag zwei Beisitzer des Magistrats (so genannte Nachmänner) aus ihrer Mitte wählen; und jedesmal kommen nur verdienstvolle, rechtschaffne und kluge Männer zu diesen Stellen.

ten Freuden, die mit einer gesetzmäßigen Vereinigung beider Geschlechter verbunden sind, sollten sie von der Niederlichkeit, der Völleret und andern schändlichen Lastern, worin sie versunken sind, zurückbringen. Sie sollten Menschen seyn, und sich nicht schämen, es auch zu scheinen. Hätte man diesen ersten Schritt gethan, so wären alle andren leicht.

Man sieht wohl ein, daß eine solche Revolution die Abschaffung der päpstlichen Würde zur Folge haben müßte. Dann gäbe es nicht länger eine geistliche Obergewalt über alle katholische Nationen, nicht länger Vacabili, Dispensationen, Indulgenzen u. s. w. Alle diese lächerlichen Erfindungen des Betrugs und des Priester-Despotismus würden auf immer verschwinden. Die apostollische Kammer könnte ihre verhassten Monopole nicht mehr treiben; Ackerbau, Handel und Künste würden wieder Leben erhalten, und die Römer über die schnellen Fortschritte derselben erstaunen.

Was für Begriffe Pius VI von der Ge rechtigkeit hat.

Im September 1787 machten Diebe, deren es in Rom eine Menge giebt, zu wiederholten Malen Versuche, sich bei Nacht in den Laden des Herrn Novaglio, päpstlichen Hofuhrmachers, einzuschleichen. Sie wollten die Thür aufbrechen; aber das Geräusch, das sie dabei verursachten, weckte die Leute im Hause, und sie mußten ihr Vorhaben unausgeführt lassen. Der Uhrmacher beklagte sich bei dem Prälaten Buca, damaligem Gouverneur von Rom, jetztigem Kardinal. Dieser Prälat gab die besten Versprechungen,

ließ es aber damit gut seyn. Er ist ein Mailänder. Ganz der Sorglosigkeit gemäß, die alle Mailänder von Natur haben, stellte er nicht die geringste Untersuchung an, und den Strafbaren ward nicht im mindesten nachgeforscht. Drei Tage später waren die Diebe so dretst, aufs neue wiederzukommen; aber Novaglio, der sich mehr auf eigne Vorsichtsmahres geln, als auf den Beifand der Polizei verließ, hatte sich so gut verschanczt, daß jenen ihr Versuch zum zweitenmale mißlang. Ich muß übrigens erinnern, daß die Straße, worin dies vorging, mitten in der Stadt liegt und eine von den frequenteren ist.

Einige Tage nachher war Novaglio im Vatikan, um die Wanduhren in Ordnung zu bringen, und erzählte dem Papste auf dessen Besfragen, was man so eben gelesen hat. „Ei! mein lieber Novaglio,” sagte Pius VI., „da seld Ihr ja sehr in Verlegenheit gewesen, Euch die Spitzbuben vom Halse zu schaffen. Postaufend! so schafft euch doch Flinten und Pistolen an! Schießt den Schurken auf den Kopf! und wenn ihr sie tott schießt, so geb' ich Euch schon im voraus Absolution.“

Diese Anekdote erzählte der Ritter Azara in einem Hause, wo auch ich zugegen war. Ich glaubte Anfangs, er wollte uns einen Scherz zum Besten geben: denn ich fand dergleichen Reden eines Papstes und eines Souveräns völlig unwürdig; aber die Rüttigkeit dieses Umstandes und mehrerer ander von ähnlicher Art ward mir bestätigt.

In der Folge kann ich vielleicht noch einige Züge anführen, die dem Leser zeigen werden, was für Begriffe Pius VI von der Gerechtigkeitspflege hat. Es ist meine Methode, die Menschen immer durch Fakta oder charakteristische Reden zu schildern; und sie hat, denk' ich, Ihr Gutes. Die Gemälde in diesem Buche

habe ich ohne große Ordnung so entworfen, wie die Gegenstände mir aufgefallen sind; ich glaube indeß, daß gerade diese Mannigfaltigkeit meinen Lésern gesessen wird. Ein methodischeres Verfahren wäre langweilig; und ohnedies ist ein Werk von d'er Weisheit, wie das gegenwärtige, ihrer weniger fähig, als ein anderes.

Die Landstraßen.

Die schönsten Landstraßen im Kirchenstaate sind Denkmale von dem Reichthume, dem Geschmack und dem patriotischen Eifer der alten Römer. Die neueren machen sich nichts daraus, so schöne Beispiele nachzuahmen. Lobt man in ihrer Gegenwart jene herrlichen und nützlichen Unternehmungen, so antworten sie ganz kalt: die Römer sind wirklich uns nachahmlich.

Ich wünschte, die Prälaten Schatzmeister, und andre, denen die Unterhaltung und Ausbeesserung der Landstraßen aufgetragen ist, möchten doch überzeugt seyn, daß schlechte Wege nicht bloß die Unbequemlichkeit haben, dem Reisenden eine oft sehr nachtheilige Verzögerung zu verursachen, sondern daß sie auch für das allgemeine Wohl schädlich werden, da sie die Lebensmittel vertheuern. Aber die Priester sind allzu große Egoisten, um sich mit dem zu beschäftigen, was dem Volke zum Vortheil gereicht; sie denken nicht daran, etwas Gutes für Andre zu thun, ausgenommen, wenn sie ihren eignen Vortheil dabei finden.

Die Gesetze und Verordnungen der Römischen Administration scheinen für alles, was die Wege betrifft, mit grossem Scharfsinne gesorgt zu haben; doch

bei der Ausübung dieser Gesetze werden die größten Missbräuche begangen. Die Ausbesserung der vorhandenen Landstrassen, und die Anlegung neuer wird Unternehmern überlassen. Es werden Magistratspersonen ernannt, welche die Aufsicht über die Arbeiten führen sollen. Sie schwören, getreue Rechnung von allen Operationen abzulegen, scheuen sich aber nicht, ihren Eid zu brechen und falsche Berichte abzustatten, wofür sie denn, wie sich leicht denken lässt, von den Unternehmern unfehlbar reichlich bezahlt werden. Bei solchen Räubereien sind in allen, der apostolischen Kammer unterworfenen Provinzen, die Wege in dem übelsten Zustande; doch die, für deren Ausbesserung Städte und Municipalitäten zu sorgen haben, werden ziemlich gut unterhalten, da man in solchem Falle Vorsicht anwendet, sich vor den Betrügereien der Unternehmer zu sichern.

Geist der Staatsverwaltung im neueren Rom.

Freilich ist die Analogie in der Politik, wie in den übrigen Wissenschaften, nicht immer die sicherste Methode, die Wahrheit zu entdecken; indes kann man doch, ohne sich vor Irrthum zu fürchten, auch die übrigen Zweige der Römischen Staatsverwaltung nach dem beurtheilen, was ich von den Wegen gesagt habe. Der Souverain sollte Missbräuche verbessern; aber er begünstigt und vervielfältigt sie im Gegenseite durch unersättliche Habsucht und durch die Begierde, seinen Neffen zu bereichern: diesen albernsten unter allen Römischen Prinzen, die es jemals gegeben hat, seitdem päpstliche Nepoten existiren.

Der Papst und die meisten Kardinäle sind bloß mit ihren Vergnügungen beschäftigt, und denken nur darauf, die Früchte ihrer Usurpationen in Ruhe zu genießen. Patriotismus, Ordnungsliebe, Eifer für das allgemeine Wohl: dies alles scheinen ihnen Wörter ohne Sinn. Der Prälat Busca wollte, als er Gouverneur von Rom geworden war, in dieser Stadt die so vortheilhaft eingerichtete Polizei nachahmen, die er in Paris, Brüssel und andern Hauptstädten als päpstlicher Nunzius gesehen hatte; aber er merkte bald, daß er sich von dem Geiste der päpstlichen Staatsverwaltung sehr irgende Begriffe mache. Er gab seine Pläne in Kurzem auf, und ließ alles auf dem alten Fuß, da er überzeugt war, daß unter einer, schon ihrer Natur nach so fehlerhaften Regierung die Schwierigkeiten, die einer nützlichen Verbesserung im Wege ständen, unübersteiglich wären.

In Rom kommt man nicht durch ein sanftes Wesen, durch Furchtsamkeit, zu Aemtern, und dann in ihnen vorwärts; man muß dreist reden, und die Leute, deren Unterstützung man sucht, ansfahren. Der Priester ist aber von Natur scheu, da er weiß, daß seine Herrschaft sich bloß auf die Furcht gründet, welche die Vorurtheile erregen. Sieht er, daß man über diese Schwachheiten hinaus ist, so nimmt er seinerseits einen demuthigen Ton an, und sucht einen durch Stete Nachgiebigkeit zu gewinnen, weil er befürchtet, daß man mehrere Andre eben so kühn machen könnte.

Der religiöse Geist, welcher die Seele dieser Regierung ist, zeigt sich schon in dem ganzen Neuherrnen der Personen. Man begeht unter ihr die größten Schandthaten mit einem anständigen Wesen, und bietet einem mit erheuchelt andächtiger Miene ein Mädchen an. Vom Papste, in seinen päpstlichen Funktionen

hans
Un-
erso-
elten
von
nicht,
tten,
den
rden.
stolla
Bege
isbess
aben,
lchtem
ereien,

Dom.
ole in
hersts
kann
auch
ltung
gesagt
ffern;
Begens
e Bes
rnsten
geben,
und
an

nen und in dem Absatz seines heiligen Plunders, bis zu dem letzten Räuber unter den Hesen des Volkes, bestiehlt und verläumdet Alles, behält indeß dabei den imposantesten Ton der Würde. Aber die Römer, die kein Amt haben, und deren Geist nicht durch niedrigen Mäßiggang erdummt ist, zeigen einen sehr energetischen Charakter und eine Würde, welche an die ältesten republikanischen Zeiten erinnert. Die Mönche — in allen übrigen Ländern die Hesen des Pelesteiger sindels — sind in Rom sehr aufgeklärt, sanft, artig und liebenswürdig. Und die Klasse des Volkes, die von ihrer Arbeit ehrlich lebt, ist in dieser Stadt durch ihre Sitten sehr schätzbar; man findet unter ihr Geist und helle Beurtheilungskraft, woraus der philosophische Beobachter sehr wichtige Einsichten hervnehmen kann.

Mit welchen Regierungen lässt sich das neuere
Rom vergleichen?

Die Regierung des neueren Roms hat auffallende Ähnlichkeiten mit der Türkischen, und noch mehr mit der in den Staaten der Barbarei. Davon muß man aber die Einführung des religiösen Elibats ausnehmen, der in Ländern, wo man die Religion Mohammeds bekanzt, nicht Statt findet, und vor dem die Anhänger dieses Propheten den stärksten Abscheu haben. Bei den Römischen Priestern bedeckt indeß der Elibat, den sie sich zum Geseze gemacht haben, nur Unordnungen, durch welche dieses Institut noch verschärfster werden muß; und der Worthalt bei diesem Unterschiede ist gänzlich auf Seiten der Mohamedaner.

In Algier, Tunis und Tripoli verüben Alle, welche die Staatsverwaltung in Händen haben, die zärgeloseste Mäuberei; und gerade so ist es auch in Rom. Gleich der päpstlichen Regierung vernachlässigen auch die Afrikanschen den glücklichen Boden, den ihre Völker bewohnen; und ein Land, das mit ein wenig Kultur die reichlichsten und manigfältigsten Früchte hervorbringen würde, schmachtet in gänzlicher Verlassensheit, da der Ackerbau, anstatt aufgemuntert zu werden, nur Zwang und alle Arten von Bedrückungen erfährt. Den Staatsbeamten in diesen Ländern fehlt es gänzlich an Eiser für das öffentliche Beste; und, wie man schon gesehen hat, haben auch die Offizienten des Römischen Hoses diesen Charakter. Von Polizei weiß man in den genannten Städten so gut wie gar nichts; und in der Hauptstadt der christlichen Welt ist sie, wie der Leser aus dem Vorigen schon hinlänglich weiß, um nichts besser. Bei der Direction der Finanzen und den andern Zweigen der Staatsverwaltung kann man gleiche Nehnlichkeit bemerken. In den Staaten der Barbäret kaust man die Paschaliks oder Schahmeisterstellen durch Geschenke, und immer wird der vorgezogen, der dem Dey, dem Kaiser, dem Favorit, Sultanianen, oder den Ministern die ansehnlichsten macht. Jeder Pascha entschädigt sich dann mit Bucher für diese Geschenke, da er das Amt eines Alga^{*)} oder Unter-Schahmeisters, und andre Stellen, die von ihm abhangen, wie der denen giebt, die am besten dafür bezahlen. Eben so ist es in Rom; man erhält dort die Stelle eines Tesoriere oder Schahmeisters nicht anders, als durch

^{*)} Paschalik heißt eine Statthalterschaft. Pascha (Bacha) ist eigentlich ein Ehrenname jeder angesehenen Militairperson. Alga heißt ein Befehlshaber.

Geschenke an den Papst, seine Neffen und den Oberschäfmeister; und auch die Schatzmeister in den Provinzen verkaufen dann wieder ihrer Seits die Aemter, die von ihnen abhangen. Nur die Kultur der schönen Künste und Wissenschaften ist der auffallendste Unterschied zwischen den Menschen an der Tiber, und dessen auf der Küste von Afrika. Das Elend des gemeinen Volkes, und der übermäßige Reichthum einiger Personen, die man beide sowohl in der Barbarei als in dem Kirchenstaate bemerkt, da die Glücksgüter hier höchst ungleich vertheilt sind, machen die Ungleichheit noch grösser, und dienen dazu, die Richtigkeit der Parallele zu zelgen.

Weiter will ich diese Vergleichung nicht forsetzen. Es ist schon genug, daß ich den unterrichteten Leser auf die Spur gebracht habe; mit seinen Kenntnissen und Reflexionen wird er das hier entworfene Gemälde leicht vollenden.

Die Kanonisationen.

Mehrere Italiener von Kopf und Kenntnissen halten diese Priester-Betrügereien für eine herrliche Erfindung; und es lässt sich nicht läugnen, daß die Priester wirklich Mittel gefunden haben, das Axiom, aus nichts wird nichts, Lügen zu strafen: denn sie verstehen die Kunst, mit Chimären und phantastischen Visionen viel Geld zu gewinnen.

Es ist vielen Personen unbekannt, wie man in Rom verfährt, um die Statue eines neuen Heiligen in seine Blende, und seinen Namen in den Kalender zu bringen. Hier mögen also einige specielle Nachrichten stehen, die den Leser damit bekannt machen werden.

Die Rede ist von einem Französischen Pilgrim, der in der Hauptstadt der christlichen Welt im Geruche der Heiligkeit starb. Dieser Mensch war aus Nieders-Bretagne gebürtig, und hieß Labré *). Er lebte von Almosen, behielt nur sehr wenig für sich selbst, und vertheilte das Uebrige an andre Bettler. Gewiß ist es nicht meine Absicht, die Ehrfurcht zu vermindern, die man den Tugenden, wo sie auch zu finden sind, allenhalben schuldig ist. Hätte Labré, bei guter Gesundheit und dem Gebrauche aller seiner Glieder, mit dem Ertrage seiner Arbeit — nicht andre eben so müßig gehende und eben so gesunde Bettler, wie er selbst, sondern Hausväter mit vielen Kindern, oder schwache Personen und Krüppel ernährt; so verdiente ein solcher menschenfreundlicher Eiser gewiß großes Lob. Aber den Vorübergehenden durch Heremladen Geld abzuschwärzen, sich einer niederträchtigen Bettelei zu ergeben, um den Müßiggang einer Menge von Schurken zu befördern: das ist eines rechtschaffnen Mannes unwürdig, und ein Verbrechen gegen die Gesellschaft; denn die erste Bestimmung eines Menschen besteht in Arbeit. Die Priester haben alle diese Ideen umgeschaffen, und den Himmel besonders mit Bettlern beydolt.

Sobald Labré tot war, sekte man seinen Leichnam in einer von den Kapellen seiner Pfarrkirche aus. Das Volk eilte in Menge herbei, den Körper dieses Seligen zu sehen, und es mußte eine zahlreiche Wachring umher gestellt werden, damit man ihn nicht zerriße, um Reliquien von ihm zu haben. Blinde, Taube und Lahme kamen von allen Seiten herbei,

*) Meyers Darstellungen etc. S. 215. Auch hat die Berlinische Monatsschrift das Deutsche Publikum mit diesem Heiligen bekannt gemacht.

um wieder gesund zu werden, und — kehrten zurück,
wie sie gekommen waren.

Indes verbreitete sich allenthalben das Gerücht
von den Wundern, die der heilige Labré thue.
Es befanden sich Notarien mit ihren Schreibern in
der Sakristei, um die Zeugnisse von den außerordent-
lichen Kuren, die an seinem Grabe geschehen waren,
zu protokoliren. Man stiftet sich um den kleinsten
Fetzen der Kleider, die er getragen hatte, und bezahlte
ihn sehr theuer. Wer nur den mindesten Zweifel an
diesen Wundern gehabt hätte, wäre unglücklich ges-
wesen! Aerzte, die von andächtigen Weibern reichlich
bezahlt wurden, waren so gefällig, etwas Uebernatur-
liches in Kuren zu finden, die doch bloß die Kunst,
oder die Natur ohne Beihilfe, bewirkt hatte. Der
Römische Hof sah diese frommen Possenspiele mit
Bergnügen, und belebte den fanatischen Enthusiasmus
unter der Hand, doch ohne etwas zu thun, das ihn
kompromittieren könnte.

Dem Verfahren gemäß, das in Ansehung der
Kanonisationen festgesetzt ist, müssen von dem Zeit-
punkte an, da die Wunder zuerst bezeugt werden,
funzig Jahre verlaufen, ehe der Prozeß anfängt, ohne
welchen der neue Heilige seinen Stuhl im Himmel
nicht einnehmen kann.

In diesem Zeitraume sind die Zeugen der ersten
Wunder größtentheils gestorben; wer etwa noch lebt,
erinnert sich der Umstände nicht mehr, und kann an
den vor so langer Zeit geführten Akten weder durch
Widerspruch noch durch Zusätze etwas ändern. Man
beschäftigt sich übrigens in diesen funzig Jahren,
die zur Kanonisation nöthige Summe zusammen zu
bringen, welche sich auf 100,000 (Römische) Thaler

zu 4 Livres 10 Sols (1 Thaler 3 Groschen) *) beläuft. Von diesem Gelde bekommt die apostolische Kammer 25,000; und das Uebrige gehört den Advokaten, Prokuratorien, Notarien u. s. w., die den Prozeß instrukt haben.

Zu Labré's Kanonisation waren, wie ich versichern kann, im Jahr 1790 schon 47,000 Thaler niedergelegt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Franzosen, da sie von allem solchem Überglauben zurückgekommen sind, viel zur Fabrikation des neuen Heiligen beitragen, ob er gleich ihr Landsmann ist.

Sch will dieses Kapitel mit einem ziemlich lustigen Vorfall endigen. Der Kaiser (Joseph II.) hatte ein Nonnenkloster in dem Westreichischen Polen (Galzien) aufgehoben, und man fand in den Rechnungen desselben, eine Ausgabe von 36,000 Thalern, die das Kloster zur Kanonisation einer von seinen Nonnen dem Romischen Hofe ausgezahlt hatte. Joseph schrieb an den Kardinal Herzog, (von dem ich diese Anekdote habe:) er sollte sich die Summe wiedergeben lassen, oder der Papst die Nonne augenscheinlich kanonisiren. Der Kardinal bekam zur Antwort: man wisse nichts von dieser Sache, und die Nonnen müßten sich ohne Zweifel versehen haben. Diese Antwort befriedigte den Kaiser nicht; er ließ sich genaue Nachrichten von der Sache schicken, und schrieb dann auf eine Art, daß man seiner Reklamation nicht mehr ausweichen könne. Die apostolische Kammer antwortete nun: sie hätte die Summe wirklich bekommen; aber es fehlten noch zwei Wunder, ehe der Prozeß geendigt werden könnte. Bis dahin würde man die niedergelegte Summe behalten, die übrigens nicht hinreichte, und zu der noch etwas hinzu

*) Eigentlich beträgt ein Scudi ungefähr 1 Thlr. 6 Gr.

Kommen müßte, da der gewöhnliche Preis der Konsi-
nisation 100,000 Thaler betrüge. Der Kaiser ließ sich
fürs erste nichts merken; aber als einige Zeit nach-
her das Collegium de propaganda seine liegenden
Gründe in Galizien zum Verkauf anbot, wurden sie
auf Josephs Befehl in Sequestration genommen,
und dem Römischen Hofe geschrieben: man würde sie
nicht eher zurück geben, als bis die 36,000 Thaler
wieder bezahlt wären. Die apostolische Kammer be-
stand darauf, diese Summe zu behalten; und der
Kaiser zog nun die Güter der Propaganda, die auf
30,000 Thaler geschätzt wurden, an sich. Wie das
Collegium de propaganda sich mit dem Römischen
Hofe über diese Sache abgesunden hat, ist mir un-
bekannt.

Die Kindbetten der Prinzessinn Herzoginn.

Unter der Benennung: die Prinzessinn Herzoginn, versteht man in Rom die Frau des päpstlichen Neffen. Am 6ten Oktober 1787 ward diese von einem Knaben entbunden; worüber Pius VI sich denn äußerst freute. Er verbarg indeß, als er diese Nachricht erhielt, sein außerordentliches Vergnügen, da sich gerade ein Flämischer Prälat bei ihm befand. Dieser zeigte ihm an, daß Brabant unter die Herrschaft des Kaisers zurückgekehrt wäre; und der Papst erwiederte ihm: „obgleich die glückliche Entbin-
dung meiner Nichte mir großes Vergnügen macht;
so nimmt doch mein Herz an den tröstlichen Nachrich-
ten, die ich von Euch erfahre, noch größeren Anteil.“
— In Rom treiben Leute in Aemtern die Geschicklich-
keit, ihre Leidenschaften und Empfindungen zu ver-

bergen, noch viel weiter, als die Vornehmen in andern Staaten.

Nepotismus ist die gewöhnliche Krankheit des Papstes Pius VI. Hätte er vor dreihundert Jahren regiert, so würde er seinen Neffen gewiß zu einem der größten Souveräne in Italien gemacht haben. Indess hat er doch für seinen Neffen alle die Verachtung, die dessen gänzliche Nullität sehr wohl verdient.

Die Entbindung einer Sultane ist für die hohen Beamten der Osmannischen Pforte sehr wichtig, und sie versäumen es niemals, in einem solchen Falle durch prächtige Geschenke ihre Freude und Ergebenheit zu bezeigen. Eben so verhält es sich in Rom mit den Kardinälen und Prälaten, welche sich die Gewogenheit des Papstes erwerben wollen. Wenn dessen Familie mit einem neuen Sprößlinge vermehrt worden ist, so machen sie, diesem Umstände zu Ehren, Geschenke, und suchen dabei einander an Geschmack und Pracht zu übertreffen. Das ganze heilige Kollegium und die Prälatur zeichneten sich besonders aus, als die Prinzessin Herzogin den Großneffen Sr. Heiligkeit geboren hatte. Pius VI sah die verschiedenen Geschenke, die der Mutter gemacht waren, mit Wohlgefallen an, und lobte besonders die vom beträchtlichsten inneren Werthe. Bei solchen Veranlassungen legen die souveränen Päpste ihren Unterthanen keine Abgaben auf, sondern schenken sie bloß nach der Weise der Mohammedanischen Mächte durch Kontributionen, die zwar freiwillig schenken sollen, im Grunde aber doch gezwungen sind.

Der Spanische Minister.

Der Mann, der den meisten Einfluß in die Römisichen Angelegenheiten hat, und sich bei den Agenten des päpstlichen Ansehens oft in Respekt sieht, ist der Ritter d'Azara, bevollmächtigter Minister des Königs von Spanien, ein geschickter Unterhändler, von dem ich noch oft zu reden Gelegenheit haben werde. Er kennt den Gang der Geschäfte am päpstlichen Hofe besser, als sonst irgend jemand, und erlangt alles, was er nur will, da er weiß, wie man sich benehmen muß, um die Priester zu leiten, und da er zu rechter Zeit laut redet. Oft spricht er in einem entscheidenden Tone; oft auch in einem scherzenden, um fühlen zu lassen, daß er die wichtigsten Angelegenheiten von Rom nur für Kleinigkeiten ansieht.

Azara erzählt mit vielem Geist, und sehr unterhaltend, ohne dabei im mindesten Prätentionen zu machen. Er ist der einzige fremde Minister in Rom, der wahres Verdienst hat, und seine Geschäfte philosophisch behandelt. Auch ist er gelehrt, und hat genaue Bekanntschaft mit den klassischen Schriftstellern der Griechen und Römer, so wie mit der Spanischen, Italiäischen und Französischen Literatur. Es war mir immer ein wahres Vergnügen, ihn allenthalben, wohin ich kam, zu finden; denn immer lernte ich etwas von ihm, und er lieferte mir reichliche Materialien für mein Tagebuch. Wirklich muß ich versichern, daß ich einen sehr beträchtlichen Theil des Interessantesten, was man über Rom in meinem Buche finden wird, ihm verdanke.

Bei meiner ersten Reise nach Rom, glaubte ich, der Kardinal Bernis hätte den größten Einfluß in die Angelegenheiten. In der That hatte er auch mehrere Jahre hindurch das Uebergerwicht; und besitzt er nun nicht

nicht mehr das Ansehen, das er durch die Macht, der
ren Repräsentant er war, bekam: so wird er doch
noch immer von jedermann geachtet und geliebt, da
man persönliche Tugenden, die schönsten Eigenscha-
ften des Geistes und des Herzens, an ihm kennt, und
da er immer ein sehr ehrenvolles Haus gemacht hat.
Brachte es der Ritter Azara dahin, den Kardinal
von Bernis gleichsam abzusezen, so ist er doch
auch so geschickt gewesen, die Freundschaft dieses Mi-
nisters beizubehalten und dessen Eigenliebe nie zu be-
leidigen. Er spricht den letzteren oft, fragt ihn um
Rath, und weiß sogar glaublich zu machen, dieses
oder jenes, was er sich ausgedacht hat, sey von dem
Kardinal bemerkt und vorgeschlagen worden.

Spanien ist in Rom sehr mächtig. Diese Na-
tion schickt am meisten Geld dorthin; und hätte sie
nicht einen Minister wie Azara, so würde der Ro-
mische Hof dreist genug seyn, gegen den Madrider eis-
nen ziemlich hohen Ton anzunehmen: denn die Kirch-
liche Regierung hat es sich zur Regel gemacht, die
Schwäche aller der Fürsten zu benutzen, die dem heil-
igen Stuhle am ergebensten sind.

Spanien hat eine wirkliche Gerichtsherrlichkeit in der
Stadt Rom; und von allen fremden Ministern, ist
bloß der Spanische berechtigt, eine Wache zu haben.
Das Quartier, welches Piazza di Spagna (der Spa-
nische Platz) genannt wird, ist von großem Umfange,
und enthält 14,000 Einwohner, die sämmtlich unter
dem Schutze des Spanischen Ambassadeurs stehen.
So lange Männer von nicht so vieler Rechtschaffen-
heit und Ordnungsliebe, als Azara, Spanische
Minister in Rom waren, galt die Piazza di Spagna
für einen Diebesinkel und eine wahre Mordhöhle.
Azara hingegen behauptete wohl seine Vorrechte,
ließ aber in dem ganzen Bezirke seiner Gerichtsherr-

Gorani. 2. Theil.

E

keit genaue und wachsame Polizei halten. Die Einwohner dieses Quartiers sind auch mehr dem Spanischen Minister ergeben, als dem Römischen Hofe; und wenn Streitigkeiten zwischen dem heiligen Stuhl und dem Hofe von Madrid vorkommen, so schlagen sie sich immer zu der Partei des letzteren. Ich kann dem Ritter d'Uzara weiter nichts vorwerfen, als daß er eine Jurisdiktion, die dem Geiste der Gerechtigkeit völlig zuwider ist und das Völkerrecht in jeder Rücksicht verlebt, oft mit vieler Wärme vertheidigt. Indes entspringt hieraus etwas Gutes für die Fremden, welche in diesem Quartiere wohnen, worin die vornehmsten Wirthshäuser sind. In diesem Theile von Rom ist man bei Nacht, wie am Tage, sicher, da man hingegen in andern, die unter der Ländes-Polizei stehen, alles zu befürchten hat.

Lieblingshoffnung der Römer.

Von jeher haben die Römer den Tod des Papstes, wenn er schon einige Jahre auf dem heiligen Stuhle sitzt, lebhaft gewünscht. Benedict XIV wußte das sehr gut, und scherzte öfters darüber. Auch nahm er die gewöhnlichen Komplimente am Jahrestage seiner Erhebung sehr gleichgültig, obwohl sehr höflich, an. Ein Kardinal wünschte ihm bei einer solchen Gelegenheit sehr lebhaft eine lange Reihe von Jahren. Der Papst unterbrach ihn auffahrend, und fragte, ob er heute seine Messe schon gelesen hätte? Als der Kardinal dies bejahte, erwiederte Benedict XIV mit Lebhaftigkeit, in seinem gewöhnlichen Tone: „Cazzo^{*)}! Ihr habt die Messe ge-

^{*)} Ein Fluch, den wir unsren Lesern nun eben nicht näher erklären mögen. Er entspricht einigermaßen

sen, und sagt in meiner Gegenwart eine solche Lüge?“
Dieser Kardinal war Benedict's allerheiligtster Vikarius; (man muß nehmlich wissen, daß alles, was die Person des Papstes bedient, allerheiligst ist.) Über eben diesen Vikar-Kardinal, machte Benedict XIV. einmal einen sehr drolligen Scherz. Jener erzählte einen gewissen Vorfall, und setzte dabei sehr lächerliche, aber zugleich auch sehr unwahrscheinliche Umstände hinzu. Darüber wendete Benedict sich auf einmal an einen in seinem Zimmer befindlichen Christus, und sagte; „Anbetungswürdiger Jesus! Du hast einen Vikarius, der ganz gewiß ein Halunke (coglione) ist; aber der meinige ist ein noch viel ärgerer, das kann ich dir versichern.“

Sobald ein Papst anfängt, Zeichen eines nahen Todes zu geben, ist ganz Rom in Aufruhr. Auf allen Seiten werden Intrigen und Kabinetten gemacht; man läuft und sollicitirt, man bietet Geld, um eine Stelle im päpstlichen Palaste zu bekommen, und man erwartet mit großer Ungeduld den Augenblick, wo von dem Balkon des Konklave die bei einer solchen Gelegenheit hergebrachten Lateinischen Worte ausgerufen werden: Habemus pontificem maximum ... (der Name der gewählten Person.) Vor allem sollte man in Rom der Hoffnung einen Tempel errichten.

In andern Ländern giebt es viele Leute, die ihren Souveränen aufrichtig ergeben sind. In Wien habe ich eine Menge Personen gesehen, von denen Maria Theresia zärtlich geliebt ward. In Berlin sah ich die Kirchen voll Männer und Frauen, die mit vielen Thränen für die Erhaltung des großen Friedrichs beteten, als sein Leben in Gefahr

dem Französischen f... , das nur ein Hebert in seinem Pere Duchêne ganz auszuschreiben stün ges nug hat.

E 2

Einz
vanis
ose;
stuhl
n sie
kann
als
rech
jeder
dig.
frem
vorin
sem
age,
Lans

Pap
ligen
XIV
über.
Jah
schon
et ei
reihe
rend,
lesen
derte
ohn
gele

nicht
asen

schwebte; auch weiß ich, daß sein Tod schmerzlich beweint worden ist*). Bei dem Tode eines Papstes aber sieht man niemals gleichen Schmerz ausbrechen. Es werden Gebete für ihn gehalten; doch das sind nur Gewohnheits Ceremonien, an denen das Herz keinen Theil hat. Und wie steht es denn nun um eine Souverainität, wobei ein Mann, der sie bekleidet, auch wenn er so viel Gutes thut als nur möglich von seinen Unterthanen weder Liebe, noch Erkenntlichkeit erwarten darf?

Plane, deren Ausführung unmöglich ist.

Die Römer sind nicht mit der öffentlichen Meinung bekannt, welche andre Staaten leitet und gegenwärtig so vielen Einfluß auf die Regierungen hat. Sie glauben, der Papst könne für seine Dekrete noch eben so viele Unterwerfung verlangen, wie man in den Jahrhunderten der Unwissenheit dafür bezogte; und sie sehen nicht, daß die Nationen, welche das Licht der Philosophie aufgeklärt, und über vieles, was ihnen ehemals Verehrung einflößte, aus ihrem Irrthume gebracht hat, jetzt nur Verachtung gegen die Priester-Betrügereten empfinden, die man ihnen gern noch immer für Wahrheiten verkaufen möchte.

Der Papst selbst war in diesem Irrthum. Seine Reise nach Wien hat ihn indeß heraus gebracht und ihn einsehen gelehrt, was ein Papst in unsren Zeiten

* Nur Ein Beispiel unter vielen. Der edle Möllendorf, jetziger General-Feldmarschall, weinte, als sein Regiment dem neuen Könige am 17. August 1786 den Eid der Treue ablegte, die schmerzlichsten Thränen, ohne sie nur einen Augenblick verborgen zu wollen.

Ist. Manche Verfahrungsarten in der Regierung ander Länder fielen ihm auf, und es schien ihm nützlich, sie nach dem Kirchenstaate hin zu verpflanzen. Besonders fand er das Mauth- (Zoll-) Wesen des Kaisers der Nachahmung werth. Er sprach darüber mit seinem Staatssekretär, dem Kardinal Buoncompsagno, der sich Ruf erworben hat, aber ihn bei weitem nicht verdient. Das Resultat ihrer Beratsschlagungen ließ darauf hinaus, daß man, bei mehr Ordnung und Strenge, den Ertrag der Einfuhrabgaben im Kirchenstaate verdoppeln, oder wohl gar verdreifachen könnte. Ein sehr trauriger Irrthum, daß man nicht begreift, man müsse, um den Nationalsschatz zu bereichern, vielmehr den Ackerbau beleben und den Handel von seinen Fesseln befreien!

Selbst einmal angenommen, ob es gleich augenscheinlich falsch ist, daß die Auslage von Einfuhrzöllen billig und nützlich sey *); so bleibt es doch immer ausgemacht, daß bei einer Regierung, wie die Römische, die sich in ihrem Wesen von allen übrigen gänzlich unterscheidet, Strenge gar nicht anzuwenden ist. Wie sollte man denn wohl strenge Ordnung bei den Zöllen einführen können, wenn der Souverain sehr schonend zu Werke gehen muß, um die Prinzen, die Kardinäle, die Prälaten und eine Menge bittelnder und privilegirter Geistlicher nicht aufzubringen? wenn die Zollbeamten nicht lange auf die Unterstüzung eines oft sehr alten Papstes rechnen können, dessen Ansehen in Kurzem

*) Es verlohnt sich nicht der Mühe, hier mit dem Verfasser zu streiten. Um ihn zu widerlegen, darf man ihn nur auf England und die Preußischen Staaten verweisen. Solde würden, wenn nicht die Einfuhr fremder Fabrikate in ihnen so erschwert wäre, geniß nicht zu dem Wohlstande gelange seyn, durch den sie sich so sehr unterscheiden.

verlorenen muß? und noch überdies in einem Lande, wo ein Mann von dem niedrigsten Herkommen zur Ehre gelangen kann, der ganz unfehlbar sich, oder seine Freunde und Verwandten, für die Gewaltthärtigkeiten, die man an ihnen verübt hätte, rächen würde?

Hier ist ein Vorfall zur Bestätigung dieser Behauptung. Der Graf Skabrousky, Russischer Gesandter (in Neapel,) kam im Jahre 1787 nach Rom, und sein Wagen ward von der Wache am Thor angehalten. Man wollte ihn nach dem Zolls hause bringen, um die Koffer zu visitiren; aber der Graf ward böse über die Wache, und behandelte sie als ein wahrer Russe. Sie entschuldigte sich damit, daß sie die strengsten Befehle von Monsignore dem Schatzmeister bekommen hätte; doch der Graf erwiederte mit einem Fluch: Sagt dem Monsignore Schatzmeister nur in meinem Namen, er soll sich zum T... l scheren! Dann rief er dem Postillon zu: „Fahre weiter, oder ich werde dich tüchtig für dehn Jögern bezahlen!“ Der Postillon ließ sich das nicht zweimal sagen; der Wagen fuhr fort, und die Wache stand wie versteinert *).

Die Annona.

Die Annona ist einer von den Finanzzweigen der Kirche. Man schreibt den ersten Gedanken zu dieser Einrichtung, die den Ackerbau zu Grunde gerichtet hat, der berühmten Donna Olympia zu, welche

* Eine ähnliche Brutalität, von einem Russischen Offizier, erzählt Herr von Archenholz in seinem England und Italien, Th. IV. S. 154.

unter dem Papste Innocenz X in großem Aussehen stand. Den ursprünglichen Verordnungen der Annona zufolge, ist jeder Landbauer verpflichtet, sein Getreide zu einem Preise zu verkaufen, den der Souverain bestimmt und der immer weit unter dem gewöhnlichen ist. Die Privatpersonen müssen ihr Mehl bei den Beckern kaufen, und diese es von der apostolischen Kammer nehmen, welche man die ehrwürdigste (reverendissima camera) nennt, ob sie gleich nichts weniger als das ist. Alle, die bei der Annona angesehen sind, denken nur darauf, so viel zu verdienen, wie sie können, und verschlimmern die fehlerhafte Ausfahrt noch überdies durch Privat-Expreßungen.

Acht Unzen weisses Brot werden in Rom zu jeder Zeit für einen bajocco (etwa 5 Pfennige) verkauft. So bedrückt man den Ackerbau sehr stark, um eine Menge Mässiggänger zu ernähren, von denen es in dieser Stadt wimmelt.

Wahrhaft abscheulich ist es übrigens, daß die Kardinäle, die in Gunst stehenden Prälaten, und besonders der Oberschäfzmeister, der Papst selbst, und seine Neponeten, wenn er dergleichen hat, Aktien bei dieser Pachtung haben. Darf man sich wundern, daß der Feldbau gänzlich vernachlässigt wird, wenn man das Getreide in einem so niedrigen Preise hält, und den Landmann so wenig aufmuntert?

Vor einigen Jahren erlaubte man den Landleuten, ihr Getreide auszuführen; aber sie mußten der Kammer für jeden rubbio, ein Gewicht von 25 (Französischen) Pfunden *), bald zehn, bald zwölf, und so-

*) Hier ist im Original ein arger Druck- oder Schreibfehler. Man rechnet einen Rubbio 640 Römische Pfund, und nicht 25 Französische.

gar zwanzig Paoli *) bezahlen. Man sieht leicht ein, daß bei einer so lästigen Bedingung die Erlaubniß wenig vortheilhaft seyn konnte; und es läßt sich sagen, daß die päpstliche Regierung in diesem Stücke denen von Tunis, Algier und Marokko ähnlich ist: denn in allen diesen Ländern bemächtigen sich die Souveräne des Getreides, und es wird ein verhaftes Monopol damit getrieben.

Priester, ihr seid dieses Namens unwert! Eure schändliche Habſucht, eure Unwiffenheit in der Oekonomie, der wichtigsten von allen Wissenschaften, wenn es auf das Wohl eines Staates ankommt — hat ein Land, das der Bevölkerung so günstig wäre, fast gänzlich menschenleer gemacht, und Felder, die unter einer andern Regierung alles, was nur die freigebige Erde dem Menschen ertheilen kann, reichlich hervorbringen würden, in Wüstenelien verwandelt! Ich sage es laut, und werde nicht müde, es zu wiederholen: die Kirchenregierung ist die schlimmste von allen; sie ist wahrhaft Montesquieu's Despot, der den Baum umhauet, um die Früchte davon zu bekommen **).

*) Ein Paolo beträgt 11 Französische Sous (ungefähr 3 Groschen 6 Pf.) A. d. O.

**) Aufſpielung auf die berühmte Stelle im Esprit des Loix, Chap. XIII. Quand les sauvages de la Louisiane veulent avoir du fruit, ils coupent l'arbre au pied. Voilà le despotisme. Voltaire macht über diese Stelle eine sehr treffende Anmerkung. Er zeigt erst, (Oeuvres, ed. de Gotha, T. XXIX.) p. 376, daß der Gedanke sich auf ein altes Spanisches Sprichwort gründet, und setzt dann hinzu: „Freilich erzählt in den Lettres édifiantes et curieuses (seitste Sammlung, p. 315) ein Jesuit Namens Marest dies von den Ein gebornen in Louisiana. Aber entweder ist dieser Jesuit sehr leichtgläubig, oder die Menschen am Mississipi sind anders, als die in der übrigen Welt. Kein Wilder ist wild genug, um nicht einzusehen, daß ein

Empörender Widerspruch.

Nichts ist empörender, ungerechter und ungestimpter, als die verschiedene Art, womit die Römische Regierung die Verbrechen ansieht und bestraft. Oft ziehen sehr verzeihliche Fehler einem Unschlüssigen die strengsten Züchtigungen zu; Bossewichter hingegen, die sich mit schrecklichen Verbrechen beschickt haben, bleiben öfters unbefehlt. Zum Beweise dient folgender Vorfall, der sich in Rom, während meines Aufenthaltes daselbst im Jahre 1787, ereignete.

Ein unglücklicher Bernhardiner, Mönch, den seine Familie, um seinen älteren Bruder zu begünstigen, in ein Kloster zu gehen gezwungen hatte, war von einem Temperament, bei dem ihm das Gelübde der Keuschheit sehr zur Last fiel. Eines Tages sah er auf der Promenade ein junges Frauenzimmer, das eine sehr heftige Leidenschaft bei ihm erregte. Blicke und Bewegungen von diesem schönen Mädchen sagten ihm deutlich, daß er alles wagen könnte. Er folgte ihr nach, ging zu ihr hinauf, und war bald glücklich. In dem Rausche von Liebe und Vergnügen vergaß sich unser junger Mönch, und blieb die Nacht hindurch bei seiner Schönheit. Der Superior des Klosters be-

umgehauener Apfelbaum keine Apfeln mehr trägt. Nebstdies ist es jedem Wilden leichter und bequemer, eine Frucht abzupflücken, als den Baum umzuhauen." Wenn Voltaire Recht hat — und wer kann daran zweifeln? —, so folgt daraus, daß manche Priester auf dem Throne ärger sind, als die wildesten Wilden. Und schon deshalb, weil es mancher seyn kann, wäre vielleicht zu wünschen, daß keiner sich mehr aus seiner Sphäre, dem Unterrichte des Volkes, verirren dürfte. Ob wohl alle so genannte geistliche Fürsten am Schluße dieses, oder wenigstens des folgenden, Jahrhunderts noch vorhanden seyn werden?

eln,
i we-
agen,
enen
in in
ratne
nopol

Eure
Dekos
wenn
at ein
fast
unter
geblige
rvors
o sage
olen:
sie ist
Baum
).

gefähr

it des
Lou-
re au
t über
t zeigt
s, daß
hwork
in den
ng, p.
n Eins
er Jes
Mitts
Kein
ah ein



merkte, daß unser Bernhardiner nicht nach Hause gekommen war, und zeigte es der Polizei an, welche denn die Freistätte, wo die beiden Liebenden einander in den Armen lagen, bald entdeckte. Das Mädchen ward in ein Zuchthaus eingesperrt, und der Mönch erst früchtig gepeinigt, dann aber auf sein ganzes Leben in einen tiefen Kerker begraben, wo er weiter nichts als Wasser und Brot zur Nahrung hatte. Ein schreckliches Beispiel neben so vielen andern, welche in jedem fühlenden Herzen Abscheu vor der Grausamkeit und Intoleranz der Mönche erregen müssen!

An eben dem Tage, wo dies vorging, gerieth ein Mann in Streit mit einem Schenkvrth, und zwar über ein Stückchen Schinken, das dieser, sagte jener, zum zweitenmal bezahlt haben wollte. Der Wirth kam in Wuth, gab ihm einen Stich mit einem großen Messer, und wiederholte das, so sehr der Unglückliche auch bat und schrie, bis er ihn getötet hatte. Die Justiz ward zwar von diesem Morde benachrichtigt, that aber nicht den mindesten Schritt, den Verbrecher zu bestrafen. Es vergingen drei Tage, ohne daß man irgend eine Untersuchung anstellte. Endlich entschloß sich der Schenkvrth denn, davon zu gehen: mehr aus Vorsicht, als aus wirklicher Furcht. Zwei Monathen nachher kam er nach Rom zurück, und fing sein Gewerbe wieder an, ohne auf irgend eine Art beunruhigt zu werden.

Pius VI Eitelkeit über seine Figur.

Die schöne Figur, die Pius VI hat, erregt bei ihm eine sehr lächerliche Eitelkeit, die besonders bei einem Papste sehr übel angebracht ist. Er macht sich

ein ganz ernstliches Geschäft daraus, bei allen Gelegenheiten die Grazie seiner Person zu zeigen. Gestern besichtigt er sich im Spiegel, und studiert seine Gestikulationen, wie ein Schauspieler seine Rolle. Er ist wirklich ein sehr schöner Mann¹⁰). Seine Gesichtszüge sind sehr regelmäßig; und doch ist seine Physiognomie weder majestätisch noch geistvoll, obgleich die Grazie in seiner Pantomime, und die Leichtigkeit, mit der er sich ausdrückt, große Täuschung erregen. Auch von Andern fordert er das äußere Verdienst, womit er selbst zu seiner großen Zufriedenheit begabt ist; und jemand, der sich ihm mit diesem nichtigen Vorzeige vorstellt, kann sicher darauf rechnen, ihm zu gesellen.

Die Direktoren der Propaganda ließen bei einer akademischen Disputation, in Gegenwart des heiligen Vaters einen jungen Neger aus Congo eine Rede halten. Sie glaubten, dem Papste Vergnügen zu machen, wenn sie ihm zeigten, wie sehr die Kirche ausgebreitet wäre, und daß sie sogar unter dem heiligen Himmelsstrich Unterthanen hätte. Aber da kamen sie Pius VI schlecht! Congo ist ihm sehr gleichgültig, da er weder Gold, noch Silber oder Edelsteine daraus zieht. Der Papst sah in dem jungen Afrikanischen Redner weiter nichts, als einen Neger, dessen Figur ihm empörend häßlich schien. Er bezeugte das größte Missvergnügen darüber, und äußerte ausdrücklich: man möchte ihn künftig nicht wieder nöthigen, solche unangenehme Gegenstände sehen zu müssen.

¹⁰) „O quanto è bello, rief eine Römische Dame vom Balkon ihres Hauses herab, als Pius in einer Prozession erschien. Mit fröhlicherem Entzücken antwortete eine andere: tanto è bello, quanto è santo!“
„Ja er ist so schön, als er heilig ist.“ Meyers Darstellungen etc. p. 199.

Der Kardinal von York.

Dieser Prinz hat in Rom zu einer gewissen Zeit, besonders unter Clemens XIII (Rezzonico,) eine ansehnliche Rolle gespielt. Seine hohe Geburt; das Unglück, wovon sein Haus, obgleich verdient, betroffen worden ist; der Titel und der Hofstaat eines Königs, die sein Vater hatte: dies alles erwirbt ihm noch heut zu Tage einen sehr ausgezeichneten Rang unter den übrigen Kardinälen, und man glebt ihm den Titel: Altezza reale eminentissima.

Dieser Kardinal wohnt in Frascati, wovon er Bischof ist, und glebt daselbst jährlich über 40,000 Thaler (Scudi) aus. Obgleich sein Aufenthalt in dieser Stadt den Einwohnern Vortheile verschafft, so ist er doch bei ihnen sehr verhaft: Theils, wegen seiner äußerst großen Intoleranz, Theils wegen seines Widerwillens selbst gegen die unschuldigsten Vergnügungen, die das Volk sich gern machen möchte. Auf den mindesten Verdacht, lässt er ein Mädchen in Verhaft nehmen, grausam peitschen, und dann bei Wasser und Brot einsperren. Die geringste Denunciation, ohne allen Beweis, reicht schon hin, sich eines Priesters oder Mönches öffentlich zu bemächtigen. Der Kardinal möchte gern, daß jedermann sein Leben in der Kirche zubrächte, und daß Frascati nur ein großes Kloster wäre.

Ich ward dieser Eminenz vorgestellt, ziemlich wohl aufgenommen, und auch zum Mittagsessen eingeladen. Die Mahlzeit schien mir indes nicht sehr unterhaltend; denn der Kardinal that Fragen an mich, die keinen sehr gebildeten Mann verrathen.

Man muß nichts so sehr fürchten, als vorschnelle Urtheile. Ich mag gern Heuchler entlarven; aber erst nach entscheidenden Beweisen. Daher sage ich

blos, was ich gesehen habe, ohne Folgerungen daraus zu ziehen. Der Pallast des Kardinals war voll junger, sehr hübscher Leute, in Abbé-Tracht. Das erregte denn bei mir den Argwohn, diese Königliche Eminenz könnte wohl eben den Geschmack haben, den man einigen von ihren Kollegen Schuld giebt. Indes, da ich die jungen Leute nicht befragen konnte, so fehlt es mir auch gänzlich an Beweisen zur Bestätigung dieses Verdachtes.

Sein größtes Vergnügen besteht darin, die Priester, Funktionen zu verrichten; und man kann ihm nicht sicherer gefallen, als wenn man auf die Art, wie er dies bei dem öffentlichen Gottesdienste thut, sehr aufmerksam zu seyn scheint. Kurz, er ist ein M. rr aus dem Hause Stuart, und seiner Herzunft vollkommen würdig. Eines Tages nahm er Audienz bei Benedict XIV., blieb über anderthalb Stunden, und that mehrere disparate Fragen, was denn Sr. Heiligkeit, die gerade viele Geschäfte hatten, große lange Weile mache. Endlich ging der Kardinal; und Lambertini sagte mit seinem gewöhnlichen Frohsinn: „Cazzo! ich wundre mich gar nicht, daß die Engländer sich diese Brüder von langweiligen Ueberlästigen vom Halse geschafft haben; es thut mir nur leid, daß wir damit beschenkt worden sind.“

Der Adel von Pius VI. Neffen.

Der Adel ist eine schon sehr alte Chimäre, und man darf sich gar nicht wundern, daß in allen Jahrhunderten eine Menge Menschen nach den richtigen *)

*) So gar nichtig sind sie in vielen Staaten doch nicht!
Es würde übrigens zu weitläufig seyn, die geles-

Vorzügen gestrebt haben, welche diese Chlmaare giebt. Nur wenige Menschen sind philosophisch genug, den Adel nach seinem wahren Werthe zu würdigen, und ihn aller der Blendwerke zu berauben, die ihn für den großen Haufen so verführerisch machen. Ein Priester, das Oberhaupt einer Religion, nach deren Lehre alle Menschen einander gleich sind, und die in ihren erhabensten Ceremonien die Nichtigkeit aller Erdengrößen darstellt — ein Papst, sollte mehr als jeder Andre über diese Schwachheit hinaus seyn; indes hat Pius VI in diesem Stücke die lächerlichste Eitelkeit bewiesen. Die Genealogen haben, um seinem Stolze zu schmeicheln, in den ältesten Registern, und selbst in den Heiligen-Legenden, den Ursprung des Hauses One si gesucht, von dem sein Neffe ist. Mit eben so ungereimter, als lächerlicher Ignoranz hat man sich ein Mittel ausgesonnen, diese Familie von einer heiligen Person abstammen zu lassen.

In dem Lateinisch geschriebenen Leben des Heiligen Romualdus, Stifters eines Ordens von Religiosen, der noch jetzt existirt, liest man gleich zu Anfange folgende Worte: Romualdus ex honestis parentibus natus (Romualdus von ehrlichen Eltern geboren). Man nahm das Beiwort *honestis* für den Familiennamen des Heiligen, und ließ im Jahre 1787 ein Werk mit aller typographischen Pracht drucken, worin man zu beweisen suchte: der Heilige Romualdus sey aus einer Familie Namens Onesti, gewesen, von welcher der Neffe des Papstes in gerader Linie abstamme. Da über die Familie der Braschi, aus welcher Pius VI ist, kein Zweifel Statt fand, so

gentlichen Machtprüfung unsres Verfassers über den Adel hier zu erörtern; auch ist es um so weniger nöthig, da man in Deutschland über diesen Gegenstand ganz neuerlich sehr viel geschrieben hat.

bleib, damit die Eitelkeit des Papstes in allen Stükken befriedigt würde, nichts weiter übrig, als zu beweisen, daß seine Schwester durch ihre Verbindung mit einem Abkömmlinge des Hauses O'nesti keine Mißheirath geschlossen habe. Und aus diesem Hause ist denn, wie gesagt, der Prinz Herzog, Neffe Sr. Heiligkeit, dessen Talente und Thaten wir in diesem Werke, wenn sich Gelegenheit dazu findet, zu nennen und zu preisen nicht unterlassen werden.

Der Kardinal Antonio Maria Doria.

Dieser Prinz der heiligen Kirche hat sich während der ganzen Zeit, die er als Nunzius in Paris zu brachte, durch Geist und liebenswürdigen Charakter ausgezeichnet. Nach seiner Rückkehr ward er Legat in Ravenna, und erhielt folglich einen sehr ehrwürdigen Posten; aber man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Er war der dritte Sohn der Familie Doria, und fand Mittel, seinem zweiten Bruder, welcher, nach der in großen Familien eingeführten Ordnung, vor ihm hätte versorgt werden sollen, ein Bein unterzuschlagen. Ich will hier erzählen, wie er sich bemüht, um Nunzius in Paris zu werden, wo er sich schon aufgehalten hatte, und wohin er gar zu gern wieder wollte. Er bestellte bei einem der berühmtesten Juweliere in Rom ein erzbischöfliches Kreuz von großem Werthe, worüber denn die Mühiggänger in der Hauptstadt der christlichen Welt sich sehr den Kopf zerbrachen. Während der Zeit, daß sein Vater die Nunziatur in Paris für seinen zweiten Sohn suchte, machte Antonio Doria, von dem

hier die Nede ist, heimlich Intrigen in eben der Absicht. Das Kreuz war fertig, und der Juwelier forderte seine Bezahlung. Antonio konnte sie unmöglich leisten; er gestand daher seinem Vater und seinem ältesten Bruder, daß er so unvorsichtig gewesen wäre, sich ein Kreuz zu bestellen, welches er, wie er hoffte, bald würde brauchen können. Der Papst erfuhr, daß der Fürst Doria sich in Verlegenheit befand, ließ ihn zu sich kommen, und sagte zu ihm: „Ihr Sohn hat eine Unbesonnenheit begangen, die wieder gut gemacht werden muß. Ich sehe kein andres Mittel, als daß Sie das Kreuz bezahlen und ihm ein Geschenk damit machen. Dann will ich ihm, meiner Selts, die Munzlatur in Paris geben, und von Ihnen muß er die Pension bekommen, die Sie Ihrem zweiten Sohne bestimmten. Dieser ist, nach allem, was man mir gesagt hat, nicht so brauchbar zu der dortigen Gesandtschaft, wie sein Bruder Antonio; aber ich werde ihm schon eine Stelle geben, die seinem Charakter angemessen ist.“ So erhielt Antonio Doria, was er wünschte; und beide Brüder wurden nicht lange nachher mit dem Römischen Purpur Bekleidet.

Der Graf de la Rivera.

Der Graf de la Rivera, Gesandter des Königs von Sardinien, hatte, obgleich die von ihm repräsentirte Macht eine der unbedeutendsten ist, in Rom dennoch vielen Einfluß. Er war ein Mann von großem Scharfsinn, und voller Kenntnisse. Man fürchtete ihn, da er bei seinem freimüthigen Wesen und seiner Lebhaftigkeit oft sehr bittere Dinge sagte.

Bes-

Bekanntlich hat Pius VI die (neue) Sakristei an der St. Peterskirche bauen lassen; und er spricht mit vieler Selbstgefälligkeit von diesem Gebäude *). Eines Tages, als der Graf de la Rivera bei ihm zur Audienz war, machte der Papst von diesem Gebäude eine prächtige Beschreibung. Rivera hörte ihm eine Weile zu, ließ sich, weil er damals schon taub zu werden anfing, von dem Papste seine Worte wiederholen, und sagte dann: „Ich sehe wohl, was an diesem Gebäude ist. Es braucht nichts weiter zu seyn, um Ew. Heiligkeit Wappen und Namen daran anzubringen.“

Eines Tages kam er zu dem Papste Clemens XIII., und fand ihn in Thränen. Clemens vertraute ihm die Ursache seines Kummers an; es war das Verfahren des Portugiesischen Hofes, der, wie der Papst meinte, seine Autorität verkannte und verschonte. „Allerheiliger Vater,“ erwiederte ihm der Graf, „Ew. Heiligkeit ziehen Sich viele Verlegenheiten und Demüthigungen zu, weil Sie gar nicht daran denken wollen, daß wir schon tief im achtzehnten Jahrhundert sind.“

Als einmal das Corps diplomatique bei dem venezianischen Ambassadeur bessammen war, sprach man viel von den Zeitumständen. Rivera schwieg eine Weile, und antwortete dann, als man ihn um seine Meinung fragte: „Ich denke, wenn alle unsre Herren klug würden, so hätten wir in Rom weiter nichts mehr zu thun, als Statuen und Gemälde für sie zu kaufen.“

Ganganelli hatte ganz besondere Achtung für Rivera. Dieser Minister liebte die Jesuiten gar nicht, und wußte besser, als sonst irgend jemand, was

*) Es ist von Carlo Marchionni, und, nach dem allgemeinen Urtheile der Kenner, höchst elend.

für Uebel der Orden angerichtet hat; indeß riech er dem Papste dennoch, ihn bei zu behalten. Er sah nehmlich voraus, daß die Aufhebung dieses Ordens der Kirche zum Nachtheil gereichen, und Gangas nelli selbst sich dadurch in Gefahr sehen würde. Diesen Papst liebte Rivera sehr, und er pflegte zu sagen: es wäre der ehrlichste Mann, der jemals auf dem päpstlichen Throne gesessen hätte.

Der Prätendent.

Als ich diesem unglücklichen Abkömmlinge so vieler Könige vorgestellt ward, vergaß ich nicht, genau zu beobachten, ob seine Gesichtszüge viele Ähnlichkeit mit der charakteristischen Physiognomie der Prinzen aus dem Hause Stuart hätten; und wirklich kannte man keine größere sehen. Bei dem Anblicke des Prätendenten entstanden in mir eine Menge Betrachtungen über den Wechsel der menschlichen Schicksale, wovon ich an ihm ein auffallendes Beispiel hatte. Ich folgte ihm in Gedanken auf seiner Expedition in Schottland, wo er, nach einigen nicht lange währenden Vortheilen, das grausamste Unglück erfuhr und in die drohendste Gefahr geriet. „Das wäre denn also,“ sagte ich zu mir selbst, „der Unglückliche, der so lange Zeit zwischen dem Throne und dem Blutgerüste gewesen ist!“

Man hat mir erzählt, Gustav III., König von Schweden, habe, als er bei seinem Aufenthalte in Rom den unglücklichen Prätendenten zum erstenmal gesehen, einen Strom von Thränen nicht zurückhalten können. Ein Mann, wie Gustav, der den größten Werth in unbeschränkte Macht setzte, mußte

auch stärker, als jeder andre, das Schicksal von Jacob II Enkel beklagen, der zu einem der ersten Throne auf der Erde gelangt wäre, wenn sein Grossvater Menschenverstand gehabt hätte. Vielleicht dachte er auch an die Gefahren, die er selbst bei der Schwedischen Revolution gelaufen war; denn wenn ihm sein Streich fehlgeschlug, so starb er auf dem Blutgerüste.

Um die Gedanken an sein Unglück los zu werden, hatte dieser Prinz sich einer fast ununterbrochenen Trunkenheit ergeben, durch die am Ende seine Verstandeskräfte gänzlich erdummt waren. So oft ich ihn sah, schlummerte er auf einem Sofa, oder liebkosete einen kleinen Hund, der ihn niemals verließ. In desh, ungeachtet dieses traurigen Zustandes, konnte man doch die Tapferkeit und den Heroismus nicht vergessen, wovon er in seiner Jugend Proben gegeben hatte. Man ward unwillig über Frankreich, das ihm zu einem so wichtigen Unternehmen, als die Wiederobierung der Krone von England, nur so schwachen Besitz stand gab. Da er bei so kleinen Hilfsmitteln dennoch Siege davon trug: was würde er nicht mit einer ansehnlichen Macht gethan haben!

Anekdote von diesem Prinzen.

Wie bekannt, machte sich der Französische Hof in einem geheimen Artikel des Nachner Friedensschlusses anheischig, den Prätendenten nicht länger in seinen Staaten zu dulden. Da der Prinz eben nicht eilte, den erhaltenen Befehl zu befolgen, so erhielt der General de Baudreuil den Auftrag, ihn in Verhaft zu nehmen, und verrichtete ihn auf eine sehr harte

und für den Prinzen beleidigende Art. Der letztere zog, als er aufs Neuerste getrieben war, eine Pistole aus der Tasche. Aber sogleich ward er von den Soldaten ergriffen, und ein Abkömmling der glänzendsten Monarchen wie ein gemeiner Verbrecher gebunden. Er blieb einige Tage unter der Bewachung Vaudreuil's in dem Gefängnisse eingesperrt; und dieser besuchte ihn öfters, in Begleitung seines Sohnes, eben des Herrn de Vaudreuil, welcher der Liebling der Herzogin von Polignac und der Königin von Frankreich Marie Antonie war, und den seine wichtigen Abentheuer so berühmt gemacht haben.

Dieser für einen Prinzen, einen jungen Helden, so demuthigende Vorfall, war freilich von der Beschaffenheit, daß er lange in seinem Gedächtnisse bleibten müste. Auch behielt er, ob er gleich in eine Art von Blödsinn fiel, wirklich eine sehr lebhafte Erinnerung an diese Gegebenheit und die damit verbundenen Umstände.

Als Frau von Polignac im Jahre 1787 nach Rom kam, war Vaudreuil in ihrem Gefolge, und hatte die indiscrete Neugierde, den Prätendenten sehen zu wollen. Die Herzogin von Alba, des Prinzen natürliche Tochter, wußte nicht, was bei der Verhaftnehmung ihres Vaters in Paris vorgesessen war, und erbot sich augenblicklich, einen so wichtigen Mann vorzustellen. Vaudreuil's Name wurde dem Prinzen nicht einmal genannt, weil die Herzogin ihn selbst einführen wollte. Bei seinem ersten Schritte in das Zimmer, erkannte der unglückliche Stuart das verhasste Gesicht, dessen Bild in seiner Imagination fest geblieben war. Er fiel in Ohnmacht. Man eilte, ihm zu Hülfe zu kommen, und Vaudreuil mußte sich aus dem Zimmer entfernen.

uen. Der letztere erzählte allenthalben die Veranlassung zu diesem Vorfall, und man erfuhr dadurch, wie sein Vater sich gegen einen Prinzen betragen hatte, dessen Geburt, Unglücksfälle und persönliche Eigenschaften bei einem Menschen, der weniger hart gewesen wäre, als jener würdige Satellit eines Despoten, Ehrfurcht und Mitleiden erregt haben müssten.

Das Collegium de propaganda Fide.

Die neueren Römer haben bei diesem Institut kein Muster im Alterthume gehabt, ausgenommen an den Braminen. Diese schränkten sich indeß darauf ein, bei ihren Missionen Asien zu durchstreifen, und erfanden nie ein so allgemeines System von Priesters-
betrug.

In diesem Collegium unterrichtet man junge Leute in den Astartischen und Afrikanischen Sprachen, um sie fähig zu machen, daß sie die christliche Religion und die despötschen Grundsätze der päpstlichen Regierung auch in den entlegensten Ländern verbreiten könnten. Das Institut war ehemals sehr glänzend; jetzt ist es aber durch die Räuberreien Pius VI., wie ich zu bemerken Gelegenheit haben werde, sehr herunter gekommen.

In den bei diesem Hause befindlichen Druckereien zeigte man mir Lettern von achtzehn oder neunzehn *) verschiedenen fremden Sprachen. Hätte man ein solches Institut in der Absicht errichtet, dadurch das Menschengeschlecht zu vervollkommen, oder das Licht der Philosophie und den Segen der Künste auch in

*) Volkmann nennt 27 verschiedene Sprachen. Herr von Archenholz giebt die Zahl auf 28 an.

den entferntesten Himmelsstrichen zu verbreiten: so wäre das Kollegium der Propaganda ohne Zweifel sehr ehrwürdig; aber die Stifter haben nichts weniger, als einen so lobenswerthen Endzweck gehabt.

Unter den Seltenheiten, welche das Kabinet von merkwürdigen Sachen in diesem Hause enthält, bemerk't man auch einen Koran, von dem gesagt wird, er sey das Original, das Mohammed einem seiner Schüler diktiert habe. Die Authenticität^{*)} desselben ist wirklich von vielen in der Arabischen Litteratur bewanderten Personen anerkannt worden, und mehrere Mohamedanische Fürsten haben beträchtliche Summen dafür geboten. Man sieht hier auch mehrere Rechnungs- und Tagebücher, die am Bord Türkischer Schiffe gefunden worden sind; ferner Waffen und Kleidungen barbarischer und wilder Völker; mehrere Original-Schriften dieser verschiedenen Nationen; eine Menge Bildnisse von Byzantinischen Kaisern, und viele Geschenke, welche die Päpste von den Beherrschern der entferntesten Ländern erhalten haben. Das letzte dieser Geschenke ist von dem Vorgänger des jetzigen Kaisers von China. Dieser hat es Clemente XIV mit einem Briebe zugeschickt, worin er dem Papste zu seiner Thronbesteigung Glück wünscht und ihm die größten Lobsprüche macht. Der Kaiser nenne darin den heiligen Vater: seinen liebsten Freund; auch versichert er, die Christen sollten in seinen Staaten immer gut behandelt werden und ihre Religion frei ausüben können.

Das Kollegium der Propaganda ward ehemals sehr gut verwaltet, und die Direktoren konnten bei ihrer Oekonomie alle Jahre 20,000 Thaler belegen.

^{*)} Originalität; sollte wohl heißen: das hohe Alterthum.

Der jetzige Papst aber, der nach Raub begieriger ist als ein Korsar von Algier, und der selbst den Aposteln das Mark aus den Knochen saugen würde, hat auch das Vermögen dieses Kollegiums nicht verschont, demselben eigenmächtig mehrere Kapitale weggenommen, und sie zu mancherlei Gebrauche bestimmt, der mit dem Endzwecke dieses Instituts in gar keiner Verbindung steht. Im Jahre 1787 hatte das Kollegium schon 60,000 Thaler Schulden.

Der Kardinal Gerdil.

Seitdem es Kardinäle giebt, hat, glaube ich, nie einer existirt, der häßlicher gewesen wäre, als Gerdil. Er sieht wirklich aus wie ein Affe im Römischen Purpur, und durch Unreinlichkeit in seinem Anzuge, ingleichen durch schlechtes Kämmen seiner Haare wird seine Häßlichkeit noch empfrender. Diese Vogelschenke macht einen großen Kontrast gegen die elegante Figur des Papstes, der überdies in seinem Anzuge immer so reinlich ist. Nun denke man sich zu den grundhäßlichen Zügen des Kardinals noch das Wesen eines Larcüsse hinzu; und sein Bildniß ist vollendet.

Der König von Sardinien hat diesem häßlichen Mönche den Kardinalshut verschafft, um ihn dafür zu belohnen, daß er mehrere Jahre hindurch Lehre der Königlichen Prinzen gewesen war. Wie diese schöne Erziehung ausgefallen ist, wird man in einem andern Bande sehen. Indes haben freilich, durch ein sonderbares Verhängniß, Condillac und Keratlio, Männer vom größten Verdienste, mit ihrem

Zöglinge, dem Herzoge von Parma, nicht mehr Ehre eingelegt.

Gerdils Schriften haben in Italien Ruf, weil sie Gegenstände betreffen, die den Italiänen wenig bekannt sind. Am meisten schätzt man seinen Anti-Emil, und seine Schrift gegen den Contrat Social; aber ein unterrichteter Mann sieht bei diesen Büchern leicht, wie weit Gerdil davon entfernt war, J. J. Rousseau's philosophisches und politisches System kritisiren zu können.

Dieser Kardinal lebt, dem Neueren nach, sehr regelmäßig und erbaulich bei seinen ehemaligen Ordensbrüdern, den Barnabitern. Selbst die Verläumding verschont ihn, und man sieht auch nicht eine einzige anständige Anekdote auf seine Rechnung. Er steht in großem Rufe von Heiligkeit, gelehrteten Kenntnissen, und selbst von Geschicklichkeit zu Geschäften. Pius VI., der sich nicht mit häßlichen Figuren vertragen kann, liebt ihn nicht, und findet bisweilen sogar Vergnügen daran, dessen Mönchswesen nachzuahmen. Man sagt, dieser Kardinal strebe nach der Thare; und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn er sie erschielte.

Der Kardinal Negroni.

Wenn Pius VI. stirre, so wäre der Kardinal Negroni einer von denen, welche die meisten Stimmen des heiligen Kollegiums zu der erledigten Stelle erhalten könnten. Er hat einen unbescholtenen Ruf, und ein ziemlich angenehmes Neueres; auch glaubt man von ihm, er gehe bei der Führung der Geschäfte mit Treue und Glauben und mit Redlichkeit zu Wer-

ke, was denn bei einem Priester freilich sehr selten ist.
Mein Urtheil von dieser Eminenz gründet sich übrigens besonders auf das Lob, das der Ritter d' Azara ihr gegen mich ertheilt hat.

Megrond ist Prodatario, und verwaltet diese Stelle auf eine Art, die ihm allgemeine Achtung erwirkt. Er ist sehr thätig, liest alle Vorstellungen, die ihm übergeben werden, mit großer Aufmerksamkeit, und hört alles, was man ihm sagt, geduldig an. In seinen Geschäften hat er keinen Falkenblick, indes doch viele Beurthelungskraft. Was die Natur ihm an Gente versagte, ersetzt er durch anhaltendes Studium und die größte Aufmerksamkeit. Der Papst liebt ihn eben nicht; indes muß er seinen Verdiensten und seinem moralischen Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Megrond,” sagt Pius VI., „ist ein Starkopf, aber ein guter Mann.“ Er ist indes weder das eine noch das andre, in dem Sinne, den man mit dem letzteren Ausdrucke (*bon homme*) gemeinlich verbindet.

Die Tiare macht die Leute rebselig.

Wer in Rom keinen Ehrgeiz hat, sagt ziemlich offen, was er denkt; jeden aber, der nach Aemtern strebt, charakterisiren Verstellung und zurückhaltendes Wesen. Je näher ein Prälat dem Gipfel der Ehrenstellen kommt, desto andächtiger und nachdenkender zeigt er sich. Wenn ich bei öffentlichen Ceremonien die zahlreiche Prälatur bei mir vorüber kommen sah, hätte ich immer sagen wollen, wie weit jeder noch vom Purpur entfernt wäre.

Ein Kardinal, der schon weiß, daß er sich nie bis zu dem päpstlichen Throne erheben kann, zeigt sich so,

wie er ist; wer aber auf die Clare Anspruch macht, wendet die studierteste Heuchelei an. Er äußert als dann gerade das Gegenthell von dem Charakter, den er von der Natur bekommen, oder den seine Erziehung ihm gegeben hat.

Ist ein Kardinal einmal so weit, daß er die so gewünschte Clare besitzt, so scheint er seinen Charakter gänzlich zu ändern. Indes thut er das ganz und gar nicht, sondern zeigt sich im Gegenthell nur offenbarer, wie er ist. Er hat nun nichts mehr zu fürchten, und thut sich keinen Zwang mehr an; der verstellte Kranke wird wieder gesund, der Blinde sehend, der Taube hörend. Die Komödie, die Sixtus V spielte, war schon von andern Kardinälen vor ihm gespielt worden. Sie wird wohl auch noch künftig wiederholt; aber nicht mehr lange, da Licht die Köpfe nach und nach aufklärt.

Wer die Geschichte der Päpste gelesen hat, muß eine Reflexion gemacht haben, die mir öfters aufgefallen ist; nehmlich, daß die Päpste, wenn sie zu ihrer Würde gelangen — nicht beredter, aber redseliger, prahlerischer und wortreicher werden. Man hat zum Theil geglaubt, Überzeugung von ihrer Unfehlbarkeit bewirke das. Ich glaube indes nicht, daß dies die wahre Ursache von der Schnellzüngigkeit ist, die man an den neuen Päpsten bemerkt, sondern daß man sie vielmehr dem Zwange zuschreiben muß, worin die Päpste bis zu dem Augenblick ihrer Wahl gelebt haben. Eben diese Bemerkung läßt sich auch über die Einsiedler machen, die zu einem steten Stillschweigen verurtheilt sind. Sie werden unerträglich schwachhaft, wenn sie in die Welt zurückkehren und wieder Erlaubniß zum Sprechen erhalten.

Pius VI bestätigt diese Bemerkung mehr, als jeder Andre. Er schwächt nicht bloß; er wird hizig

und heftig, er flucht, wie ein Karrentreiber. Hat er mit Subalternen, mit Domestiken zu thun, so vergißt er sich gar so weit, daß er sie schlägt.

Angenehmes Wesen des Römischen Volkes.

Rom ist nicht bloß eine prächtige Stadt, sondern auch mit am besten gepflastert, so daß man, obgleich der Boden allenthalben bergauf und bergab steigt, mit Bequemlichkeit darin herumgehen kann. Die Sorgfalt, womit das Pflaster unterhalten wird, zeigt, daß die Regierung Achtung für das Volk hat, und sich fürchtet es mißvergnügt zu machen. Paris ist sehr schlecht gepflastert *), und ein Fremder kann sich in langer Zeit nicht daran gewöhnen. Dies ist eine Folge von der despotschen Regierung, der Frankreich vor der Revolution unterworfen war. Jetzt, da die Französische Nation die Souverainität, die ihr von Rechts wegen zukommt, wieder errungen hat; jetzt darf man hoffen, daß die Städte in Frankreich sich verschönern, und breite Straßen mit Seitenröhungen (trottoirs) zur Bequemlichkeit der Fußgänger erhalten werden, wie London dergleichen hat **).

Zwar ist die Priester-Regierung ohne Energie, und hält die Menschen unter dem Joche des Abeglaubens erniedrigt; aber das Andenken an ehemalis

*) Daher auch der viele Roth, der vor etwa acht oder zehn Jahren eine Modesfarbe veranlaßte.

**) Auch mehrere Deutsche Städte, besonders in Niedersachsen, als Braunschweig, Hannover.

gen Ruhm, die Schönheit der alten Denkmäle und der neueren Gebäude, der heitere Himmel: dies alles vereinigt sich, den Römern dennoch edle Ideen, und einen so artigen, angenehmen Ton zu geben, wie man ihn bei keinem andern Volke findet. Und diese Urbanität hat in Rom selbst die niedrigste Klasse der Einwohner*).

Da die Römer wissen, daß ihnen besonders die Fremden ihren Unterhalt verschaffen, so antworten sie sehr gesäßig, wenn sie von einem Neugierigen befragt werden, der die Denkmäle, womit Rom verschönert ist, bewundert. Sie erwählen dem Fremden jeden Dienst, der nur in ihren Kräften steht, und zwar ohne allen Eigennutz**). Ja, ihr Stolz würde sich sogar beleidigt finden, wenn man ihnen nur das Geringste anbietet. Meine Methode alle Arten von Personen zu fragen, um mich über mancherlei Gegenstände zu unterrichten, ist mir nirgends so nützlich gewesen, wie in Rom.

Die Gewohnheit, Meisterstücke von jeder Art zu sehen, giebt den Römern ein feines Gefühl, durch das sie die Schönheiten und Fehler eines Werkes mit ziemlich Scharfsinn unterscheiden und dessen Verdienst so gut würdigen, wie es ein geschickter Kenner nur immer im Stande wäre. Auch verlassen die Künstler

*) Die Trafteveriner doch gewiß nicht; oder alle Reisenden müßten Unwahrheit erzählen.

**) Dieser Charakterzug ist, vorzugsweise vor vielen andern Städten, auch in Berlin zu bemerken. Ein Freund des Uebersehers war als Reisender in Berlin, und wollte sich die technologischen Kenntnisse sammeln, die er in seiner Provinzialstadt nicht erhalten konnte. Er besuchte mehrere Manufakturen, und einzelne Handwerker, z. B. Golddrat-Zieber; als Lenthalben bot er, wie gewöhnlich, ein kleines Geschenk an, und nirgends ward es genommen.

immer mit dem größten Bedauern eine Stadt, wo alles zur Nachfeierung entflammt, da, außer dem anscheinlichen Preise, zu dem ihre Arbeiten bezahlt werden, ein fühlendes und gebildetes Volk ihnen auch willig die verdienten Lobsprüche ertheilt.

Indes, eben die Römer, welche die Werke der schönen Künste mit Entzücken bewundern, bleiben kalt, wenn sie einen Mann sehen, der sich in den schönen oder den höheren Wissenschaften Ruhm erworben hat. Alsterthümer, Malerei, Bildhauerkunst und Musik auss genommen, haben sie gar keine Kenntniß von den Gegenständen, die des Studierens und Nachdenkens werth sind, und ihre Regierung erhält sie in diesem Stück in einer schimpflichen Unwissenheit.

Das Collegium il Gesu.

Dies berühmte Kollegium, der Hauptstift eines Ordens, der so viel Aufsehen in der Welt gemacht hat, verdient ohne Zweifel näher gekannt zu werden; indeß sage ich nichts von dem Gebäude, den Gemälden und den Statuen, da dies alles dem Endzwecke meines Werkes fremd ist.

Es leben in diesem Kollegium hundert Ex: Jesuiten, die ohne Zweifel nicht verpflichtet sind, die Regel ihres abgeschafften Ordens zu folgen, von denen aber die meisten sich noch immer regelmäßig und eifrig danach richten. Wenn einer von diesen Ex: Jesuiten stirbt, so ernennt der Papst einen andern an seine Stelle; und dies ist eine doppelte Begünstigung für einen solchen Religiösen: denn außerdem, daß ihm das Vergnügen zu Theil wird, an eben dem Orte zu seyn, wo sein Orden, als er noch in Glanz war, seit

nen Hauptſch hatte, bekommt er auch Wohnung und Tſch unentgeldlich.

Ich konnte die tiefe Traurigkeit in dem Gesichte dieser Religioſen nicht ohne einige Bewegung ſehen. Sie ſcheinen noch eben ſo beſtürzt, wie an dem Tage, da die Bulle, welche threa Orden aufhob, bekannt gemacht ward. Indeß konnte ich ihnen die Bitterkeit nicht vergeben, womit ſie von Ganganielli ſprachen. Um ſie milder zu machen, ſagte ich ihnen eben das, was man in dem Abschnitte über diesen Papſt *) leſen kann; nehmlich, daß er nur mit Widerwillen einen Orden aufgehoben, dessen Existenz er als nothwendig für den Römischen Hof und für die Kirche überhaupt, angesehen habe.

Diese Ex: Jesuiten ſprachen vtel mit mir über ihre Mitbrüder in Rußland. Pius VI hat, auf Verlangen der Kaiserin, ihr Institut anerfaunt, ſo daß man ſie als wahre Jesuiten anſehen muß. Auch ſagt die Kaiserin ſcherhaft: „Ich halte diese ausländiſchen Pflanzen in meinem botanischen Gart'en, um Samen an die abzulaffen, die ihm verlangen **).

Bei meinen Unterredungen mit diesen Jesuiten fragten Sie mir in Betreff der Franzöſiſchen Revoluzion: ſie würde nicht Statt gefunden haben, wenn man unsren Orden nicht aus Frankreich verjagt hätte. Als man uns vertrieb, vertrieb man auch die christliche Religion. Die Franzöſen haben alle Grundsäke dieſer Religion, die wir ihnen liebenswerth machten, fah-

* Oben S. 41. ,

**) So viel der Neberſekretär ſich erinnert, kommt dieser Scherz der großen Katharina II. irgendwo in den Briefwechseln zwischen Friedrich II., Voltaire und d'Allemberg vor.

ren lassen, wollen sich der Subordination nicht länger unterwerfen, und überreten zu gleicher Zeit die göttlichen Gesetze sowohl als die menschlichen. Von Spanien sagten sie: auch in diesem Lande würde bald alles umgestürzt werden.

Karl III., König von Spanien, haßte die Jesuiten eigentlich darum, weil sie von ihm das Gesetz verbreitet hatten: er wäre nicht ein Sohn Philipps V., sondern des Kardinals Alberoni. Auch ließ er die Gelegenheit, sich an ihnen zu rächen, nicht vorbei, sobald er sie nur fand.

Die Jesuiten haben, obgleich ihr Orden erloschen ist, in Rom noch immer viel Ansehen. Die Prälaten, die Kardinäle, und der Papst selbst fragen sie oft um Rath, und bes folgen ihn. Der Pater Zaccaria, Jesuit, hat sich mit dem Dominikaner Mamuchi verbündet; und diese beiden Intriguenmacher, die in allem, was nicht wesentlich zu ihrem Stande gehört, die größten Ignoranten sind, haben in mehreren Fällen auf das Verhalten Pius VI. Einfluß, und verleiten ihn zu vielen Albernheiten.

Memo, Venetianischer Ambassadeur,

Dieser Mann war unverdienter Weise zu einem solchen Rufe von Klugheit gelangt, daß er nach Paul Renier's Tode auf die Würde eines Doge von Venedig Anspruch machen konnte. Er hatte sich eine große Anzahl Stimmen erkauft; aber er unterlag einem Mitbewerber, der sich durch seine Freigebigkeit noch mehr Stimmen zusicherte.

Memo ist der unverschämteste Lügner, der jemals existirt hat. Man weiß, daß Lügner ein gutes

Gedächtniß nthig haben, damit sie nicht sich selbst widersprechen; aber diese Geisteskraft ist bei Memo ganz und gar nicht glänzend, und das zieht ihm denn viele Unannehmlichkeiten zu. Eines Tages schlug er dem Papste jemanden zur Besetzung eines Bistums in Dalmatien vor. Dieser jemand war in Venedig mehrere Monathe lang wegen eines Diebstahls verhaftet gewesen, und hatte sich nicht völlig darüber rechtssertigen können. Der Papst schlug daher Memo'n sein Gesuch rund ab, und sagte dabei: er würde das Bisthum einem in Venedig sehr geachteten Franziskaner geben. Noch an eben dem Abend rühmte sich Memo in mehreren Häusern, daß er selbst diesen Mönch Sr. Heiligkeit zu einem Bisthum in Dalmatien empfohlen hätte.

Außer dieser schönen Eigenschaft, ist Memo auch der feßte Mensch, den es auf Erden giebt. Aus allem macht er Geld; Begünstigungen, Stellen, alles läßt er sich bezahlen, und zwar im Vorraus.

Die skandalöse Chronik von Rom, nebst der Geschichte aller Diners und Sopers, kennt er sehr genau, und schickt sehr umständliche Berichte davon nach Venedig. Seine Unterhaltungen sind ein Gewebe von lustigen Anekdoten und sehr freien Erzählungen, die er ohne Scham selbst in Gegenwart der achtungswürdigsten Prälaten und der ehelichsten Frauen vorbringt. Doch genug von Memo, der bei dem allen auf dem Punkte stand, zum Doge gewählt zu werden.

Die

Die schöne Reliquie.

Man gräbt in Rom und der umliegenden Gegend ohne Unterlaß. Auf seinem Grund und Boden darf dies jeder; aber auf wüstem Lande, das dem Publikum gehört, darf man es nicht ohne päpstliche Erlaubniß, die indeß nicht immer ertheilt wird. Das Seltense, was man findet, schickt man in das Museum Clementinum, welches diesen Namen von seinem Stifter Clemens XIV. (Ganganelli) hat.

Ganz neuerlich grub man an dem Orte, wo, nach dem Urtheile der gelehrtesten Antiquaren, das Grab der Scipionen seyn soll. Herr Dutens, welcher Legations-Sekretär in Turin gewesen war, befand sich damals gerade in Rom, und begab sich öft nach jenem, den Liebhabern des Alterthums so schätzlichen Orte. Eines Tages bemerkte er unter mehren andern Trümmern einen Zahn, bemächtigte sich dessen in aller Geschwindigkeit, und ließ ihn in einen mit schönen Diamanten besetzten Ring fassen. Ohne Zweifel eine herrliche Antike! Vielleicht hat dieser Zahn irgend einem, den Scipionen besonders ergebenen Klienten, oder irgend einem Lieblings-Sklaven gehört; doch könnte es auch möglich seyn, daß es ein Zahn Scipio's des Afrikaners, oder des Zerstörers von Karthago, wäre. In jedem Falle ist diese Reliquie sehr interessant. Aber fände man irgend einen Knochen von Mark-Aurel, Epiktet oder Tacitus — welche große Verehrung würde eine solche Reliquie dem Manne von Kenntnissen und dem Philosophen nicht einlösen! Mit welchem Entzücken müßte ein Freund der Freiheit die Leinwand betrachten, womit sich Cicero das Gesicht abtrocknete, als er eine Catilinarische oder Philippische Rede gehalten hatte! Er machte mit Vergnügen eine weite Röse,

Gorani, 2. Theil.

C

um diese schätzbare Reliquie zu bewundern, und siehe die von Schelmen betrogenen Schwachköpfe nach Turin gehen, um das heilige Schweiftuch zu küsſen, oder in Neapel das Blut des Heiligen Januarius anzubeten*)!

Römisches Industrie.

Eines Tages ward ich von einem sehr liebenswürdigen Prälaten in ein Haus eingeführt. Der Herr desselben war ein achtzigjähriger Greis, und sehr geschwächtig, wie es alte Leute gemeinlich sind. (Sein Sohn, etwa von vierzig Jahren, hatte sich seit Kurzem mit einem achtzehnjährigen Frauenzimmer von sehr angenehmer Figur verheirathet, das bei einer schönen Stimme auch sehr musikalisch war.) Dieser Mann hatte mehr Kenntnisse, als man in Rom bei Leuten seiner Art gewöhnlich findet; auch war er

*) Bei diesem Kapitel sollte man Anfangs wirklich glauben, der Verfasser scherze; aber am Ende zeigt sich denn deutlich genug, daß es mit der schönen Reliquie sein volliger Ernst ist. Zu welchen Thorschäften doch Liebhaberei des Alterthums selbst einen Nutzen verleiht kann! Indes mag ich ihm diese Liebhaberei mit ihren Folgen hin geben, da mir ihr ein schätzbares Buch verdanken; aber nicht unserem Französischen Bürger, der sich für einen Feind alles Überflausende ausgiebt, und über die religiösen Reliquien so bitter spottet. Was wäre denn am Ende dabei gewonnen, wenn man Reliquien von Philosophen, anstatt der angeblichen von so genannten Heiligen, verseyte? Schwärmerei bleibt, was sie ist, so verschieden auch ihr Gegenstand seyn mag. Der Ueberscher ginge um manches verlorne Werk von einem alten Schriftsteller gern nach Turin oder Neapel; aber um einen Zahn, der vielleicht in Scipio's Munde gesessen seyn könnte, würde er sich nicht bekümmern.

mit der Französischen Sprache und Literatur vertraut bekannt. Ich wunderte mich, einen Mann, von dem ich glaubte, daß er Rom nie verlassen hätte, so unterschied zu finden. Der Greis hob indeß meine Besorgung, da er mir sagte: er hätte, ehe er sich in der Hauptstadt der christlichen Welt niedergelassen, verschiedene Deutsche Höfe besucht. Ich sehe seine Geschichte klarher, weil die Leser daraus eine Art von Industrie kennen lernen, von der man nur in Rom etwas weiß.

Dieser alte Mann heißt Herkules Aldrovandi: ein Name, den bekanntlich auch eine sehr angesehene Familie in Italien führt. Sein Vater, ein eben nicht reicher Advokat, gab ihm Anfangs zu einem Antiquarius, von dem er Gemälde und Statuen besuchtheilten lernte. Doch hatte ihm sein Vater auch das Galimathias beigebracht, das man braucht, um die Kirchenangelegenheiten zu betreiben, besonders das was auf Dispensationen, Concessionen, kurz auf die so genannte *Carta* des Römischen Hofs, Beziehung hat.

Als Aldrovandi seinen Vater verlor, verließ er den Advokatenstand, weil er nicht hoffen konnte, sich einen Namen darin zu machen, ohne daß er dem Studieren ziemlich viele Zeit widmete. Sein ganzes Vermögen bestand in einigen hundert Thalern, die er nun anzulegen beschloß. Er verschaffte sich Empfehlungsschreiben an einige Deutsche Prälaturen, suchte seinen Namen, der in der Geschichte berühmt ist, zu benutzen, und verließ Rom 1731, in einem Alter von drei und zwanzig Jahren. Deutschland war damals noch nicht philosophisch geworden. Karl VI regierte; und mit ihm saßen die Vorurtheile auf dem Kaiserlichen Throne. Eigentliche Gelehrsamkeit und Genealogie sind die Lieblingsstudien der Deutschen. Das

Studium des Alterthums wird von ihnen mit der grössten Sorgfalt getrieben, und macht gleichsam einen Thell ihres National-Charakters aus. Herkules wusste die ersten Grundlinien dieser Wissenschaft, bei der oft Namenregister die Stelle eigentlicher Kenntnisse vertreten. Er kannte auch die Meisterstücke sehr gut, mit denen die Galerien und Musea in Rom angefüllt sind. Außerdem hatte er das allgemeine Gefühl (Takt) der Römer, durch das sie im Auslande eine Ueberlegenheit bekommen, die sie in ihrem Vaterlande nicht haben. Neben diesen halben Geschicklichkeiten, verstand er auch die todtten Sprachen, und — was den Alterthumsliebhabern noch wichtiger ist — die Griechische und Römische Geschichte.

Die Römer können fast alle gut sprechen. Adrovandi hatte diese Geschicklichkeit so weit als möglichst getrieben, und seine Unterhaltung war, obgleich weitschweifig, doch bei dem allen sehr angenehm. Befragte man ihn über seinen Namen, so antwortete er mit Bescheidenheit: „Geburt sey ein nichtiger Vorzug; ein verständiger Mensch müsse sich nichts darauf einbilden, sondern wissen, daß man ihn nur nach seinen Handlungen beurtheile.“ Orangen gewisse Deutsche ein wenig stärker in ihm, so setzte er hinzu: „den Zweig, von dem er abstammt, hätten die Umstände nicht sonderlich begünstigt, und er wäre nur ein jüngerer Sohn.“ Dann war man in seinem Lobe unerschöpflich, und zugleich beförderte man seinen Handel mit Gemälden, Medaillen und Alterthümern auf alle nur mögliche Weise.

Wien, München, Dresden, Braunschweig, Berlin, Hamburg, Mainz, Trier und einige andre Deutsche Städte bereiste der junge kluge Antiquarius wechselseitweise. Allenthalben ward er wohl aufgenommen

and mit Geschenken überhäuft. Seine Kameen, seine Achaten^{*)} und andere alte Steine setzte er mit Vorhell ab, verschaffte sich andre dagegen, und erworb sich bei diesem Handel viel Vermögen. Das Zutrauen mehrerer Großen brachte ihn auf den Gedanken, jene Halbgeschicklichkeit, die sein Vater ihm beinahe einzlig und allein als Erbtheil hinterlassen hatte, zu benutzen. Er übernahm es, mehrere Angelegenheiten bei der Dataria zu betreiben, und wußte die bei diesem Kollegium gewöhnliche Langwierigkeit abzukürzen, dabei aber auch die Völfe seiner Klienten zu schonen.

Nachdem Aldrovandi funfzehn Jahre lang alle Mühe angewendet hatte, sich in diesem besondern, wirklich nur den Römern zukommenden, Fache Ruf zu erwerben, fühlte er endlich den carus amor patriae. Hundert tausend Thaler, die von ihm schon nach Rom geschickt und daselbst vorthellhaft untergebracht waren, gaben ihm die Hoffnung, er würde ein recht artiges Haus machen können. Ehe er Deutschland verließ, bot er mehreren Personen seine Dienste an, nicht bloß für Geschäfte, wie er sie bisher zur Zufriedenheit seiner Komittenten besorgt hatte, sondern auch für alle kirchlichen Angelegenheiten, die man ihm bei dem heiligen Stuhl etwa aufrägen wollte. Einige Souveraine vom zweiten Range gaben ihm den Titel ihres Agenten bei dem Römischen Hofe, und wiesen ihm in dieser Eigenschaft einen Gehalt an; auch machten ihn viele große Herren zu ihrem Korrespondenten im Fache der Künste.

So kam Aldrovandi in den besten Umständen nach Rom zurück, und heirathete daselbst eine junge

^{*)} So sagt der Verfasser. Dass er sich damit nicht bestimmt und korrekt ausdrückt, weiß jeder Kenner; denn Kameen sind gewöhnlich Achaten.

der
eis
us
st,
her
ter-
n in
ge-
im
in
ben
oras
noch
Ges

Alz
als
ob-
hm.
rtete
Vor-
rauf
seis
Deuts
„den
ände
jüns
uner-
andel
if alle

Bers
Deut-
wech-
mmen

Person von Stande, mit der er vollkommen glücklich lebte, und die ihm auch einen Erben gab. Er kaufte einen Palast, und machte ein Haus, fuhr aber fort, das Gewerbe zu treiben, das ihm ein beträchtliches Vermögen verschafft hatte. Seinem Sohne gab er eine gute Erziehung, und vergaß auch nicht, ihn in den Kenntnissen zu unterrichten, die er zur Vergrößerung eben des Vermögens brauchte.

Die Gehalte, die er von mehreren Deutschen Fürsten bekam, setzten ihn in Stand, Fremde, die man an ihn adressirte, zu bewirthen; und überhaupt besaß dieser Mann, der Rom höchstens mit sechshundert Thalern verlassen hatte, jetzt über funfzigtausend Livres jährlicher Einkünfte. Er nahm jeden, der ihm empfohlen war, sehr gut auf, erzählte ihm gern seine Geschichte, und hatte nur einen einzigen Fehler, der vielleicht von einem hohen Alter unzertrennlich ist: nehmlich eine Weitschweifigkeit, die sehr nahe an Schwatzsucht gränzte. Es ist übrigens sonderbar genug, daß er bei einem funfzehnjährigen, ununterbrochenen Aufenthalt in Deutschland auch nicht das mindeste von der Deutschen Sprache gelernt hatte; und noch sonderbarer, daß ihm, ungeachtet dieser Unkunde, dennoch alles gut von Statten gegangen war.

Aldrovandi nahm den berühmten Goldoni, als dieser sich in Rom befand, in sein Haus auf, und erwies ihm nicht bloß die Achtung, die man dem Verdienste schuldig ist, sondern auch die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit, welche nur die Freundschaft fordern kann. Der Italiänische Molire glaubte, an seinem Wirth einen Charakter gefunden zu haben, der sich gut auf das Theater bringen ließe, und konnte der Begierde nicht widerstehen, es wirklich zu thun. Aber — was kein rechtschaffner Mann thun sollte, und was auch Molire nicht gethan hätte: er gab

Hm die Hauptrolle in seinem Stücke: der Prahler,
und machte ihn lächerlich. — Erkenntlichkeit ist nicht
die Lieblingstugend der Dichter!

Stolz des Römischen Volkes.

Ich habe schon angemerkt, daß der unterschiedende Charakter der neueren Römer in Artigkeit gegen die Fremden besteht, und daß sie denselben Achtung, ja selbst Ehrfurcht, erweisen. Doch, hier muß ich hinzufügen, daß diese Ehrfurcht nicht slavisch ist, wie bei dem Deutschen Volke*). Die geringere Klasse des letzteren sieht in ihren Oberen Herren, vor denen sie sich niederwirft; und bringt jemanden das Ungefähr oder irgend ein besonderer Umstand in die Palläste der Großen, so nähert er sich ihnen nur mit einem demüthigen Wesen, das Sklaverel verräth. Die Römer hingegen zeigen nie etwas von Knechtschaft; und ihr Vertragen ist in diesem Stücke gerade das Gegentheil von dem Genius ihrer Sprache. Diese beruhet nehmlich auf bloßer Konvention; aber ein gerechtes Gefühl ihrer Würde ist den Römern von der Natur in das Herz geschrieben.

Lord Hervey, Herzog (Graf) von Bristol, Bischof von Derry in Irland, hat sich lange in Rom aufgehalten **). Man bewies ihm dort große Achtung, und erlaubte sogar, daß alle Sonntage öffent-

*) Dies Urtheil über die Deutsche Nation ist wenigstens nicht allgemein wahr.

**) Er bringt fast sein ganzes Leben mit Reisen hin, und pflegt im Sommer auch nach Deutschland zu kommen, um einige Bäder, als Brückenau, Vermont u. s. w. zu besuchen.

licher Gottesdienst bei ihm gehalten wurde. Engländer, und alle protestantischen Fremden konnten frei in seine Kapelle gehen, wo in Englischer und Französischer Sprache gepredigt ward. Die Polizei sorgte dafür, daß niemand diesen fremden Gottesdienst störte; sie hatte indes wenig zu thun, da Ehrfurcht für Gastfreiheit die Römer, bei einem übrigens ziemlich kritischen Punkte, zurückhielt.

Hervey war freigebig; er that viel Gutes, und das Volk bezeugte ihm seine Erkenntlichkeit dafür durch eine Art von Verehrung, die von seinem Verhalten herrührte, die er selbst aber vielleicht seiner Würde zuschrieb. Da er sich durch berühmte Deklamatoren gegen die Römer hatte einnehmen lassen, so meinte er, diese wären ohne alle Energie, und man könnte sie unbestraft insultiren. Er bildete sich ein, man dürfe nur einen hohen Ton annehmen, um Furcht, und sogar Schrecken, bei ihnen zu erregen; aber darin irrte er sich. Einmal ließ er sich von dem berühmten Battoni malen. Als er diesem Künstler saß, schwatzte er, und zwar viel zu viel; denn unter mancho geistreiche Sachen, die Battoni's unterhielten oder belehrten, mischte er auch läppisches Zeug, worüber dieser die Achseln zuckte. Als er, so wechselseitig, unterhaltend und langweilig gewesen war, sagte er endlich: „Aber, Herr Battoni, Sie reden ja nicht ein Wort; und doch müssen Sie vieles wissen!“ „Mylord, erwiederte der Künstler lächelnd, ich bin ein Maler, und weiß von allem, was nicht meine Kunst betrifft, blutwenig. Spräch' ich so viel und so lange, wie Sie — nun, so käme von Zeit zu Zeit wohl auch etwas Interessantes zum Vorschein. Aber das wären Blüthe mitten in der tiefsten Finsterniß.“ Diese, im ruhigsten Ton gesagte Antwort machte den Bischof auf einen Augenblick still, besserte ihn

aber nicht. Er hatte etwas Derberes nöthig, und gab auch bald Gelegenheit, es zu bekommen. Eines Tages vergaß er sich so weit, daß er einem Lohnlazakalen drohte, er würde ihn mit seinem Stock schlagen. Dieser Mensch hielt ihn aber fest, und sagte: Mylord Unverschämt! weißt du denn wohl, daß ich ein Römer bin, zwei Arme habe, so gut wie du, und dich, wenn du dir einsfallen läßt, mich zu schlagen, derh bezahlen werde? Mylord fand keinen Beruf bei sich, es auf die Probe ankommen zu lassen; er war nun so gnädig zu begreifen, daß ein Römer ein Mensch, und nicht ein Sklav ist.

Sophy II ging bei seiner letzten Anwesenheit in Rom beinahe ganz allein spazieren, und sprach, nach seiner Gewohnheit, mit allen Leuten, die ihm begegneten, sehr gütig. Auf dem Campo vaccino fiel es ihm eines Tages ein, die Fleischer, welche in ihren Handwerksgeschäften aus diesen Markt kamen, über die Polizei zu befragen. Einer von ihnen erwiederte: Ich weiß nicht, wie die Polizei in Wien ist; sie soll eben nicht viel taugen. Wärst du aber klug, und hättest gute Rathgeber, so würdest du die Liebe benutzt haben, die das Römische Volk dir bei deiner vorigen Reise bewies. Anstatt unsre Priester über Lappallen zu vers folgen, wärst du zu uns her gezogen. Dann würdest du in ganzem Ernst König von Rom geworden seyn. Du hättest dich aber anders aufführen und uns nicht so behandeln müssen, wie dein Lastwich, das man die Deutschen nennt.

Ein Mensch aus der niedrigsten Volksklasse sagte zu dem Könige von Schweden, der eine Statue lange besah, und sie dann nicht kaufte: Wie es heißt, ist dein Königreich arm, und du kaufst des wegen nichts von unserem Meisterstücken. Hättest du nicht besser

gethan, wenn du zu Hause bleibst und deinen Unterthanen die Reisekosten erspartest? Sie werden freilich wohl nicht viel ausmachen; aber deinem Volke wären sie doch immer zu Statten gekommen.

Eines Tages sand man Zettel an den Bildsäulen des Pasquin und Marforio. Jener fragte: „Was gibt es Neues in Rom?“ und dieser antwortete: „Der Graf von Haga (unter diesem Namen reiste der König von Schweden) ist hier, der alles ansieht, auf alles bietet, und nichts kauft.“

Vor zwölf Jahren war der verstorbene Landgraf von Hessen-Kassel in Rom. Das dortige Volk nahm ihn ziemlich übel auf, und war dreist genug, ihn fühlen zu lassen, daß es wußte, woher er die Reisekosten hätte: nehmlich von dem Bute seiner Unterthanen, die er den Engländern verkaufte, um ihnen ein Volk, das seine Ketten gebrochen hatte, wieder unter das Joch bringen zu helfen. Es wurden damals mehrere Satiiren an die Statue des Pasquin gehetzt, und alle waren dem Landgrafen seine Tyrannie vor. Was müssen also die Römer wohl von dem Sohne dieses Fürsten denken*)?

*) Der jetzige Landgraf ist keinesweges gänzlich in dem Galle seines Vaters; denn bei den Kriegen gegen Frankreich bat er, wie jeder Deutsche Fürst, selbst Interesse, da hingegen seinen Vater der Krieg zwischen England und Nord-Amerika nicht das Mindeste anging. Ueber das Verkaufen Deutscher Truppen während des Amerikanischen Krieges äußert sich übrigens Friedrich II in einem Briefe an Poltaike, mit folgenden Worten: „Sie erzählen mir zu viele Ehre damit, daß Sie mir die Erziehung des Herrn Landgrafen von Hessen zuschreiben. Käme er aus meiner Schule, so wäre er nicht katholisch gemordet, und hätte seine Unterthanen nicht an die Engländer verkauft, wie das Vieh an den Schlächter. Die einzige Ursache dieses Schrittes ist

Der Prinz Braschi Oresti übte sich eines Tages auf dem Hofe seines Palastes im Riten, und hatte dabei eine Menge Zuschauer. Das mißfiel dem Monsignore, und er war so unbesonnen, ganz laut zu sagen: schafft mir das Gesindel fort! — Einer von den Zuschauern erwiederte ihm, indem er wegging: Du thust ganz Recht daran, uns so zu behandeln; wir verdienen diese Beschimpfung. Warum sind wir auch so einfältig und nichtswürdig, deine und deines Oskels Unverschämtheit und dummen Streiche zu ertragen!" Eben der Prinz wollte einmal in seinem Palaste eine Reparatur vornehmen, und ließ deshalb einen Bauverständigen nebst einigen Handwerkern zu sich kommen. Er hat wenige Begriffe, und weshalb sie überdies nicht auszudrücken. So leicht die Römer sonst alles verstehen, was man ihnen sagen will, so konnten jene Leute sich doch nicht in die wortreiche und leere Geschäftigkeit Sr. Excellenz finden, und machten ihr die Mühe, sich wiederholen zu müssen. Darüber ward der Prinz ungeduldig, und schimpfte die Leute: Dummköpfe, Esel, u. s. w., „Ohne Zweifel," erwiederte ihm einer von den Handwerkern hierauf, „sind wir Dummköpfe und Esel, daß wir alle die Lasten, die du und die Deinigen uns aufspacken, so geduldig tragen. Narren sind wir, daß wir dich nicht nach Verdienst abprügeln! Doch so viel will ich dir sagen: Du schimpfst uns; aber du bist lange nicht so viel werth, als wir; denn müßtest du dein Brot verdienen, wie unser einer, so würdest du bald Hungers sterben!" Dieser erlauchte Neffe des allerheiligsten Papstes spa-

schmuziger Eigennutz. Ich beklage die armen Hessen, daß sie ihre Laufbahn in Amerika eben so unglücklich, als vergeblich endigen werden." Friedrichs II hinterlassene Werke. Deutsche Uebers. Neue Auflage, B. X, S. 153.

glerte eines Tages in der Villa Pinciana, einem herrlichen Landhause des Prinzen Borghefe, das nicht weit von dem Thore del Popolo liegt. Man hatte so eben einen alten Sarkophag entdeckt, und es war eine Menge Leute dahin äufserre, von denen nun jeder seine Vermuthungen anstellte. Was der Prinz sagte, verrath so viel Unwissenheit, daß einer von den Neugierigen sich nicht enthalten konnte, ganz laut zu rufen: O, wie dumm ist der Meister des Allerheiligsten! Er hörte diese Apostrophe, schwieg aber weislich. Bei den Nämern gilt kein Ansehen der Person!

Diese Nachkommen jener Menschen, welche den größten Theil der damals bekannten Welt eroberten, gehn in ihrem Stolze so weit, daß sie lieber elend leben, als Gewerbe treiben, die sie für erniedrigend halten. Sie scheinen nehmlich nicht zu wissen, daß nur Müßiggang niedrig, und nur das Laster nichtswürdig ist.

Die Gast- und Schenkwirthe, die Kastanienbräter und andre Leute, welche zubereitete Viskualien im Einzelnen verkaufen, sind fast sämmtlich Fremde, und zwar Mailänder. Die Schokoladenmacher und Limosinadenschenker kommen aus der Ostreichischen Lombardie, aus (den Inseln in dem) Lago maggiore*) und aus Como**). Auch haben Mailänder die Aufsicht über die herrlichen Springbrunnen, mit denen Rom verschönert ist. Sie kennen die Kanäle nebst ihren unterirdischen Zweigen, und machen ein Geheimniß daraus, wie sie dieselben leeren und repariren. Niemals nehmen diese Brunnenmacher Fremde unter sich auf, und ohne sie könnte in Rom schlechterdings nie-

*) Im Gardinischen oder Savoyischen Anteile vom Hertzogthume Mailand.

**) Im Ostreichischen Mailand.

manch eine Foniâne, die ihren Zusuß durch irgend etwas verloren hätte, wieder in Stand sezen.

Mit sonderbarer Inkonsiquenz treiben indeß die Römer das Fleischerhandwerk, das dem Henkeramt so nahe kommt*), und finden dieses Gewerbe nicht erniedrigend. Die Fleischer verdienen übrigens viel Geld, ob sie gleich von den beamteten Prälaten, den Kardinälen, und selbst von Sr. Heiligkeit sehr bedrückt werden.

Sch stimme den Römern in ihren Vorurtheilen gegen verschiedne nützliche Gewerbe keinesweges bei; doch würde ich sie in gewissen Rücksichten entschuldigen, wenn sie nicht mit sich selbst so augenscheinlich in Widerspruch ständen, daß ich wohl einig Worte darüber sagen muß. Hast alle Livreisbedienten sind in Rom geboren. Wie ist es aber möglich, daß Leute, welche mehrere Gewerbe als erniedrigend ansehen und ihnen lieber Armut vorziehen, doch ohne Scham Livret tragen können? und wie geht es zu, daß sie mitten in dieser freiwilligen Erniedrigung ihren Nationalstolz beibehalten? Freilich erweisen ihre Herren ihnen eine Achtung, die man in dem übrigen Europa nicht kennt, und zwar weil sie Repliken und Repressalien befürchten; freilich ertragen sie viel von den Bedienten, und entlassen sie dann am Ende, ohne daß sie sich unterstellen, ihnen ihre Fehler und Laster vorzuwerfen: aber bleibt ein Mensch nicht immer ein Sklav, wenn man ihn, ohne einen Grund anzugeben, entlassen kann,

*) Diese Neukierung ist etwas hart; indeß kann das Tödtten der Thiere, zumal wenn es so langsam geschieht, wie gewöhnlich bei manchen, ein zarteres Gefühl allers Dings empören. Es ist bekannt, daß in England kein Fleischer Mitglied einer Jury seyn kann, weil man jedem zutraut, daß er sich durch sein Gewerbe schon allzusehr an den Anblick des Blutes gewöhnt habe, um das Leben eines Menschen nach seinem Werthe schätzen zu können.

und wenn er gehen muß, ohne daß er fragen darf, wes wegen man ihn verabschiedet? Ich glaube den Grund von dieser Art zu denken und zu handeln entdeckt zu haben. Er kann nur in einem allgemein verbreiteten Vorurtheile liegen, das Unwissenheit forts gepflanzt, und eine Nethe von Jahrhunderten gleichsam geheiligt hat. Jeder Römer ist fest überzeugt, man könne nur in Rom angenehm leben, und außerhalb Roms sey alles, Länder und Menschen, Sitten und Gewohnheiten, barbarisch. Dies Vorurtheil gibt dem Römer Stolz; diesen weß er aber mit Gewinn sucht zu verbinden: und aus beiden Quellen entspringt denn seine Achtung für die Fremden, die aus den entferntesten Gegenden von Europa kommen, und ihm Unterhalt geben, den er sich sonst nicht zu verschaffen weiß. Eine sehr natürliche Folge von diesem Nationalstolz ist die, daß die Römer wenig reisen; sie kennen also die fremden Nationen nur aus lügenhaften Nachrichten, oder durch Tradition, die sich von einer Generation zu der andern fortpflanzt, und ihnen sagt, daß die Länder dieser Völker von dem alten Rom erobert gewesen sind, das neuere aber sie wechselseitig unter das Joch der Kirche gebengt und sie durch sein Anathema in Schrecken gesetzt hat.

Das Volk in Rom hat Charakter. Lernte es einmal seine politische Lage und die davon herrührende Entedrigung kennen; so würde es in Masse aufstehen (*cil se léveroit tout entier*), und sich frei machen, um niemals wieder unterjocht zu werden. Geiz (den man nicht mit Liebe zum Gewinn verwechseln muß) gehört nicht zu selnen Fehlern. Die Einwohner des zu allen Zeiten berühmten Roms haben Sprache, Religion und die Sitten, aber nicht ihren Charakter geändert. Wie ihre Vorfahren, lieben sie Aufwand, Prunk

und besonders Schauspiele. Man gebe ihnen nur diese, so sind sie zufrieden, und in ihrer Wahl nicht schwierig. Die Inthronisation der Päpste ist für sie ein Fest, womit kein anderes verglichen werden kann; und sie haben dieses Vergnügen ziemlich häufig, da die Päpste nicht eher als in hohem Alter, und oft schon abgelebt, zum Throne gelangen. Außerdem sind die Ernenntungen der Kardinäle, und ihr Eintritt in das heilige Kollegium, oder in Aemter, immer Schauspiele zu ihrem Vergnügen. So erhalten die Priester ihre unglücklichen Unterthanen in ewiger Kindheit, und hindern sie, die Einsichten zu erlangen, deren Wirkung sie fürchten. Aber, wie viele Bemühungen auch eine Regierung anwenden mag, die auf Betrug gegründet ist und durch Betrug unterhalten wird — die Zeit verfließt, und die Tage der Zerstörung sind nahe.

Angeborene Sorglosigkeit hat bei den Römern die Ausbreitung der Einsichten gehindert; sie genießen der Gegenwart, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Beinahe machen sie es, wie die Kariben, die Morsgens ihren Hamak (Hangematte) für eine Getränk, das ihnen wohl schmeckt, hingeben, ohne daran zu denken, daß sie ihn Abends brauchen werden, um sich vor dem Angriffe wilder Thiere in Sicherheit zu setzen. Ich erschrak wirklich über diese Sorglosigkeit, und sagte mehrere Male zu einigen Hausvätern: „Aber es kann euch ja morgen an Brot fehlen!“ — „Dafür wird Gott sorgen,” antworteten mir alle, wie auf Verabredung. Gerathen sie in Dürftigkeit, so verlassen sie sich auf die Alöster, auf die prunkende Wohlthätigkeit der Kardinäle, auf die frommen Stiftungen ihrer leichtglaubigen Vorfahren, und endlich auf die unmoralische und barbarische Gewohnheit, daß man die Hoffnung zu Nachkommenschaft dem unsicheren

Wirthesse, selenen Knaben eine liebliche Stimme zu verschaffen, aufopfert.

Selbst mitten im Elende ist das Volk heiter, und unterhält sich von Lustbarkeiten, auf die es noch hoffe oder die schon Statt gefunden haben. Brot und Schauspiele: mehr braucht es nicht. Räumen die Päpste auf den Einstall, die Girandola auf der Engelsburg am St. Peters Tage *), oder die Illumination der Kuppel an der St. Peterskirche nicht mehr zu geben, so entstünde ein eben so großer Aufruhr, als wenn man die Bäcker abschaffen wollte. Die Geschichte der neueren Römer, oder — was einerlet ist — der Päpste, zeigt mehrere Beispiele hiervom.

Die Gesellschaften (assemblées).

Diese kennt man in allen Städten von Italien unter dem Namen: Conversazioni. In Rom verrathen sie den Geist der Regierung und des Priestertums. Die Zeit wird mit Ceremonienwesen zugebracht, und nichts darin kann einen vernünftigen Menschen interessiren. Es herrscht in ihnen Zwang von aller Art; und Frohsinn ist selbst für junge Leute daraus verbannt. Wie es scheint, hat jedermann Misstrauen. Man wagt es nicht, sich jenen sanften Ergießungen des Herzens zu überlassen, die der wahre

*) Die Girandola macht den Beschluss des Feuerwerkes, das am Feste des Apostels Petrus und am Krönungstage des jedesmaligen Papstes vor dem Thurne der Engelsburg abgebrannt wird. Viertausend Raketen steigen auf einmal in die Luft, und erfüllen sie mit einem feurigen Regen, der mit großem Geprassel aufhört. Volkmagnus Nachrichten te. II. S. 669,

Reich der Gesellschaft sind. Man sieht einander an, beobachtet einander, und schweigt. Fremde, die nicht gleiche Besorgnisse haben, können dennoch mitten in einem ernsthaften Circle, der sich gleichsam nach dem Takte bewegt, keine Fröhlichkeit äußern. Zum Glück kommt jenen Leuten, die so viele lange Weile haben, und sie bei ihrer inneren Beschaffenheit wohl haben müssen, das Spiel zu Statthen. Spielt die Frau vom Hause nicht, so bemächtigt sie sich irgend einer Einfluenz, oder eines Ministers, und plaudert mit ihm, so lange die Gesellschaft dauert. Personen in Würden machen es eben so; und solche tötes - à - tötes sind so ernsthaft, so still, daß man eine Fliege hören könnte. Diese Leute gleichen mit ihrer Unbeweglichkeit jenen Senatoren des alten Roms, die auf ihrer sella curulis^{*)} den Tod von der Hand der Gallier erwarteten. Ein Fremder hat kein andres Mittel, sich der Isolation, die ihn so sonderbar trifft, zu entziehen, als daß er sich an einen andren Fremden wendet. Wehe ihm, wenn er allein ist!

Die Assemblee der Prinzessinn Borgheze ist unter allen, welche der hohe Adel in Rom giebt, noch am wenigsten düster; aber es wird darin abschaulich hoch gespielt, und man kommt nur, wenn man das ebenfalls thut, in Betrachtung. Daher hat denn ein reicher, glücklicher Tropf oder Geck, oder ein Intriguant, das meiste Ansehen, und er kann wohl gar nach Belieben unverschämt seyn. Die Prinzessinn ist übrigens schon in die Jahre, aber voll von solchen Prätensionen, wie kaum Jugend und Schönheit sie entschuldigen können, und dadurch zwingt sie denn jeden verständigen Mann,

^{*)} Der Verfasser begeht hier einen kleinen Irrthum. Die sella curulis kam nehmlich nicht jedem Senator zu, sondern nur denen, die jedesmal die so genannten curulischen Würden bekleideten.

sie zu verachten, obgleich ihr Geschlecht, ihr Alter und ihr Rang das Gegenthell bewirken sollten.

Die Personen, welche man in Rom, wie in andern großen Städten, die gute Gesellschaft nennt, kümmern sich sehr wenig um die Unterhaltung mit den Fremden. Prälaten, die eine Stelle bei dem heiligen Kollegium bekleiden, oder sich, um eine zu erhalten, zu Grunde richten, und zwar oft vergebens, sind von der allgemeinen Regel ausgenommen. Man sieht sie sehr gern; aber sie nehmen bald die Sitten des Landes an, und werden noch unerträglicher, als die übrigen.

Ein wenig mehr herrscht die Römische Urbanität bei der Prinzessin della Santa Croce, besonders wenn sie kleine Gesellschaft hat, wozu nur gewählte Personen den Zutritt haben. Um zehn Uhr Abends findet man bei ihr den Kardinal Vernis und alle andern Gesandten. Dann wird die Unterhaltung wirklich angenehm, interessant, und der in den guten Häusern von Paris ähnlich. Gene Dame, eine Schülerinn des Französischen Anakreon*), hat sich einen Theil von dessen Geiste zu eigen gemacht, und besitzt neben den Reizen ihres Geschlechtes die Annehmlichkeit, welche den Kardinal Vernis von der Menge seiner Mitbrüder auszeichnet.

Der Römische Adel ist übermäßig ceremoniös, und im Ganzen nicht sehr liebenswürdig. Wird man etwa einmal von diesem oder jenem hochadeligen Herrn eingeladen, so kann man sicher darauf rechnen, mit einem Prunk aufgenommen zu werden, der schon allein das Vergnügen verscheuchen muß. In ganz

*) Vernis ist wirklich ein angenehmer Dichter, und verdient wohl das Urtheil nicht, das König Friedrich II in einer von seinen älteren Episteln über ihn fällt: er habe eine seconde sterilis.

Italien ist Mailand die einzige Stadt, worin man ohne Tasel hält, und bei nahe eben so lebt, wie in Paris. Die Römischen Großen machen bei ihren Gastmahlen so vielen Aufwand, daß man glauben sollte, sie stammt alle von Apelles und Lucretius ab. Eine so prächtige Bewirthung kostet übrigens sehr viel, da in Rom alle Leckerelen nicht wohlfeil sind. Doch muß man hiervon das kleinere Wild ausnehmen, das man in der wüsten Gegend um die Stadt der Cäsar in Menge antrifft. Es ist also ganz natürlich, daß die Römer nicht damit zufrieden seyn würden, wenn man zu ihnen sagte: ich will diesen Mittag bei Ihnen essen.

— Durch die Etiquette ist man in Rom verpflichtet, die Personen, welche man zu Gesellschaften einlädt, mit Erfischungen bedienen zu lassen, die übrigens sehr wohlgeschmeckend sind und in Menge herum gegeben werden. Das Eis stellt Obelisken vor; und schon in den Kaffehäusern bekommt für sechs Bajochi eine Eisspyramide, welche dreimal so hoch, als die in Paris, und weit besser gemacht ist. Der einzige Unterschied zwischen dem Eise in Rom und in Neapel besteht in der größeren oder geringeren Reinlichkeit; und hierin hat Rom unstreitig den Vorzug, wo überdies die Marqueurs auf den Kaffehäusern äußerst manierlich sind.

Die Anwesenheit von drei oder vier Kardinälen in einer Gesellschaft ist für die Zuschauer sehr unbequem. Diese Eminzen gehen nehmlich ohne Unterlaß auf und nieder; man muß ihnen Platz machen, bei jedem Schritte sich vor ihnen verbeugen und sich wohl in Acht nehmen, daß man nicht auf die ungeheure Schleppe ihres langen Gewandes tritt. Die bloßen Prälaten, von denen sie umringt sind, gehen mit gekrümmtem Rücken, und gleichen gewissermaßen den Polypen,

von denen es überall (im Wasser) wimmelt, und von denen jeder Theil immer einen neuen Polypen bildet. Die Römische Höflichkeit erfordert übrigens, daß man einer Eminenz, von der man mit einigen Worten behext wird, bei jeder Redensart, die sie aus ihrem heiligen Munde kommen läßt, seinen Beifall bezeugt.

Die Römer haben weiter keine Kenntnisse, als von der Geschichte ihres Landes und der schönen Künste, deren technische Ausdrücke und Nomenklatur fast jeder weiß. Alle wesen sich zu Beschützern und Liebhabern der Künste auf, obgleich die meisten im Grunde nur sehr oberflächliche Kenntnisse davon haben. Doch macht der Prinz Borghese eine Ausnahme hiervon: denn der kennt den Werth dessen, was er hat, sehr wohl; und das ist etus der schönsten Museen, die es in Rom, ja vielleicht in ganz Europa, giebt.

Die Römer haben gar keinen Begriff von mathematischen oder nützlichen Wissenschaften, und kennen auch die Litteratur andrer Nationen nicht. Die Natur hat viel für sie gethan; aber sie kommen ihr nicht zu Hülfe. Der Herzog von Cery ist der Einzige, der wahre Gelehrsamkeit hat.

Ich habe schon angemerkt, daß in Rom sehr stark gespielt wird. Die Regierung weiß das; aber sie wagt es nicht, dem Missbrauch Einhalt zu thun. Es richten sich viele Personen dadurch zu Grunde; und in die Beute von Fremden theilt man sich am liebsten.

Die bürgerliche Gesellschaft ist angenehmer. Dieser Mittelstand hat mehr Kenntnisse, und man findet in ihm die anziehendste Herzlichkeit. In den bürgerlichen Häusern giebt es sehr wohlgebildete Frauenzimmer, deren artige Sitten mit dem Stolze der Damen von hohem Adel sehr kontrastiren.

Der berühmte Mengs*).

Die Geschichte eines Mannes von Genie ist immer interessant, weil sie nothwendig mit den Ereignissen und Sitten seines Landes und seines Jahrhunderts in Verbindung steht. In Mengs Leben kommen besonders Umstände vor, die wohl in den allgemeinen Plan dieses Buches einschlagen.

Raphael**) Mengs wurde zu Auhig in Böhmen (den 12. März 1728) geboren. Seinen Vater, einen Dänen von Geburt, und einen Maler von Profession, hatte August III König von Polen, nach Dresden berufen und daselbst fixirt; dessen größtes Verdienst bestand indeß darin, daß er der Vater des Raphael war, von dem in diesem Kapitel die Rede ist.

Dieser Mann hatte mehrere Kinder, die er aber mehr wie ein Tyrann, als wie ein Vater erzog. Nie durften sie ausgehen, und bei dem Unterrichte, den er ihnen erteilte, behandelte er sie äußerst hart. Die Natur mußte sich gleichsam zu Raphael's Bestem erschöpft haben, daß er dennoch der größte Maler seines Jahrhunderts werden konnte. Man wußte in ganz Dresden gar nichts von diesen unglücklichen Kindern; und sie würden in den Zimmern, oder vielmehr in den Kerkern, worin sie versteckt waren, vermutlich (noch länger) geschmachtet haben, wenn es das Schicksal nicht anders gewollt hätte.

*) In diesem Kapitel widersprechen mehrere Umstände einer andern Lebensbeschreibung von Mengs, die Herr Reichard in seiner Zeitschrift *Olla Potrida* hat drucken lassen. Die auffallendsten Unterschiede sollen in einigen Noten angemerkt werden.

**) Genauer: Anton Raphael; nach den Malern Antonio Allegri (Correggio) und Raphael d'Urbino, welche Mengs, der Vater, vorzüglich bewunderte.

Mengs der Vater befand sich eines Tages in einem Hause, wo man Concert gab, und wo ein berühmter Virtuose^{*)} so entzückend sang, daß jener, bis zur Wildheit harte Mann dadurch gerührt ward. Er ging auf unsern neuen Orpheus zu, der die Bewunderung seiner Kunst mit Vergnügen bemerkte, und bat ihn, die Arie noch einmal zu singen. „Das will ich,“ erwiderte der Virtuose sogleich; „aber mit der Bedingung, daß sie mir eine Bitte nicht abschlagen.“ Mengs versprach das, weil er nicht voraus sah, was nun kommen sollte. Jener menschenfreundliche Mann, der durch einige Umstände etwas von dem Hauswesen dieses harten Vaters erfahren hatte, sagte nun zu ihm: „Erlauben Sie mir, die Arie, die Sie gern noch einmal hören wollen, auch Ihrer ganzen Familie vorzusingen. Uebrigens mache ich es zur Bedingung, daß sie deshalb in Ihrem Hauswesen nicht die mindeste Änderung treffen. Ich will Ihre Kinder sehen, und diese sollen eben das Vergnügen haben, wie Sie.“ Mengs war überrascht. Er unterstand sich weder, zu läugnen, daß er Kinder hätte, noch sein Versprechen zurückzunehmen. Der Sänger, der bei diesem allen seine Absichten hatte, führte nun mehrere Personen zu ihm, und man fand die jungen Kinder so scheu, so eingeschüchtert, daß sich ihr Zustand kaum beschreiben läßt.

Die Stadt, und bald auch der Hof von Dresden, erfuhr diese Anecdote. Der König von Polen wollte nun die Familie Mengs sehen^{**)}. Raphaels Physiognomie gefiel ihm, und er erlaubte dem Knaben,

^{*)} Er hieß Hannibal.

^{**) Andern Nachrichten zufolge, ging der junge Mengs im zwölften Jahre mit seinem Vater nach Rom, blieb drei Jahre dasebst, und erregte erst während der Zeit die Ausmerksamkeit Kais. August. III.}

seine Gemälde-Galerie zu besuchen. Sobald Raphael die herrlichen Meisterstücke der von ihm abgötterschisch verehrten Kunst, und besonders Corregio's Nacht sah, glaubte er in eine neue Welt versetzt zu seyn, und fühlte sich von dem Genius der Künste besessen. Von diesem Augenblitc an übertrafen seine Fortschritte die Erwartung der Kenner. Sobald er denn, ohne die Rüthe fürchten zu dürfen, seinem Hange folgen konnte, ging er nach Rom^{*)}), wo das Studium der Werke von Raphael d'Urbino, die er auch kopierte, seinen Geschmack vervollkommenete. Wenige Zeit nachher^{**)}) erregte er durch schöne Arbeiten von eigner Komposition^{***)}) Bewunderung. Eines Tages begegnete er auf der Straße einem jungen Frauenzimmer von mehr als menschlicher Schönheit, und bat ihre Eltern, sie ihm als Modell sitzen zu lassen. So arm diese waren, so entschlossen sie sich dennoch nur ungern, und nur unter der Bedingung dazu, daß die Tochter jedesmal von der Mutter begleitet werden sollte. Der junge Künstler war hiermit zufrieden, und bald ging nun des Feuer seiner Imagination in sein Herz über. Weder die Dürftigkeit des Mädchens, noch ihre Abhänglichkeit an der katholischen Religion schreckten ihren Liebhaber zurück; und er trug kein Bedenken, ihr seine besseren Aussichten und die Religion seiner Väter aufzuopfern. Er schwor diese ab, heirathete das Mädchen, und konnte sich nun ruhtiger, ungetheilter, der Begeisterung seines Genies überlassen.

^{*)} Sein Vater hielt ihn dort eben so eingeschränkt, wie in Dresden.

^{**)} Bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom.

^{***)} Die erste war eine heilige Familie. Zu dem Kopfe der heiligen Jungfrau darin, diente ihm das Frauenzimmer, das er bald nachher heirathete, als Modell.

Späterhin ward er an den Hof von Madrid berufen*), und daselbst mit Geschenken, wie mit Ehre überhäuft; er kehrte aber wieder in sein zweites Vaterland zurück, um dort sein Leben zu endigen**). Mengs hatte keine Laster, wenige Fehler, und wirkliche Tugenden. Dies war sein Charakter von seiner Kindheit an bis zu seinem Tode. Er starb, von seinem Freunden und Verwunderern bedauert, in einem Alter von zwei und fünfzig Jahren ***), an einer gänzlichen Einkräftung ****), die ihm sein anhaltendes Arbeiten zugezogen hatte. Schon einige Monathe vor seinem Tode bereiteten östere Geistes Abwesenheiten die Personen um ihn her auf seinen Verlust vor. Er wurde fast blödsinnig. In diesem Zustande vergoss er häusli Theänen, und beklagte sich, daß er keine Freunde mehr hätte. „Ah!“ sagte er mit schmerzhem Tone zu dem Ritter d' Azara, der ihn nicht verlassen hatte: „auch Sie lassen mich hülfslos! Sie waren mein Freund, und sind es nicht mehr. Sein Wahnsinn bestand in dem Verlangen, immer die Wohnung zu verändern; seine Kinder und die Personen, die zu ihm kamen, hatten weiter nichts zu thun, als ihm neue Logis zu suchen. Diese über-

*) Er ging 1750 noch einmal nach Dresden, ward erster Hofmaler, kehrte mit Erlaubniß seines Landesherrn, im Frühjahr 1752 wieder nach Rom zurück, erhielt nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges sein Gehalt nicht mehr ausgezahlt, und nahm im Oktober 1761 den Ruf Karls III. nach Spanien an.

**) Er alsa vorher noch einmal nach Madrid verließ es aber aufs neue, weil er in Rom seine Gesundheit wieder zu erlangen hoffte.

***) Genauer giebt sein Alter die Unterschrift an seinem Bruststölde im Pantheon an: 51 Jahre, 3 Monathen, 13 Tage.

****) An der Lungensucht.

mäßige Entkräftung schrieb man einem Tränke zu, der ihm von einem Charlatan, einem so genannten Alchymisten, eingeredet worden war *). Dieser Mensch hatte sich seines Vertrauens bemächtigt, und ihn in die angeblichen Geheimnisse seiner Kunst eingeweiht. Ich glaube indeß, daß die wahre Ursache dieses Hersabsinkens bei Meng's seinem übermäßigen, ununterbrochenen Arbeiten zuzuschreiben ist, und daß das Uebel schon geschehen war, als er sich den Chymären der Alchymie ergab.

Der letzte Tag in dem Leben dieses, der Kunst so theuren Menschen zeichnete sich durch eine Besonderheit aus, die d'Azara jedermann erzählte. Er war bei seinem sterbenden Freunde, und dieser fragte jeden, der in sein Zimmer trat, sehr eifrig, ob man eine bezqueme Wohnung für ihn gefunden hätte. Azara äußerte endlich: „Lieber Freund, denken Sie daran, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; Sie haben gar nicht viel Zeit mehr dazu.“ Nun wendete sich Raphael zu jenem, als wenn er auf einmal aus einem tiefen Schloß erwachte, und erwiederte ihm: „Lieber Azara! Diesen Augenblick erkenne ich meinen Freund wieder. Ja, ich fühle, daß mein Ende nahe ist. In Ordnung zu bringen habe ich nichts. Sie kennen meine Vermögensumstände; denn Sie waren ja immer mein Freund, mein Vertrauter. Nehmen Sie Sich nun meiner Familie an.“ Azara versprach das, und hat Wort gehalten. Einige Stunden nachher starb Raphael.

Sobald er todt war, bemächtigte sich der Karital Gaetano eines beinahe vollendeten Bildnisses.

*) Ein Quacksalber soll durch eine übermäßig heftige Laxanz, und eine Nonne durch angebliche Wunderrecepie, sehr viel zu seinem Tode beigetragen haben.

d bes
Chre
s Vas
n **).
wirks
seiner
einem
n Als
einer
endes
he vor
heiten
vor.
ergoß
keine
verglis
nicht
Sie
Selin
er die
die
nichts
über-

erster
herrn,
erhielt
es sein
ktober

verließ
ndheit
einem
nathen,



Azara geriet hierüber in Unwillen, und behaftete den Kardinal mit aller der Verachtung, welche diese Handlung bei ihm erregte, und mit allem Stolze eines Königlich Spanischen Ministers. Er ließ das Bildnis im Namen seines Souveräns zurückfordern; und der Duca de Sarmiento schickte nun, um den Fehler seines Bruders so viel als möglich wieder gut zu machen, funfzig Louis'd'or. Azara bewirkte bei dem Papste, daß der Auditor der Rota Befehl erhielt, bei dem Verkaufe von seines Freundes Sachen die Aufsicht zu führen. Auch wendete er viele Mühe an, daß Konkurrenz den Preis höher hinauf bringen sollte. Die Kaiserin von Russland gab ihrem Residenten in Frankreich *) Befehl, Gemälde, Zeichnungen, Skizzen und andre Kunstsachen bis zu der Summe von 14,000 Thalern zu kaufen. Aus den übrigen Sachen wurden 12,000 Thaler gelöst.

Die Söhne des großen Menzstraten in Spanische Dienste, und die Töchter bekamen eine Aussteuer, die den Glücksumständen ihrer Brüder angemessen war. Man errichtete ihm übrigens ein Gräbmahl im Pantheon, wo er neben andern berühmten Männern ruhet.

Dieser Entwurf von Raphael Mengs Lebensgeschichte zeigt zugleich, daß der Vitter d'Azara, Spanischer Gesandter am Römischen Hofe, tugendhaft ist, und daß eben seine Tugend, in Verbindung mit der größten Festigkeit, ihm Gewalt über die räuberschönen Eminenzen verschafft hat. Beiläufig merke ich noch an, daß Azara sein Glück sich selbst ver-

*) Sie erfuhr durch den Kardinal Bernis, daß Mengs seine Familie in schlechten Umständen hinterlassen hätte, und machte dieser ein Geschenk mit 2,000 Thalern, die sie dem Künstler auf zwei Gemälde abzahlbar hatte auszahlen lassen.

dankt. Durch ausgezeichnete Talente und Verdienste
befiegte er das Vorurtheil. Und möchte zum allge-
meinen Wohl dieses Beispiels befolgt werden! möchte
wahres Verdienst immer die Oberhand über den Zufall
der Geburt erhalten! Adel der Seele ist der einzige,
der Achtung verdient.

Die Repräsentation, oder die wahre Komödie.

Lebten wir noch in jenen glücklichen Zeiten, wo
die Zauberei so herrliche Dinge bewirkte, wo z. B.
ein Schlag mit der Zauberrute einen Menschen von
einem Ende der Erde zum andern versetzte; und käme
dann etwa ein Chines nach einer sehr bequemen Reise
von dieser Art in dem Augenblick, da die Krönung
des Papstes vorgenommen wird, in Rom an: so
müsste er sich einbilden, den obersten Beherrschter aller
Fürsten zu sehen. Wäre er dann im Konsistorium zu-
gegen, wenn die Advokaten dem Europäischen Lama
Subjekte zur Besetzung der erledigten Bischofslüder
vorschlagen; so würde er glauben, die Monarchen
sleheten jenen um seine Gunst an. Der bei solchen Ge-
legenheiten hergebrachte Styl, den noch keine Macht
abzuändern Muth genug gehabt hat, ist nehmlich höchst
unterwürfig, und macht dem achtzehnten Jahrhundert
Schande.

Bei gewissen Feierlichkeiten, und wenn der Papst
den Gottesdienst in der St. Peters-Kirche verrichtet,
trägt man ihn auf einem Stuhle bis in die Kirche, wo
bei er ein Detachement von schwer bewaffneten Schwei-
zer-Garden und von leichten Truppen in prächtiger
Uniform vor, neben, und hinter sich hat. Mit zwei
großen Pfauenschwänzen, die ihm zur Seite getragen

werden, erfrischt man, wenn es nöthig ist, die Lust, welche der Knecht der Knechte Gottes einathmet. Wenn er den Gottesdienst in einer entlegenen Kirche verrichtet, begiebt er sich in einem Wagen dahin, wobei er von eben den Truppen, den in Rom anwesenden Kardinälen, und einer Menge Prälaten, die entweder schon in seinen Diensten sind, oder gern hinein wollen, begleitet wird. Dann besteigt er seinen Stuhl erst an der Thür der Kirche. Es wundert mich übrigens, daß Se. Heiligkeit noch nicht auf den Einstall gekommen sind, sich auf den Altar selbst lüpfen zu lassen! Bei diesem Orientalischen Prunk denkt man an die letzten Kaisern von Bagdad, aber auch an ihren Sturz. Die Aehnlichkeit ist auffallend, und die Katastrophe kann einst eben dieselbe werden. Doch, wie dem auch seyn mag; der solze Oberpriester läßt sich bei solchen Gelegenheiten von der Menge anbeten, welche dieses, ziemlich oft wiederholte Schauspiel immer mit einer unsinnigen Freude berguscht.

Das Kniebeugen, welches Eitelkeit anordnete, Unverstand sich gefallen ließ, und die Zeit — wie sie ja öfter Mißbräuche in Gesetze verwandelt — gleichsam heiligte: das Kniebeugen wird während des Hochamts so oft wiederholt, daß man fast glauben sollte, es gehöre wesentlich zum Gottesdienste, wenn sich nicht beweisen ließe, daß es von drei und sechzig Meilen sechs und vierzig Mal der Person des Papstes gilt. Man kann wohl sagen: er sey in Rom der Gott, dem man Weihrauch angündet. Dieser formelle Gottesdienst empört die Römer nicht im mindesten, so sehr sie übrigens geneigt sind, das Verhalten der Päpste zu kritisiren; sie beobachten ihn viels mehr mit einer solchen Pünktlichkeit, daß man sich von ihrer Beurtheilungskraft keine großen Begriffe machen kann.

Ein Philosoph, der bei diesem Schauspiele zugegen ist, seufzt über die lange Dauer dieser andächtigen Posse. Er kann es nicht ohne lebhaften Unwillen sehen, daß Menschen sich vor einem ihresgleichen niedrigen und ihm in der demütigsten Stellung alle Stücke seines priesterlichen und päpstlichen Anzuges zureichen. Uebrigens muß man gestehen, daß Pius VI die ermündende Rolle einer so komischen als ungereimten Vorstellung sehr gut spielt. Er ist ein vortrefflicher Pantomime; und seine edle Physiognomie, sein Wuchs, sein gutes Ansehen: alles trägt dazu bei, die Illusion vollkommen zu machen.

Bei der Kommunion nahet sich nicht der Statthalter Christi dem, den er vorzustellen, so beschieden behauptet, sondern Christus selbst wird gendächtigt, zu ihm zu kommen. Auf seinem Throne sitzend, sauge der Papst, vermittelst eines goldenen Rohrs, das Blut des Lammes in sich. Mitten unter allem diesem Prunk, treten einige Geistliche von der apostolischen Kammer vor Se. Heiligkeit hin, verbrennen etwas Berg, und sagen dabel: Sic transit gloria mundi. (So vergeht die Herrlichkeit der Erde.) Diese wiederholte Erinnerung hat bis jetzt auf die Nachfolger des Apostels Petrus noch nichts gewirkt. Stolz, Gallsucht und Hinterlist: das sind die Eigenschaften, die sie in dem Augenblicke annehmen, da ihnen die Tiare aufgesetzt wird.

Bei der Präsentation giebt es ebenfalls Ungeheimtheiten, und noch lächerlichere, als ich so eben beschrieben habe. Wenn man bei dem Vater der Gläubigen Audienz haben will, so muß man Degen, Stock, Hut und Handschuhe im Vorzimmer lassen und sich zu der erniedrigenden Ceremonie des Fußküssens verstellen. Freilich ist auf den Pantoffel eine strahlende Sonne gesickt, welche ein Sinnbild der Hostie seyn

Eust,
nath-
genen
ahin,
nnes
, die
hins
einen
mich
Eins
ipfen
man
ihren
re Kas
wie
t sich
wels
nner

nete,
le sie
leich-
des
uben
venn
rechzig
pses
der
örnis
ndes
rhals
viels
sich
griffe

holl; aber diese listige Erfindung ist nicht so sinnreich, wie die von einem Venetianischen Dogen *). Im Jahre 1744 trug übrigens der Deutsche Stolz den Sieg über die Italiänische List davon. Der Fürst von Lobkowitz, General der Königin Maria Theresia, stand mit seinen Truppen in der Gegend von Rom, und wollte dem Papste sein Kompliment machen. Man unterrichtete ihn von dem Ceremoniell; aber er behielt die Kaltblütigkeit seiner Nation, und stellte sich, als ob er das nicht verstände, was man ihm sagte, ob er gleich sehr gut Italiänisch sprach. Er ging, mit dem Degen an der Seite, in das Audienzzimmer, und ließ Stock und Hut bei der ersten Verbeugung fallen. Der Papst lächelte, und befahl den Geistlichen seiner Kammer, Geldes wieder aufzunehmen und es dem Fürsten zu geben. Dabei setzte er noch hinzu: „Ein General legt seinen Hut und den Kommandostock niemals ab.“

Stefano Brandi.

Man kann sich bei Pius VI. keine bessere Protection verschaffen, als an seinem Kammerdiener. Stefano Brandi heißt dieser glückliche — beinahe hätte ich gesagt, heilige — Sterbliche. Er kennt den Charakter seines Herrn, seine Fehler und seine Schwächen

* Auf dem Hute des Doge steht ein Kreuz, das sich von einer besondern Veranlassung beschreibt. Es ist in Venedig gebräuchlich, wenn man mit dem Doge reden will, den Hut abzunehmen. Dandolo hatte einen Vater von 82 Jahren; und dieser behauptete: der Doge bleibe noch immer sein Sohn, und er sei jenem also kein Zeichen von Ehreerbietung schuldig. Doch, um den Landesgesetzen nicht entgegen zu handeln, ging er in der strengsten Kälte mit unbedecktem Kopfe. Der Doge ließ nun ein Kreuz auf sei-

vollkommen; und welch Veldes sehr gut zu benutzen. Ihm ist die Sorge für die Toilette Sr. Heiligkeit fast ausschließlich anvertrauet, und er vernachlässigt keiner Theil derselben. Bei jeder von seinen Verrichtungen — und diese sind so zahlreich, so kleinlich, wie die ausgemachteste petite-maîtresse sie nur immer fordern kann — unterlässt er niemals, die Grazie Sr. Heiligkeit zu preisen, und dabei zu versichern, daß Diesselben dem Schmucke mehr Glanz geben, als Sie von ihm bekommen. Seine Geschicklichkeit in allem, was die Toilette betrifft, und seine unerschöpflichen Losbescherungen sind übrigens in den Augen des heiligen Vaters nicht Brandi's einziges Verdienst; er ist nehmlich auch geheimer Agent, und verhandelt auf Befehl die erledigten Pfänden und Aiemter.

Es läßt sich denken, daß Brandi bei diesem Handel sich selbst nicht vergibt, und neben den Angeslegenheiten seines Herrn auch seine eignen treibt.

Ich glaube den Lesern Vergnügen zu machen, wenn ich hier eine Probe oder einen Auszug von den Gesprächen gebe, womit der heilige Vater und Herr Brandi sich während der berühmten Toilette unterhalten.

Brandi. Wissen Ew. Heiligkeit schon, daß wieder eine Stelle erledigt ist?

Der Papst. O ja. Wem geben wir sie denn?

Brandi. Je nunz sie wäre wohl für ***. Er ist nicht reich, und hat den Vortheil des Hauses Onesti immer sehr eifeig zu beförtern gesucht. Nebrigens ist er ein ganz guter Mann, und —

nen Hut setzen. Sein alter Vater bemerkte es in einem Augenblick, wo er sich gerade nicht in Acht nahm, und verbogte sich. Aber dann sagte er: ich erweise diese Pflicht nicht meinem Sohne, sondern dem Brüchen unseres Heils.

A. d. O.

Der Papst. Aha! Ich merke schon. Gewiß wird er erkennlich seyn.

Brandi. Ich hoff es. — Aber das ist noch nicht alles.

Der Papst. Nun?

Brandi. Der Prinz von * * * wünscht sich eine Gnade, wodurch sein Haus neuen Glanz bekommen könnte. Es ist eine Kleinigkeit gegen das, was er dafür geben will.

Der Papst. Aber —

Brandi. Ew. Heiligkeit Neffe bekommt seinen Theil davon. Also machen Sie keine Schwierigkeiten. Ihm und mir liegt daran. Das Publikum —

Der Papst. — wird wieder über Dich herfallen.

Brandi. O, diesmal nicht. Auch dieser Fürst ist ein guter Mann. Denn sonst! Er hätte mich auch noch so viel bitten mögen, ich würde mich doch nicht in diese Sache gemischt haben. Ew. Heiligkeit kennen mich ja wohl!

Der Papst. Nun, ich will dir die Stelle geben. Aber Du weißt wohl, meine Finanzen. . .

Brandi. Morgen, sobald Ew. Heiligkeit aufstehen, sollen Sie das, was Ihnen zukommt, auf Ihrer Toilette finden. Sie können sich auf meine Ehrlichkeit verlassen.

Der Papst. A propos! der . . . General ist sehr häßlich. Er weiß sich gar nicht zu präsentieren. Die Wahl, zu der du mich verleitet hast, findet nicht durchgängig Beifall.

Brandi. O, wen verdunkelten Sie auch nicht! Ew. Heiligkeit mögen wählen, wie Sie wollen; mit Ihnen ist doch niemand zu vergleichen! Und was liegt denn auch an der Figur? Wenn der Mann nur Ihr Interesse gut befördert: das ist die Hauptfache. Die Alblöster seines Ordens müssen Ihnen blindlings unterworfen seyn, und die Macht, die das heilige Kleid über die Gewissen giebt, Ihr wankendes Ansehen unterstützen; besonders in denen Ländern, wo man mit den irrgigen Lehren des Schwärms von ultramontanischen Athleten angesteckt ist, die der Antichrist losgelassen hat, Ew. Heiligkeit zu schaden.

Bei

Bei jedem Handel sieht Brandt übrigens sehr sorgfältig darauf, die Ehre seines Herrn zu sichern. Der Nepote ist der Protektor, und Brandt schlägt vor. Alle Drei theilen dann mit einander nach ihrer Verabredung, und sie sind zu klug, sich zu veruneinigen. Brandt hat ganz ausgemacht unter dieser sehr neuen Art von Triumvirn am meisten Kopf. Er ist eigennäsig, aber kein Spion, kein Angeber. Nie hinterbringt er seinem Herrn etwas, das ihn kränken müßte, oder das jemanden unglücklich machen könnte. In seiner Stelle, die ihm wohl Nieder und Feinde zu ziehen kann, hat er sich bei diesen zum Theil durch Mäßigung Ansehen verschafft, zum Theil auch ihre Komplotten hintertrieben. Er weiß übrigens die günstigen Augenblicke zu benutzen, und verlangt das, woran ihm besonders viel gelegen ist, von Sr. Heiligkeit nur dann, wenn Dieselben bei guter Laune sind. Auch weiß er die Verachtung, die er gegen den Prinzen, Nepoten empfindet, zu verbergen, und hat sich sehr bei ihm in Gunst gesetzt, ohne ihm deshalb gerade zu schmeicheln. Alle seine Manövres richtet er auf den Papst hin, dem er so nothwendig geworden ist, wie die Lust zum Leben.

Ich habe mit diesem sonderbaren Mann eine halbe Stunde lang gesprochen. Sein Gesicht und seine Manieren sind gemein; aber sein Kopf ist es gar nicht. Ich sah ihn von Mönchen umgeben, die ihm beinahe eben so viele äußere Ehrfurcht erweisen, wie Sr. Heiligkeit. Die hohen Prälaten, ja selbst die Kardinäle, statten Besuche bei ihm ab, und er nimmt sie ohne Stolz, wie ohne kriechendes Wesen an. Ihm verdankte der Kardinal Dugouant die Nunzius Stelle in Paris. Eine so mächtige Protektion brauchte dieser auch, um sie zu erhalten! Ob er sie bezahlt hat, weiß ich nicht.

Gorani, 2. Theil.

3

Braudi besitzt viel Vermögen. Er wohnt gut, ist prächtig meubliert, und man sieht in seinen Zimmern eine Menge kostbarer Sachen, die ihm geschenkt worden sind. In Rom hat man nehmlich die Sitte, zu dem Gelde, das man verabredet, auch noch ein Präsent hinzuzufügen. Braudi ist übrigens auch ein Beschützer der Künste; und wahrscheinlich hat er diesem Umstände die erwähnten Meisterstücke zu danken. Wie dem auch seyn mag — da die Päpste von je her Günstlinge gehabt haben, so ist es nur gut, daß dieser neben etlichen Fehlern doch auch Tugenden hat, von denen so viele niedrige Geschöpfe nichts wissen, die sich mit dem Schweiße des Armen mästen und auf Kosten der Witwen und Waisen leben.

Francesco Albani.

Dieser Kardinal ist Dechant (Decano) in dem heiligen Kollegium. Jetzt muß er es bei seinem Alter wohl seyn; aber er hat diesen Titel schon lange, der von der früheren Aufnahme, und nicht von den Jahren, abhängt. Als ein Neffe des berühmten Kardinals Alessandro Albani, ward er fast noch in seiner Kindheit schon mit dem Kardinalshute geehrt. Er ist ein harter und sogar barbarischer Mann. Nach seinem Grundsache, muß man niemals verzehlen, und das Morden ist nöthig, um durch Beispiele übergesinnete Feinde in Schrecken zu halten. Sein Ton, seine Manieren und seine Reden stimmen mit diesem Grundsache vollkommen überein. Die Waffen, die man in seinem Pallaste sieht, sind nicht immer müßig gewesen, und waren es auch damals, als ich sie sah, noch nicht. Er ist übermäßig rachsüchtig, und besoldete daher lan-

ge Zeit so genannte Bravi (Banditen), denen er seine Rache übertrug. Völkewichter finden bei ihm Schutz, und er zieht sie sogar an seine Tafel, daß sie in Bereitschaft seyn können, seine blutdürstigen Befehle auszuführen. Bei dieser Härte ist er auch geizig, und verkauft seine Protektion, woher denn sein Pallast Mancorottieren und Mörder zur Kreistätte dient. Er steht wegen seines Charakters in so üblem Ruf, daß ein Besitzer, der von ihm abgeht, nirgends in Rom wieder ankommen kann, und, wenn er leben will, entweder auswandern, oder ebenfalls ein Bandit werden muß.

Mehrere Male hat dieser Kardinal den Admern das schändliche und verderbliche Beispiel gegeben, einen Auflauf zu veranstalten, um Leute, die das Schwert der Gerechtigkeit treffen sollte, den Händen der Sbirren zu entreißen. Unter der Regierung eines furchtsamen Papstes, der überdies sich selbst nicht frei von Fehlern weiß, begeht er ohne Scheu alle Exesse, zu denen ihn seine nie bekämpften Leidenschaften antreiben,

Ich hätte dieses Kapitel gar nicht geschrieben, wenn es nicht einen neuen Beweis von der Verderbtheit der päpstlichen Regierung gäbe. Indes will ich dem Leser nun Erholung verschaffen, und ihn von dem Kardinal Alessandro Albani, dem Oheim des abscheulichen und verabscheuten Francesco, unterhalten.

Dieser Kardinal hatte viel Ansehen in dem so genannten heiligen Kollegium. Er war mit dem Titel: Protektor des Deutschen Reiches, geehrt, und konnte ihn mit Recht führen, da er diesem Lande wirkliche Dienste erwies, und sich über die andern Kardinäle immer weit wegschickte. Die Wissenschaften und Künste verloren an ihm einen einsichtsvollen Förderer. Er genoß bis zu seinem Tode allgemeiner Achtung, und sein Andenken ist noch jetzt allen Rechtschaffnen thener.

Die Päpste schätzten ihn, und beelserten sich immer, ihm Ehrerbleitung zu beweisen. Seine Kollegen liebten ihn, und das Volk betete ihn an. So herrschte er wirklich in Rom; und da seine Herrschaft sich auf Tugenden gründete, so war sie, gleich diesen, unerschütterlich.

Er besaß große Kenntnisse in der Numismatik, und hatte das schöne Alterthum gründlich studirt. Der Verlust des Gesichtes hinderte ihn dennoch nicht, die Antiken zu unterscheiden; ein feines Gefühl und eine vorzügliche Beurtheilungskraft ersetzten bei ihm diesen Sinn, der andern Menschen so nöthig ist. Zwanzig Jahre lang war er das Orakel, das man um Rath fragte, so oft sich über die Beschaffenheit, die Vorsätze und die Art der Kameen, ferner über das größere oder geringere Alterthum der beim Graben gefundenen Antiken, Streitigkeiten erhoben. Seine Kenntnisse waren so ausgebreitet und sein Gefühl so scharf, daß er über die ihm vorgelegten Gegenstände nur einiges male mit der Hand hin und her fahren durfte, um bestimmt angeben zu können, in welche Classe sie zu setzen, und aus welchem Jahrhunderte sie wären. Bei seinem angeborenen Talente zu den Künsten und Wissenschaften, den schönen sowohl als den höheren, kultivirte er sie, ohne sie (formlich) gelernt zu haben. Er glich der Biene, die aus allen Blumen, um die sie schwärmt, Honig saugt. Man hat mir versichert, durch acht Unterredungen (mit Montesquieu sey er in Stand gesetzt worden), über die Werke dieses berühmten Mannes so zu sprechen, als hätte er sein ganzes Leben darüber nachgedacht. Dies war die Wirkung eines erstaunlichen Gedächtnisses, das er bis zu seinem letzten Augenblicke behielt.

Sein Haushofmeister, den er zum Scherz Marcus Agrippa nannte, begleitete ihn allenthalben;

Ungeachtet seiner Blindheit, machte er doch in seinem Hause die Honneurs. Wenn er Besuch von Frauenzimmern bekam, so bot er ihnen die Hand, und Marcus führte ihn. Man brauchte nur ihre Namen zu nennen, so sagte er jeder, nach ihrem Range und Alter, etwas Schmeichelhaftes. Die Art seiner Beschäftigungen hatte übrigens niemals Einfluß auf seine Laune; er wußte die Geschlossenheit eines Mannes von Welt mit den Kenntnissen eines Gelehrten zu vereinigen und sich vor dem scientificischen Galimathias zu hüten, das mit Recht aus der Gesellschaft verbannt ist.

Albani war ein großer Verehrer der Frauenzimmer gewesen; und alle, mit denen er auf einem vertrauten Fuße lebte, wurden dadurch noch lebenswürdiger. Mehrere Großen in Rom verdankten ihm den ersten Anfang einer besseren Erziehung, als sie für Geld von Miethlingen erhalten könnten. Er bildete überdies berühmte Künstler (und Kunstskenner), zu denen sich auch Winkelmann rechnen läßt.

Er war reich; aber doch nahmen die Unterhaltung seines Hauses und seine Ausgaben für Liebhaber teilen seine Einkünfte weg, und zuweilen befand er sich in einem Mangel, der ihn wirklich beunruhigte. Dann ließ er seinen treuen Marcus rufen, der ihn denn durch geistreiche Einfälle wieder in gute Laune brachte. Hier mag einer davon stehen, der den Kardinal sehr belustigte, ob er gleich einen Tadel seines Privatlebens enthielt. Albani liebte die schöne Marchese Cherasini, und machte ihrerwegen vielen Aufwand. Eines Tages wollte er gern etwas sehr Schätzbares kaufen, und hatte kein Geld. Er äußerte seine Verlegenheit gegen Marcus, und fragte ihn: wie er es anfangen sollte, trotz seiner leeren Börse, sein Verlangen nach diesem Kaufe dennoch zu befriedigen. — „Das können Ew. Eminenz ganz leicht.“ — Ich habe ja aber kein

nner,
lebten
hie er
ch auf
uners

matik,
. Der
t, die
d eine
diesen
spanzig
Rath
Vors
rößere
denen
ntuisse
, daß

einiges
um bes
sie zu
vären.
n und
heren,
haben.
um die
sichert,
u sey
dieses
er sein
e Wirs
bis zu

Mari
albenz

Geld! — „Das sollen Sie den Augenblick bekommen.“ — Willst Du etwa borgen? — „O, Ew. Eminenz sind zu klug, um zu diesem Mittel Ihre Zuflucht zu nehmen, besonders wenn nur von einer Liebhaberei die Rede ist!“ — Nun, Marcus, was willst Du denn machen? — „Ich brauche Ihnen nur einen einzigen Bajocco *) zu verschaffen.“ — Einen Bajocco? Du bist nicht gescheit, lieber Marcus! — „O, doch, Monsignore! Ich will's Ihnen beweisen. Für einen Bajocco kaufe ich ein Bündel Reisholz. Das leg' ich in irgend einen Winkel von dem Palaste Cherufini, und stecke es an. Ist das Glück gut, so entsteht dann bald ein Feuer, und der Palast, mit allem was darin ist, die Menschen nicht ausgenommen, geht drauf. Was würden Ew. Eminenz alsdann nicht gewinnen! Die Summen, die sie täglich für die Leute in dem Palaste verwenden, blieben hübsch in Ihrer Kasse, und es fehlte Ihnen nicht an Geld, wenn Sie etwas kaufen wollten.“ Der Kardinal fühlte das Epigramm; aber er fand die Wendung so drollig, daß er vor Herszen darüber lachte. Um das Treffende dieses Einfalls nicht zu übersehen, muß man wissen, daß die Marchese Cherufini damals die Favorit-Sultane des Kardinals war, und ihm viel Geld kostete. Der kluge Diener benützte diesen Augenblick, um seinem Herrn einen Wink zu geben, welche Unbequemlichkeiten ihm die ungeheuren und so oft wiederkommenden Ausgaben zuzögen.

Dem Kardinal Alessandro Albani gehört der Gedanke, alte Statuen völlig wieder zu ergänzen. Vorher grub man wohl; aber wenn man einen glücklichen Fund machte, so warf man alle Statuen, an denen der Kopf fehlte, zurück. Diese sämtlichen Bruchstücke lagen auf den Landstraßen zerstreut, und

*) Eine Römische Kupfermünze, 5 Pfennige an Werth.

man brauchte sie zum Bauen oder Repariren der Häuser. Der Kardinal kam aber auf den Einfall, sie besser für die Künste zu benutzen. Er ließ sie nach seinem Weinberge bringen und in Ordnung legen, so daß man aus ihnen, wie man sie gerade nöthig hatte, ein Ganzen zusammen sezen konnte; und dadurch bekam man denn schäckbare Werke vom höchsten Alterthum.

Der Prälat Stay.

Niemand in Rom übertrifft diesen Prälaten an Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Er ward unter dem Papste Lambertini mit dem Sekretariat de' Brevi geehrt, — denn in der Stadt der Cäsarn, der jetzigen Priesterstadt, ehrt ja Alles, was von dem heiligen Vater herrührt — und er bekleidete dies Amt noch, als ich zum letztenmal im Kirchenstaate war. Diese Stelle ist vielleicht die einzige, auf welche die Kaschale keinen Einfluß haben kann. Sie wird immer nur einem Manne gegeben, der das Kirchenrecht aus dem Grunde studiert hat, und die Lateinische Sprache elegant schreibt.

Stay ist in Ragusa geboren, und steht bei seinen Mitbürgern in allgemeiner Achtung. Diese verdient er auch, so gut wie den Ruf, den er sich in der litterarischen Welt erworben hat. Er besitzt sehr gute Kenntnisse in der Experimentalphysik, und würde diese Wissenschaft ohne Zweifel mit Glück getrieben haben, wenn seine Geschäfte es ihm erlaubt hätten. Ein sanftes Wesen und Heiterkeit sind die Hauptzüge seines Charakters. In der Unterhaltung ist er interessant und unterrichtend. Ich verdanke diesem eben

so angenehmen als gelehrten Manne die besten Nachrichten von dem Kirchenstaate, und von Rom insbesondere.

Stay wird oft vom Podagra gequält; und aus diesem Grunde hat ihm der Papst die Verpflichtung, mit ihm zugleich das Vatikan zu besiehen, erlassen. Er bewohnt Zimmer im Quirinal, wo Se. Heiligkeit die schönen Monathe zubringt. Die gute Luft und die Lage nach Süden machen diesen Aufenthalt schwälichen Personen sehr zuträglich.

Ich bin oft auf den Gedanken gekommen, das ausgezeichnete Verdienst dieses Prälaten habe seine weitere Besförderung verhindert. Da es schwer seyn würde, seine Stelle wieder zu besiehen, so hat man es rathsam gefunden, ihm den Purpur nicht zu geben. Dies wäre übrigens nicht das erstemal, daß Souveräne das Glück einer schätzbarer Person ihrem besondren Vortheile nachgesetzt hätten. Dieser Egotismus findet zu allen Zeiten, an allen Orten, und in allen Verfassungen Statt; und das Priestervolk wird nun gerade wohl nicht das Spiel von Uneigennützigkeit geben.

Stay ist schon sehr hoch in die Jahre, hat aber noch eben das Gedächtniß, wie in der Jugend; und seine an sich selbst gute Schreibart nimmt noch immer ein Koslorit an, wie es den Gegenständen, die er behandeln will, angemessen ist. Käme ihm, was ich behaue nicht glauben darf, dieses Buch zu Gesicht, so müßte mir der Gedanke, daß er auch diesen, ihn selbst betreffenden Artikel ansehen würde, außerordentliches Vergnügen machen. Er fände darin Erkenntlichkeit ausgedrückt, und zwar mit Achtung für die Wahrheit verbunden, wovon selbst jene niemals los sprechen kann.

Der Pater Jacquier.

Er lebte nicht mehr, als ich Rom zum zweitenmal besuchte. Ich hatte ihn aber gekannt, und besauerte ihm. Er war einer von den berühmtesten Mathematikern seines Jahrhunderts, und besaß über die sehr ausgebretete Kenntnisse in der Physik, Naturgeschichte und Chemie.

In seinen Arbeiten machte er gemeinschaftliche Sache mit einem andern geborenen Franzosen, dem Pater le Sueur, vom Orden der Minimen, der ihm nachzueifern suchte. Ueber seine manigfaltigen und tiefen Kenntnisse erstaunten alle Personen, die ihn in dem Kloster Trinita de' Monti, wo er sich aufhielt, besuchten.

Jacquier war Professor an der Sapienza*), der Römischen Universität, gewesen; aber sein arbeitsames Leben machte die Römer nicht nachsichtig gegen die Schwachheiten, die von seinem Alter und von grossem Gefühl seines eigenen Werthes herrührten. Er war eifersüchtig auf die Achtung seiner Zeitgenossen, und wußte nicht, daß man, um die zu erlangen, sich nicht darum zu bekümmern scheinen muß. Gar zu viele Prätentionen, zumal wenn sie egoistisch sind, empören die Leute, gegen die man sie äußert. Jacquier hätte gewünscht, daß man ohne Unterlaß von ihm spräche; und sobald man aufhörte sich mit ihm zu beschäftigen, glaubte er vergessen zu seyn. Er brach in bittere Klagen über den Undank der Menschen aus, und richtete sie ohne Unterschied an jedermann, der ihn hören wollte.

*) Archiginnasio della Sapienza. Es hat seinen Namen von der Ueberschrift über dem Haupteingange: Initium Sapientiae timor Domini.

Der Kardinal von Bernis achtete, liebte, besauste und ertrug ihn. Eines Tages wähnte die gewöhnliche Litanei sehr lange, und Jacquier warf Sr. Eintranz eine Menge großer Vergehungenvor, die sämmtlich darin bestehen sollten, daß er nicht mehr die ausschließende Achtung, die ihm nach seiner Ueberzeugung zukam, wie sonst, erhielte. Der Kardinal erwiederte ihm endlich: „Hören Sie mich, mein würdiger Landsmann. Ich liebe und achte Sie; aber ich kann Ihnen ja nicht jeden Augenblick sichtbare Beweise davon geben. Sie wissen, welche Pflichten der Posten, den ich hier habe, mir auflegt. Wenn Prinzen und Fremde vom ersten Range mir die Ehre erweisen, auf meine Einladung zu mir zu kommen, so ist es ganz natürlich, daß ich sie unterhalten muß. Ich bin Ihnen alle Achtung schuldig; und in solchen Augenblicken muß der Mann, den ich im Grunde des Herzens vorziehe, sich als zu meinem Hause gehörig betrachten und nicht verlangen, daß ich mich mit ihm beschäftigen soll, was eine wahre Unhöflichkeit seyn würde. Über damit die Empfindlichkeit, von der Ihre Klagen herrühren, unter den gesellschaftlichen Pflichten nicht leidet: — lassen Sie uns einen Vertrag schließen. Wenn Sie mich an Gala-Tagen besuchen, so sehen Sie mich beim Eintritt in das Zimmer an. Diese Pantomime — er legte bei diesen Worten den Zelgesinger an die Maße — wird Ihnen jedesmal sagen, daß ich auch dann an meinem Freund denke, wenn der Wohlstand mich von ihm zu entfernen scheint.

Diese Herablassung des Kardinals beruhigte den Pater Jacquier wieder. Ich habe mehrere male Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie pünktlich der Kardinal von Bernis sein Wort hielte; und der achtungswürdige, aber allzu empfindliche Greis lächelte alsdann, und kam in eine allerliebste Laune. Ein Al-

ter von neunzig Jahren sollte wohl viele Schwachheiten entschuldigen; aber das Publikum hat wenig Nachsicht, und vergibt eher ein Laster, als eine Lächerlichkeit.

Toleranz der Minimen.

Unter mehreren Anekdoten, die der gute Pater Jacquier gern zu erzählen pflegte, war eine, die mir wohl eine Stelle in diesem Werke zu verdienen scheint. Es ist für die Menschheit merkwürdig, daß es in Frankreich einen geistlichen Orden gab, der sich zu allen Zeiten durch seine toleranten Grundsätze auszeichnete. Dies waren die Französischen Minimen, welche, wie es scheint, die erstaunliche Revolution vom Jahre 1789 voraussahen, und übrigens an ihren Italiäischen und Spanischen Ordensbrüdern noch immer keine Nachahmer haben.

Der berühmte Baucanson, ein Zeitgenosse des Pater Jacquier, war Minim. Beide hatten zusammen studiert, und auch zu gleicher Zeit die Priesterweihe bekommen. Baucanson ward aber seines Standes überdrüßig, und entfloß aus seinem Kloster, ohne sich jemanden anvertrauet zu haben. Er verliebte sich in ein artiges Frauenzimmer, erhielt ihre Hand, und machte sich in der Folge durch seine Werke *) berühmt.

*) Besonders den Flötenspieler, den Provençalischen Schäfer, und die Ente: drei mechanische Kunstwerke, die ehemals viele Jahre lang, fast gänzlich vergessen, in Nürnberg waren, und jetzt im Besitz des Herrn Hofräths Weitels zu Helmstadt sind. — M. s. von ihnen Nicolai Beschreibung einer Reise durch

Dieser Ruf hätte zu seinem Verderben gereichen können, wenn seine Ordensbrüder von Nachsicht, die in Klöstern nur allzu gewöhnlich ist, beseelt gewesen wären. Zwar wußten sie, daß Bauan son eigentlich ihnen zugehörte, und sagten es einander ins Ohr; aber keiner von ihnen geriet in Versuchung, ein so wichtiges Geheimniß auszubreiten. Sie trafen ihn in Gesellschaften an, schienen ihn aber nur als Gelehrten (Künstler) zu kennen, und ließen ihn in seinem Zimmer, in der Mitte seiner Familie, ungestört. „Wir kennen Sie wohl,” sagten einige zu ihm; „aber leben Sie glücklich, und arbeiten Sie in Ruhe.“

Und woher eine solche Toleranz? Diese Gesellschaft von Religiösen bestand aus humanen Leuten, über welche die Vorurtheile wenig Gewalt hatten, und welche nicht der Meinung waren, daß auch das Angehen mit zu den Pflichten ihres Standes gehöre. Die meisten von ihnen trieben Wissenschaften. Schon vor mehr als vierzig Jahren hatten sie den vernünftigen Entschluß gefaßt, nur sehr wenige Novizen aufzunehmen. Die für dergleichen bestimmten Häuser waren verschlossen; und wenn junge Leute in den Orden treten wollten, so wurden sie nicht dazu aufgemuntert oder angelockt, sondern man suchte vielmehr sie davon abzuhalten. Durch die Verminderung ihrer Anzahl waren sie nun im Stande, angenehmer zu leben. Ihr Tisch ward reichlicher und besser besetzt. Sie hatten kein Refektorium mehr, und weiter keine Verpflichtung, als den Gottesdienst zu verrichten. Ihre Superintoren wurden nur zum Schein ernannt, und ließen ihnen gern eine Freiheit, deren sie selbst mit großem Wohlbehagen genossen.

Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. B. I.
S. 281.; und B. VII. S. XV. der Berichtigungen und
Zusätze.

Das Faktum ist wahr. Nicht bloß der Pater Jacquier hat es mir versichert, sondern ich habe auch Gelegenheit gehabt, mich selbst davon zu überzeugen. „Mönche“, sagten mir diese Religiosen, „sind nicht für das achtzehnte Jahrhundert. Die Mode hat lange geherrscht; aber sie ist vorbei: und auch unsere Mönchs-Existenz wird vergehen. So wollen wie denn die Zeit benutzen, die uns noch übrig ist, und in Frieden der Güter genießen, die wir besitzen. Jeder folge ohne Zwang seinen Neigungen, wenn sie die gesellschaftliche Freiheit nicht verleihen. Wem das Studieren Bedürfnis ist, der muß alle Aufmunterungen bekommen, die es ihm erleichtern können. Wir wollen niemanden wegen seiner Meinungen verfolgen, vernünftig seyn und unser Institut allmählich aussterben lassen.

Der Stifter dieses Ordens, der intoleranteste, unklügste von allen Menschen *), hätte sich wohl nie eingebildet, daß seine Kinder so ausarten sollten. Die strenge und rauhe Tugend verlangt immer nur Entsa gungen; die Toleranz will Menschen wieder in die Gesellschaft bringen. Ich glaube übrigens, daß die Französische Revolution den Wünschen jener hochachtungswürdigen Leute nicht entgegen gewesen ist.

Der Kardinal von Bernis.

Dieser Fürst der Kirche ist in Frankreich allzu bekannt, als daß ich den Anfang seines Glücks und die Veranlassung, wodurch er in Ungnade fiel, zu erzäh

*) Franciskus von Assisi. Die Minimen sind nehmlich, so wie die Minoriten, eine Unterabteilung des Franciskaner-Ordens.

len brauchte *). Auch weiß man, wie er aus seiner Verbannung zurück gerufen ward, um mit dem prunkenden Titel, Protektor von Frankreich, nach Rom geschickt zu werden: einem Titel, durch den die Krone, welche sich ihm gefallen lässt, erniedrigt wird, und der jetzt alle Bedeutung verloren hat. Der ersten Jahre in Bernis politischer Laufbahn wollen wir uns nicht erinnern, und an weiter nichts denken, als an seine Affabilität, seine Freigebigkeit gegen seine Landsleute, und an seine Neigung zu den Künsten und schönen Wissenschaften.

Den stärksten Vorwurf verdient er wohl darüber, daß er alles, was die konstituierende National-Versammlung gethan, geadezu missbilligt. Er hat laut geküßert: die Revolution in seinem Vaterlande verbreite über seine letzten Tage Trauer und Bitterkeit. Aber kann man diesen Fehler nicht einigermaßen entschuldigen, wenn man sich erinnert, wo und unter welchen Umständen der Kardinal gelebt hat? Er brachte den einen, größten, Theil seines Lebens unter Hofkapitälen und unter den Intrigen zu, die von einer Ministerstelle unzertrennlich sind, den andern aber, unter stolzen Priestern, die um sich her weiter nichts sehen, als kriechende Insekten, und sich für Herren des Himmels und der Erde halten. Auch der Umstand, daß er von den Summen, die ihm der Französische Hof bewilligte, immer einen guten Gebrauch gemacht hat, spricht noch für ihn; und so ist das, was bei einem Andern Fehler des Herzens seyn könnte, bei ihm bloß Irrthum des Verstandes.

Selbstdem der Kardinal Bernis sich in Rom aufhält, hat er den Meusen entsagt, um sich gänzlich den Geschäften zu widmen. Spricht man mit ihm von

*) M. s. Carl Duclos Geheime Memoiren, Berlin 1793. Th. III. S. 78, u. s.

seinen Schriften *), so sucht er die Unterredung davon abzulenken; und gelingt ihm das nicht, so erwiedert er blos: es sind meine Jugendsünden. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes bei dem heiligen Vater spielte er eine sehr glänzende Rolle. Zwar hat ein Zeitraum von zwanzig Jahren eine Veränderung in dem heiligen Kollegium gemacht, und der Spanische Hof wieder den vorzüglichsten Einfluß erlangt; aber Bernis behielt doch etwas von seinem Uebergewichte: Theils dadurch, daß man der von ihm repräsentirten Nation gern Achtung erwies; Theils durch seine persönlichen Eigenschaften. Der Ritter Azara, dessen ich in dem Abschnitte Raphael Mengs **) erwähnt habe, hat sich immer mit aller der Höflichkeit und Ehrerbietung gegen ihn betragen, die er dem Alter und der Würde desselben schuldig war.

Bernis behandelte die Geschäfte lange Zeit mit allem Leichtsinn eines Franzosen, der nicht begreift, daß man Kleinigkeiten als wichtig betrachten kann; doch Alter und Gewohnheit haben sein Wesen gänzlich geändert. Er ist so sehr Kleinigkeitskrämer, so sehr Kardinal geworden, wie nur irgend einer von den bepurpurten Gesandten, die in Rom residiren.

Sein Haus war auf den größten Fuß eingerichtet. Er hielt offene Tafel; und man brauchte, um nach Belieben einen Platz daran haben zu können, ihm nur vorgestellt zu seyn. Dieser tägliche Aufwand, die häufigen, eben so geschmackvollen als prächtigen Lustbarkeiten, die er gab, und die Unterschleife seiner Bedienten: das alles traf zusammen, ihn zu Grunde zu richten. Sein Haus war für die Römer ein Bild

*) Oeuvres mêlées de Mr. de Bernis, en prose & en vers. Mehrere Ausgaben.

**) Oben S. 117; auch in einem besondern Abschnitte, S. 64. u. f.

Von den Unordnungen des Hofes, den er repräsentirte. Auch seine Familie, der die Verwaltung seiner Güter in Frankreich anvertraut war, trug dazu bei, ihn in die größte Not zu bringen. Jedes Jahr hatten Has gel, Überschwemmungen und Dürre einander gleichsam das Wort gegeben, seine Besitzungen zu verwüsten; überdies nahmen nothwendige Reparaturen noch einen Theil dessen weg, was jene Unglücksfälle verschont hatten; und der Kardinal war, mit hunderttausend Scudi Einkünfte, am Ende so sehr in Schulden, daß er sich nicht ohne eine gänzliche Reform hervorreißen konnte. Er machte sie; aber zu spät. Wäre dieser Mann, anstatt so zu verschwenden, vernünftig mit sich selbst zu Rathe gegangen, so hätte er während seiner langen Gesandtschaft große Summen ersparen können; und diese würden ihm nun sein Defizit durch die Revolution ersparen, die er gar nicht glauben wollte, als bis seine Pensionen eingezogen wurden.

Sein verblödliches Betragen, die Wohlthaten, die er in glücklicheren — wenigstens für ihn glücklichen — Zeiten verschwenderisch verbreitete, sein rechtschaffener Charakter, besonders aber sein gutes Herz haben ihm die Liebe aller Einwohner von Rom erworben. Ich zweifle auch nicht, daß die verdiente Achtung, worin er durch sein Verhalten steht, auf die Gesinnungen des dortigen Volkes in Ansichtung der (französischen) Republik, Einfluß gehabt hat.

Seine Religion ist ein Rätsel, das nur er selbst auflösen kann. In seiner Jugend war er mehr als ein bloßer Philosoph^{*)}, in reiferen Jahren geheimnißvoll; und jetzt im Alter ist er verschlossen. Man weiß also gar nicht, was er denkt; und was man sich auch in

*) Bedeutet wohl: ein Atheist.

in seiner Gegenwart über einen in Rom so kritischen Punkt zu sagen erlaubt, so verräth doch schlechterdings nichts an ihm, ob er die geäußerte Meinung billigt, oder mißbilligt.

Seine Bedienten beten ihn an; wer mit ihm in Verbindung ist, liebt ihn, und nie hat jemand Ursache gehabt, sich über ihn zu beklagen. Wenn Befehle von seinem Hof ihn nöthigten, gegen diesen oder jenen streng zu verfahren, so wußte er immer die Pflichten seines Postens mit seiner natürlichen Güte zu vereinigen. Es kamen einige Satiiren gegen ihn zum Vorschein; er wußte die Urheber, fand es aber unter seiner Würde, sie zu bestrafen zu lassen. Mehrere von diesen Leuten nahmen sogar ihre Zuflucht zu ihm, und er erwies ihnen Wohlthaten, deren er sich ohne alle Ungerechtigkeit hätte überheben können. Eine Menge solcher Dinge, die sämmtlich seinem Herzen Ehre machen, haben ihm allgemeine Achtung erworben; und die Folgen der Französischen Revolution vermindern die Ehrfurcht ganz und gar nicht, welche ihm Personen vom höchsten Range zu den Zeiten seines Glückes erwiesen,

Der Cardinal Corsini.

Als der Neffe eines Papstes, erhielt er den Purpur schon in seiner frühen Jugend. Alle Päpste besaßen nehmlich unabänderlich den Gebrauch, dem nächsten Anverwandten des Papstes, von dem sie selbst den Kardinalshut bekommen haben, ihn ebenfalls zu geben. Corsini hat immer in Rom gelebt, hängt von keinem fremden Fürsten ab, und ist auch für sich selbst nicht wichtig; aber gerade deshalb muß man ihn zu den Kandidaten der Thiere rechnen. Seine

Gedan. 2. Theil.

K

Kollegen, die ihn zu kennen glauben, möchten ihm wohl, in der Hoffnung unter seinem Namen zu regieren, ihre Sinnen geben; es wäre aber leicht möglich, daß sie sich irrten, und daß Corsini es eben so mache, wie der ältere Brutus, oder der berühmte Sixtus V.

Sein Charakter ist grundgut. Er weiß nichts von der Affektation und dem gravitätischen Stolze (morgue) seiner Kollegen. Ich könnte daher auch kaum glauben, daß er Priester und Kardinal wäre. Er hat sich von den Fehlern seines Standes frei erhalten. Bei seinem sanften und ruhigen Wesen kann er sich gar nicht in die Intrigen mischen. Er sieht die Künste, ohne deshalb die Sucht der Kunstlebhaberei zu haben und sich zum Protektor aufzuwerfen. „Da unsre Regierung,“ sagte er eines Tages zu mir, „so albern gewesen ist, den Ackerbau, den Handel, und die Industrie überhaupt, zu Grunde zu richten, so muß sie die Künste wohl aufmuntern: die sind ja die einzige Hülfsquelle, welche ihr noch übrig bleibt.“ Diese Reflexion verräth gesunden natürlichen Verstand, der dem Glitterglanze des Weltes weit vorzuziehen ist.

Corsini ist in Sitten, Neigungen und Handlungen einfach, und hat alle die Eigenschaften, deren wegen das Volk jemanden den glücklichen Zusall und die Vorrechte einer ausgezeichneten Geburt übersteht. Er ist freigebig ohne Prunk, und wohltätig in der Stille. Verriethe ihn nicht bisweilen gegen seinen Wunsch die Dankbarkeit des Dürftigen, dem er geholfen hat, so kennte man die milde Hand gar nicht, die so viele Thränen abtrocknet.

In Staatsangelegenheiten mischt er sich gar nicht, weil sie in Rom noch mehr, als an jedem andern Orte, von Intrigen, Betrug und List unzertrennlich sind. Das Verhalten des heiligen Stuhls gegen die frem-

den Mächte hat keinesweges seinen Verfall; ja, er war so freimüthig, gegen mich zu äußern: „Meine Kollegen wollen nicht begreifen, daß die Zeiten sich geändert haben. Man sollte darauf denken, einen Boden zu benutzen, der durch Industrie seiner Bewohner fruchtbar werden könnte. Wir sind schon allzu lange Zauberer gewesen; es wäre wohl Zeit, daß wir endlich natürliche Menschen würden. Kultur des Bodens könnte uns dann mehr wiedergeben, als wir verloren haben.“

Ich mußte erst den Charakter der Römer studieren, um zu begreifen, wie es möglich wäre, daß ein Mann wie Corsini bei ihnen für eine Art von Dummkopf gelten könnte. Am Ende sah ich denn wohl, daß ihnen, da sie an die Charlatanerie ihrer Herren gewöhnt sind, nichts gefällt, wobei nicht Prunk und Auffektion ist. Franklin und Turgot würden also in Rom kein Glück gemacht haben.

Der Kardinal Corsini steht zwar weit unter diesen beiden berühmten Männern, und läßt sich nur in Ansehung seiner Simplicität und seiner reinen Sitten mit ihnen vergleichen; indeß kennt er die Fehler der Römischen Regierung sehr gut, und wäre besser, als sonst irgend jemand, im Stande, die Wunde zu heilen, welche doppelzüngige Falschheit den leichtgläubigen Römern geschlagen hat. Würde ein Konklave eröffnet, und hätte ich eine Stimme darin zu geben, so trüge ich kein Bedenken, das Meinige beizutragen, daß er die päpstliche Würde erhielte; und das durch glaubte ich den Römern ein wahres Geschenk zu machen.

Ein Papst braucht weiter nichts als gesunden Verstand, Ordnungsliebe und Toleranz. Seine Minister, seine Sekretäre arbeiten; und er selbst muß nur entschuldigen. Er hat weiter in der Welt nichts zu thun,

als die Personen, denen er Aemter geben will, gut zu wählen. Leute, die es verdienen, ihrem Genie gemäß anzustellen; die Aufsicht über sie zu führen; sie zu unterstützen, wenn sie fähig und treu sind; ihnen ihr Amt zu nehmen, wenn sie aus Ungeschicklichkeit oder Naubucht Fehlritte begehen: das sind die Pflichten eines Souveräns; die hätte auch Corsini, und er würde sie erfüllen.

Wahrscheinlich gelangt er indeß nicht zu der hohen Ehre, das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche zu werden. Entweder aus Gewohnheit, oder aus Mangel an Temperament, oder auch aus langer Weile, lässt er sich mitten in einer Gesellschaft, mitten unter einer Predigt, ja selbst mitten im Konistorium, vom Schlaf überwältigen. Allerdings sind die Abgeschmacktheiten, die man bei allen solchen Zusammenkünften zu Markte bringt, nun wohl eben nicht im Stande, den Geist zu ermuntern, und ein Mann von Kopf kann in solchen Fällen nichts Besseres thun, als daß er sich in sich selbst zurückzieht. Da ich nun den Kardinal ganze Abende hindurch, wenn die Unterhaltung angenehm und nützlich zugleich war, aufmerksam gesehen habe, so muß ich wohl beinahe glauben, daß er von dem Geschenke der Natur, leicht schlafen zu können, mit Glück Gebrauch macht, um über viele Dinge, welche empörend ungereimt sind, seine Meinung nicht sagen zu dürfen. Doch, wie dem auch seyn mag — man muß befürchten, daß dieses fast unsaubhörliche Schlafen sein Leben verkürzen wird.

Er ist fromm, aber tolerant, und ein Feind der Henchel, wie des Aberglaubens. So bin ich denn überzeugt, daß er, wenn er zum päpstlichen Throne gelangte, die Mönchsorden *) abschaffen würde. Bei

*) „Am Tage seiner Erhebung,” sagt hier der Verfasser sehr charakterisch noch hinzu.

seinem natürlichen Frohsinn, hat er nie etwas gegen einen anständigen Scherz; und bei andren, die man nicht zu verschletern weiß, stellt er sich, als ob er sie nicht verstände. Seine Denkart in diesem Stücke hat mir ein geheimes Lächeln verrathen, das er sich in seinem entwischen ließ.

Der Kardinal Zelada.

Ein Reisender, der nicht die Absicht hat, eine eitze und müßige Neugierde zu befriedigen, sondern Menschen und Sachen so zu schildern, wie sie ihm vorgesommen sind, ist vor allen Dingen verpflichtet, seine Zeitgenossen von der ungerechten Meinung zurückzubringen, die ihnen etwa ein feller Schriftsteller von gewissen, durch den Zufall der Geburt zu einer Stelle in der Geschichte berechtigten, Personen beigebracht hat. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr entfernt, wo ein zweiter Tacitus die Fahrbücher des neueren Roms schreiben kann.

Der Kardinal Zelada hat viele Verläumbungen erfahren; er verdient aber nicht, so schwarz geschildert zu werden, wie man es zu thun belieben findet. Man hatte mir sehr starke Vorurtheile gegen ihn beigebracht, und ich erwartete, an ihm einen wüthigen, jedes Verbrechens fähigen Menschen zu finden. Dieser verhaftete Ruf schreckte mich; Indess wollte ich den Mann, ehe ich über ihn urtheilte, selbst kennen lernen. Ich sah ihn, und fand in seinem Außerordentlich nichts, wodurch der üble Ruf bestätigt ward, in den er durch seine Feinde gekommen ist. Nun erkundigte ich mich, was bei dem großen Haufen einem solchen Matine, wie er mir zu seyn schien, so falsche Urtheile

zugezogen haben könnte; und ich erfuhr ein Faktum, das der Leser wohl schwerlich ungern hier finden wird.

Vielleicht erinnert man sich noch, was ich oben (S. 28.) von dem Konklave sagte. Wenn es im Werke ist, Rom, und dem katholischen Europa überhaupt, einen sichtbaren Herrn zu geben, so kommen alle Leidenschaften ins Spiel, um zu dieser in ihrer Art einzigen Stelle den zu bestimmen, dessen Schwäche man schon kennt, und den nicht dazu kommen zu lassen, dessen Entschlossenheit man fürchtet. Ein Konklave ist immer in mehrere Faktionen getheilt. Jede vergöttert ihr Idol, dichtet ihm Tugenden an, und verbreitet Thatsachen von ihm, die ihm Liebe erwerben und Stimmen verschaffen können. Lieste man es mit diesen Lügen gut seyn, so könnte vielleicht der Esfer und das Vorurtheil der Freundschaft sie entschuldigen. Aber daß man schwarze Verläumdungen gegen Personen von einer andern Parthei verbreitet; ihnen Laster andichtet, wenn sich in ihrem Verhalten auch nur die von der Menschheit unzertrennlichen Fehler zeigen; daß man die Leichtgläubigkeit des Volkes zum Besten hat, und einen Mann deshalb, weil man fürchtet, daß er zu dem Throne gelangen könnte, auf immer zu Grunde richtet; das heißt die Bosheit so weit als möglich treiben. Daher das Sprichwort: „Wer einmal bei nahe Papst geworden wäre, wird es nie.“ So leitet der Heilige Geist die Mitglieder des Konklave bei ihrer Wahl!

Zelada gehörte, nach Ganganelli's Tode, zu den Mitbewerbern um den päpstlichen Thron. Seine Parthei war zahlreich, und er nahe daran, daß die Wahl auf ihn fiel, die denn auch glücklicher gewesen seyn würde, als die jetzige. Seine Gegenparthei geriet in Wuth, als sie sah, daß die Wage sich auf die Seite eines Mannes hin neigen wollte, den sie weder

zu regieren, noch einzuschüchtern hoffen konnte. Daß her stifteten sie einen Dichter an, eine Oper, unter dem Titel: das Konklave^{*)}, zu schreiben. In dieser wurden denn die Scenen, welche in der so verehrten Versammlung vorzufallen pflegen, übertrieben vorgestellt. Zelada spielte die Hauptrolle darin. Man flickte sehr sorgfältig skandalöse und lustige Anekdoten zusammen, und stellte sie auf eine eben so possierliche als neue Art neben einander, so daß die Bosheit des Publikums ihr Vergnügen daran haben konnte.

Auf diese Art verlor Zelada seinen Ruf, die allgemeine Achtung, und die Ehre. Er rächte sich, und rächte sich sehr edel. Von dem neuen Papst erbat er sich nur die einzige Gunst, daß er dem abscheulichen Verfasser der Satire, die ihn zu Grunde gerichtet hatte, verzeihen möchte. Diese Bitte that er so dringend, und machte die Gewährung so wichtig, daß Se. Heiligkeit sie ihm nicht abschlagen konnte. Er vermehrte den Edelmuth dieser Handlung noch dadurch, daß er jenem Manne Wohlthaten erwies, und verschaffte sich auf diese Art einen größeren Triumph, als der ihm vorgezogene Mitbewerber.

Das Böß ist sehr geschwind geschehen,

Doch langsam wieder gut gemacht.

Manches läßt sich auch niemals wieder gut machen. — Zelada's Handlung ward von seinen Feinden sehr unwürdig ausgelegt. Das menschliche Herz ist freilich unerforschlich, und man kann dessen Gesinnungen nur nach den Handlungen beurtheilen, welche daraus herstehen; aber wenn Zelada's sämtliche Handlungen rechtschaffen, an sich selbst gut, und anderen Personen vortheilhaft gewesen sind — wie hat man ihm heuchlerische Absichten bei seinem Verhalten in Ansehung der Satire, das Konklave, zuschreib-

^{*)} Sie ist auch ins Deutsche übersetzt.

ben können? Ganz natürlich. Weil engherzige und verderbte Menschen das Verdienst nie zu würdigen wissen, und weil Edelmuth, nebst allen daraus herflienden Gesinnungen, für sie nur idealisch, nur ein leeres Wort ohne Bedeutung ist.

Bei meiner Schilderung von Zelada's Charakter, zu dessen Lode schon das so eben Erzählte hinreicht, muß ich noch bemerken, daß dieser Kardinal, nach dem Tode des hochachtungswürdigen Albani, der Protektor der Künste geworden ist. In allem, was die Führung der kirchlichen Angelegenheiten betrifft, kommt ihm kein Kardinal nur nahe. Er ist übrigens auch Bibliothekar des Vatikans, und Direktor des Musei Clementini. Alle Personen, welche diese herrlichen Sammlungen sehen wollen, nimmt er affabel und höflich auf.

Seltdem er Staats-Sekretär geworden ist, hat er sein Betragen und sein Verhalten gegen die Franzosen, die er bis dahin zu lieben schien, sehr geändert. Er vermeidet sie, oder empfängt sie doch mit auffallender Kälte. Dieses Verhalten schreibt ihm, glaube ich, die Politik vor; denn an den Höfen haben ja Staatsgründe immer das Uebergewicht über alles Andre. Hätte die Französische Revolution eine entgegengesetzte Absicht gehabt, so würde Nom, oder vielmehr die darin herrschenden stolzen Menschen, die Insurgenten sehr freundlich aufgenommen haben. Der Kardinal Zelada giebt, dem gemäß, dem Antriebe des Vatikans nach, und muß es thun. So achtungswert er in vielen Rücksichten ist, so fehlt es ihm dens noch an der Festigkeit, der Energie, bei der man jeden Irrthum, in welcher Form er sich auch zeigen mag, verwirft und Wahrheit an dessen Stelle treten läßt. Zelada hängt an den Vorurtheilen seines Standes, und überdies an den Altern die er Theils schon hat, Thelle-

gern haben möchte. Ohne den Despotismus zu lieben, würde er dennoch die Stelle eines Despoten nicht ungern bekleiden, und die höchste Gewalt, nach der er strebt, mit der Mäßigung zu vereinigen suchen, welche die Grundlage seines Charakters ausmacht.

Der Kardinal Herzan.

Dieser Kardinal ist gut, affabel, aufrichtiger als die meisten seiner Kollegen, und ein ehrlicher Mann in jedem Sinne des Wortes.

Er ist so unsfähig zu helfen als zu schaden, und dient dem Kaiser mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, ohne daß er sich bei den Depeschen, die er dem Römis-
chen Hofe überliebt, oder den Antworten darauf, die mindeste eigne Neuerung erlaubt.

Herzan hat nicht den kalten, brüsken Stolz der Deutschen, und noch weniger den Dünkel, der die Minister des Wiener Hofs charakterisiert. Aber sein sanftes Wesen und seine Affabilität gehen so weit, daß sie fast Affectation scheinen. Er redet viel und nicht immer mit gehöriger Zurückhaltung; auch macht er Personen, die er so gut wie gar nicht kennt, viele Versprechungen, die er höchstens nicht hält. Als ich ihn zum erstenmal besuchte, erwies er mir die Ehre, mir ganz bestimmt zu sagen: sein Pallast sollte mir immer offen stehen; aber ich kam verschiedenemale, und ward nicht vorgelassen. Endlich ließ er mich denn einladen; und da fand ich bei ihm ein Original, von dem ich im folgenden Abschnitte reden will.

Herzan hat Joseph II und dessen Nachfolger Leopold sehr genau gekannt. Ueber dieses einzige Kapitel ist er nicht leicht offen. Indess eine nähere Bekanntschaft, durch östere Besuche, hatte die Wirkung, daß

er gegen mich über den Kaiser Joseph, den Fürsten von Kaunitz, den damaligen Großherzog Leopold, und sogar über Maria Theresa, allerliebst freimüthig war. Macht man ihn mißtrauisch, so bricht er die Unterredung ab, und spricht von Wien, Rom, oder dem Wetter.

Dieser Kardinal hat zwar auch jetzt nicht viel Einfluß in die Geschäfte; aber unter Joseph II war er noch weit unbedeutender. Und das ging ganz natürlich zu. Joseph ward von dem Römischen Hofe nicht geliebt; und da die vielen Ereignisse unter seiner unruhigen Regierung ihn anderweitig beschäftigten, so fürchtete man ihn auch nicht. Es war also eine schwere Aufgabe, sein Repräsentant zu seyn, ohne ihn zu erniedrigen.

Man kann dem Kardinal Herz an genaue Kenntniß der Zeiten, der Umstände und der Menschen keinesweges absprechen. Er weiß sehr gut, daß die Priester jetzt nicht mehr imponiren können, wie in den vorigen Jahrhunderten. Der Aufenthalt in Rom ist ihm lieb; nun sieht er aber ein, daß er, um mit Annehmlichkeit dort zu wohnen, den Titel eines Protektors beibehalten und sich übrigens nach dem Thermometer der Regierung richten muß. Dem gemäß, handelt und beträgt er sich so, daß er keinem Theile mißfällt. Er hat es sich zum Geseze gemacht, die Beschele seines Souverains zu besfolgen, ohne daß er sie zu bewirken sucht, oder etwas daran verändert. Seine mittelmäßigen Einkünfte ndthigen ihn übrigens zu einer Oekonomie, die gar nicht nach dem Geschmacke der Römer ist; doch hat er Klugheit genug, um ihnen nicht von dieser Seite gefallen zu wollen. Kurz, gesunder Verstand und ein völlig gutes Betragen erheben ihn weit über den großen Haufen seiner Kollegen.

Er bekam von dem Wiener Hofe den Auftrag, den Erzherzog Maximilian zu bereden, daß er in den geistlichen Stand treten sollte, um Kurfürst von Köln werden zu können; und er erfüllte den Auftrag mit vieler Geschicklichkeit. Dieser Prinz, der jüngste Sohn von Kaiser Franz I und der Kaiserin: Königin Maria Theresia, wollte schlechterdings eine Gemahlinn und ein Etablissement. Seine Mutter konnte seine Neigung nicht mit ihrem Interess vereinigen, und verlangte daher, daß er das letztere auf Kosten der ersten befördern sollte. Der Kardinal wußte, wen er vor sich hatte, und führte eine Sprache, wie sie den Umständen angemessen war. Er stellte dem Erzherzoge Maximilian vor: „wenn er nicht in den geistlichen Stand treten wollte, so müßte er erwarten, nur sehr gering apanagirt zu werden. Dann würde er aber einem Bruder den Hof machen müssen, der auf die höchste Gewalt eifersüchtig wäre und folglich zuverlässig keine Lust hätte, ihn eine gewisse politische Konsistenz bekommen zu lassen. Das Kurfürstentum Köln, das ihm zufiele, und dessen Besitzer seinem Ende nahe wäre, machte ihn zum Souverain, unabhängig, und, wenigstens, dem Großherzoge von Toskana gleich.“ Dabei gab der Kardinal dem Prinzen sogar zu verstehen: „er würde dann in seinen Handlungen freier seyn, und seine Neigung zu dem weiblichen Geschlechte befriedigen können, ohne daß man ihn durch Klagen beunruhigte, oder durch Verweise belästigte.“

Diese Gründe machten auf den jungen Erzherzog Eindruck, und er setzte ihnen nur schwache Einwürfe entgegen. Der Kardinal beantwortete diese ohne Mühe, wiederholte seine Alternative, und machte dem Prinzen besonders einleuchtend, daß er in jenem Falle unabhängig, und der Kaiser Joseph günstig

seyn würde ihm Achtung zu erweisen, da das Oberhaupt des Reiches mit den Kurfürsten, deren Stimmen auf dem Reichstage das Uebergewicht haben, in genauem Verhältnisse steht. Maximilian gab nach, und jedermann war zufrieden. Der Erfolg hat bewiesen, daß der Rat des Kardinals auf Kenntniß des Vergangenen, und Vorgefühl der Zukunft gegründet war.

Der Fürst Bathiani.

So heißt das Original, dessen ich im vorigen Abschnitte erwähnte. Dieser Fürst des Deutschen Reiches, das so sonderbar das Heilige Römische genannt wird, ein Abkömmling von einer der ersten Familien in Ungarn, setzt seine ganze Ehre in eine räsonnire und genaue Kenntniß des Schachspiels. Wäre es möglich, die Idee des berühmten Verfassers vom Zuschauer zu realisiren und diesen Mann bei lebendigem Leibe zu erschauen, so würde man im seinem Kopf und seinem Herzen weder nichts finden, als die verschiedenen Stelen im Schach, vom Bauer an bis zum Könige. Er sieht und hört nichts, als das Schach, und spricht auch von nichts Anderem. Es ist täglich sein erster und sein letzter Gedanke. Alles, was andre Menschen sehr interessirt, thut auf ihn gar keine Wirkung. Vergebens bemühte ich mich, ihn nur auf einen Augenblick von seinen lieben Kombinationen loszureißen; selbst sein Vaterland, wovon ich ihn unterhalten wollte, war ihm gleichgültig. Statt aller Antwort nahm er ein kleines, sehr sauber gearbeitetes Schachbrett aus der Tasche, wöhlgte mich es zu beschenken, und erzählte mir: er habe es in London von dem geschicktesten Künstler in ganz Groß-Britannien fertigen lassen.

Gleich den alten Paladinen, die über Berg und Thal zogen, um Ritter von großem Rufe zu bestehen, hat auch Bathianⁱ ganz Europa durchstreift, um sich das große Vergnügen zu verschaffen, die geschicktesten Spieler herauszufordern. Ich habe auch sagen hören: er wäre Willens, nach Asien zu gehen, wo noch Abkömmlinge von Palamedes^{*)} vorhanden sind. Ob er diesen rühmlichen Plan ausgeführt hat, weiß ich nicht.

Seine Reise nach Rom machte er aus keinem andern Bewegungsgrunde; daher beobachtete er auch drei Monathe lang das strengste Incognito. Er hatte gehört, daß es in Rom berühmte Schachspieler gäbe. Diese forderte er nun heraus, und unterlag. Er verlor beträchtliche Summen, ließ sich aber dadurch nicht bessern. Bei übergroßem Dünkel spielt er doch nur mittelmäßig. Leute, die seiner waren, als er, körnten ihn, und so hörte er denn nicht auf, seine Dukaten für Weihrauch hinzugeben, den er einschlürfte, als wenn er ihn verdient hätte.

Eines Mittags aß er bei seinem Banqueter. Ein Abbate, der ihn nicht kannte, hatte den Einfall, ihm eine Partie Schach anzubieten, und der Fürst war mit großem Vergnügen dazu bereit. Schon hatte der Abbate fünf Partieen gewonnen, als er sich aus Unachtsamkeit versah, und in Gefahr kam, die sechste zu verlieren. „Ich Dummkopf!“ rief er; „da hab' ich mir auf meine Geschicklichkeit so viel eingebildet, wie der Fürst Bathian!ⁱ“ Der Banqueter, der dem Spiele zusah, stand wie auf Kohlen. Der Fürst schien übrigens von der Neuerung gar nicht befremdet, und wendete sich nur mit folgenden Worten an den Abbate:

^{*)} Der vermeinte Erfinder des Schachspiels, das aber sehr wahrscheinlich aus Indien abstammt.

„Warum sagen Sie denn, mein Herr, Sie hätten Sich auf Ihre Geschicklichkeit so viel eingebildet, wie der Fürst Bathiani?“ — Nun, man hat mir gesagt, dieser Herr sei ein ziemlich guter Schachspieler; aber zugleich sehe man hinzu: er hätte so großen Eigendunkel, daß er sich für den ersten Mann in der Welt hielt; da man doch in Wien, wo er funfzigtausend Thaler im Schach verloren hat, das Gegenthell weiß. — „Das ist nicht wahr, Herr Abbate; nur vierzig tausend.“ — Nun, dann ist er nur ein vierzig tausends facher Dummkopf.

Die Partie war bald zu Ende. Der Fürst bezahlte, und ging ziemlich verdrießlich weg. Der Abbate wollte wissen, wer der Mann wäre, und drang so lebhaft in den Banquier, daß dieser ihm endlich sagen mußte: es ist der Fürst Bathiani. „Unmöglich!“ rief der Abbate. Als er endlich halb und halb davon überzeugt war, ging er eilig weg, und lief dem Wagen nach, den er von fern, nach der Piazza de Spagna zu, erblickte. Er kam dahin, erkundigte sich nach der Wohnung des Fürsten Bathiani, erfuhr sie, sah ihn selbst aus dem Wagen steigen, und bedauerte es nun, daß er das Incognito dieser Personnage nicht besser benutzt hatte.

Der Adel in Rom.

Er ist nicht zahlreich, steht aber mit den Bürgerlichen in gar keiner Verbindung: weswegen, ist bekannt genug. In Rom, wie in den meisten Städten von Italien, in Deutschland, Spanien und Portugal,

hätten
et, wie
gesagt,
; aber
endlins
elt hiels
d Thas
weis. —
ig tau-
ausends

bezahls
Abbate
so leb-
sagen
glich! ”
davon
m Was-
spagna
ach der
ah ihn
s nun,
besser

find die (so genannten) Mischheirathen nicht ge-
wöhnlich, und nichts bewegt einen Adeligen, die Gränz-
linie zu überschreiten, welche der Stolz gezogen hat.
Dieser ist eine Krankheit des Geistes, die sich nur durch
eine Revolution heilen lässt *); aber, um diese zu be-
wirken, ist eine Denkart nöthig, die das Römische
Volk noch nie geäusert hat.

Der Adel theilt sich in zwei Klassen: in den ho-
hen, und den geringeren, den die Großen aus übermäßi-
ger Eitelkeit den kleinen **) nennen. Zwischen
dem Adel und dem Bürgerstande ist keine stärkere Un-
terscheidungslinie, als zwischen dem hohen und dem
kleinen Adel. Sehr selten kann man sie überschreiten,
selbst wenn einem auch unermessliche Reichtümer zu
Statten kommen; Indes geschieht es doch bisweilen.
Der hohe Adel besteht aus den Fürsten der Heiligen
Kirche ***) und der Fürst D o r i a ist im Grunde der
einige, der wirklichen Anspruch auf diesen Titel hat,
ob ihn gleich Viele sich anmaßen. Diese Fürsten und
Prinzen machen eine Gesellschaft unter sich aus, und
erlauben keinen andern Adeligen den Zutritt, obgleich
der Ursprung einiger Familien bis in die ersten Jahrhun-
derte der Römischen Republik hinauf reicht ****).

*) Nein; auch durch wissenschaftliche Bildung. Der
Verfasser selbst gesteht ja dem Mailändischen Adel
zu, daß er sehr liebenswürdig und nicht stolz sei; dies
sen Vorzug verdanke er aber seiner Kultur.

**) In Wien: den Leonischen.

***) Princes du Saint-Empire Romain, sagt der Ver-
fasser sehr sonderbar.

****) Der Verfasser irrt sich hier wieder. Keine Euro-
päische Familie — selbst die Venetianischen nicht aus-
nommen, die doch als der älteste Adel anerkannt
sind — kann ihren Ursprung weiter als bis in das
fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück-
führen.

Es ist leichter, oder weniger selten, daß eine Familie von neuem Adel den Römischen Prinzen und Prinzessinnen nahe kommt, weil sie ihnen mit Geld helfen kann und dadurch ihren Stolz zur Herablassung verhilft.

Diese Absonderung ist eine von den Ursachen, denen man die lange Weile in diesen Gesellschaften zuschreiben muß, worin man übrigens sehr wenige Frauenzimmer findet. In den zahlreichsten Circeln sind immer nur einige; und daher läßt man es sich sehr angesehen seyn, fremde Damen einzuladen. Die Herren leben ungezwungener mit einander. Man braucht nur in geistlicher Tracht zu seyn, um allenthalben Zutritt zu finden; und in Rom trägt beinahe jedermann Priesterkleidung oder den Mönchshabit.

Mit den Gesellschaften des Adels vom zweiten Range sind eben die Unbequemlichkeiten verbunden. In Vergleich der Mannspersonen, aus denen sie bestehen, sieht man in ihnen sehr wenige Frauenzimmer; und die nun einmal, vermöge ihres Ranges, darin figuriren können, bemühen sich eben so sorgfältig, die Bürgerlichen entfernt zu halten.

Dieses Vorurtheil schadet dem Vergnügen. Fremde wundern sich, und haben lange Weile, wenn sie dreißig Mannspersonen für Ein Frauenzimmer sehen. Sobald einige Damen zum Vorschein kommen, sind sie den Augenblick von einem Schwarm Prälaten umringt, die um sie her summen und sie mit ihrem gespannt seyn sollenden, aber höchst lächerlichen Galimatias thlas betäuben. Scheint es, als wollte sich ein Kardinal nähern, so machen die Prälaten ihm Platz; und wagen sie es ja zu bleiben, so thun sie es nur, um den Ungereimtheiten, die Sr. Eminenz entwischen, ihren Beifall zu bezeugen, und sie um die Wette nachzusagen,

Ge
U
di
sel
ab
P
sch
we
ein
na
ma
da
ner
gel
wā
gen
und
gan
psä
lan
Ueb
er
nac
C

gen. Ein vortreffliches Schauspiel! eine allerliebste Unterhaltung!

Der Kardinal Buoncompagno.

Dieser Kardinal ist ein Bruder des regierenden Fürsten von Piombino ¹⁾), folglich aus einer Familie, die zu den vornehmsten in Italien gehört. Er spricht sehr gut Französisch und auch ein wenig Englisch; aber sein Kopf ist exaltirt, und bringt nur chimärische Projekte zur Welt. Er möchte gern, daß die Römische Regierung sich auf eben den Fuß setze, wie die weltlichen Mächte. Auch würde er gern eine Flotte, ein vollzähliges Militair, Artillerie, und besonders Finanzen schaffen. Bei seinem Aufenthalt in Rom machte er sehr oft dem heiligen Vater lange Weihe, da diesem kein anderer Plan am Herzen liegt, als seinen Neffen zu bereichern, womit es ihm auch ziemlich gelingt. Indes ist dieser Träumer Minister der ausswärtigen Angelegenheiten, obgleich mit Einschränkungen, wodurch es ihm schlechterdings unmöglich wird, Neuerungen zu machen.

Der Kardinal Buoncompagno hat viel Geist und Lebhaftigkeit; auch ist er in seinem Ausdruck elegant und präcis. Er sucht die Fremden auf, empfängt sie sehr wohl, und unterhält sich mit ihnen, so lange sie wollen. Das Frauenzimmer liebt er bis zum Uebermaß. Das verziehe man ihm nun wohl, wenn er nur in diesem Punkte auch gegen seine Kollegen nachsichtig wäre; aber er ist wirklich von Natur intoler-

¹⁾ Dies kleine Fürstenthum gehört zu Toscana. Die Buoncompagni, welche es besitzen, sind Herzoge von Sora, im Königreiche Neapel.

eane, und verzeihet Andren nichts, ob er gleich sich selbst alles erlaubt. In seinem Charakter liegt Herrsch- und Nachbegierde; und die Mittel, die er anwendet, die leichtere zu befriedigen, gränzen bisweilen so nahe an Verläumdingssucht, daß man fast glauben sollte, er sey von diesem Laster, dem abscheulichsten unter allen, angestellt. Sein starker Hang, nur sehr schöne Leute in seinen Dienst zu nehmen, bringt ihn in den Verdacht einer unnatürlichen Neigung.

Die zu den Frauenzimmern, gesticht er ganz offen. Er hat mehrere Maitresses gehabt, und war einmal sehr verliebt in die Baronin Gavatti. Während des Sommers 1786 ging er alle Nächte mit ihr spazieren, und zwar nach seinem Landhause außerhalb der Stadt, nahe bei der porta Pia. Er war damals funfzig Jahr alt, hatte aber eine gesunde, robuste und lebhafte Konstitution. Die Baronin war artig, kostett, eitel und ehrüchtig. Ein lustler Kopf, dem der Kardinal Ursache zum Mißvergnügen gegeben hatte, erfuhr etwas von diesen nächtlichen Spaziergängen, und beschloß, ihn zum Besten zu haben. In dieser Absicht mietete er sich einen Wagen, ließ zwei Läufer mit brennenden Fackeln voran gehen, fuhr dem verliebten Paare nach, und verfolgte es, was für Umwege es auch nehmen möchte, um nicht erkannt zu werden. Von diesem boshaften Streiche ward in allen Romischen Gesellschaften gesprochen. Man glosierte darüber; aber die beiden Liebenden setzten dessen ungeachtet ihre Promenaden fort, und das Publikum gewöhnte sich allmählich daran.

Dieses Vertragen, das, in so fern es den Wehstand verleht, Tadel verdient, ist höchstens noch ein Zug mehr in der Charakter-Schilderung dieser Emissenz. Buoncompagno hat ein hartes und dabei falsches Herz. Mit Thränen in den Augen scheint er

ein Uebel, das er insgeheim selbst verursacht hat, zu beseufzen, ob er sich gleich innerlich von ganzer Seele freuet. In der That wird es ihm zuwollen schwer, das grausame Lächeln, das sich auf seinen Lippen zetzen will, zu verbergen. Bologna und Rom haben ihm wechselseitig Opfer von mehr als Einer Art geliefert. Er hat übrigens nur sehr oberflächliche Kenntnisse, und kann bloß denen unterrichtet scheinen, die ihn nur im Vorbeigehen einmal sprechen. Der Kardinal von Bernis kennt ihn sehr gut, würdigt ihn nach seinem wahren Werthe, und charakterisirte ihn einmal der Prinzessinn della Santa Croce in meinem Beseyn mit folgenden Worten: „Der Kardinal Buoncompagno ist ein Bube mit eisernen Nerven.“ In seinen Gesichtszügen liegt Wildheit. Unter allen, die um ihn sind, haben nur seine Merkurie Ursache, mit seiner Freigiebigkeit zufrieden zu seyn. Von Staats-Dekonomie versteht er gar nichts. Wenn man in seinem Beseyn davon spricht und den Wunsch äußert, daß die Gegend um Rom durch Industrie fruchtbar gemacht werden möchte; so erwiedert er mit Selbstgenügsamkeit: „dieser Boden wird nie etwas tragen; das Klima ist wild.“ Einmal meinte er auch: Papier könnte allenthalben die Stelle des baaren Gels des ersehen. „Ja, erwiederte ich ihm, „wenn es eine Hypothek hat und das Zutrauen des Publikums es in Kredit erhält; denn sonst kann es nie dem Golde und Silber gleichkommen, die bei ihrem inneren Werthe *) keiner Kaution bedürfen.“

Bei eben dem Diner, wo er jene Aeußerung mahte, hörte ich ihn auch sagen: „ein Staat könne

*) Sollte heißen: bei ihrem, nun einmal angenommenen, inneren Werthe u. s. w.; denn, wie bekannt, sind Gold und Silber nur willkürliche Zeichen von Reichtum, und gelten z. B. in O. Laiheit bei weitem nicht so viel als Eisen.

keinen soliden Handel haben, wenn der Souverän nicht selbst Kaufmann sey." Das ist grundfalsch. Da aber niemand in der Gesellschaft etwas von solchen Sachen verstand, so antwortete man ihm nicht; und Buoncompagno bildete sich ein, uns überzeugt zu haben. Auch ich schwieg, und ließ dieses giftige Zuspiel im Purpur, welchen er entehrt, sich eines Triumphes erfreuen, den er nur meiner Verachtung verdanke.

Der Kardinal Acquaviva.

Dieser Kardinal ist der unwissendste von allen selbigen Standes, die in Rom leben. Zum Unglück kam ich einmal an der Tafel des Kardinals von Bernis neben ihm zu sitzen, und sah mich gendächtigt, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, das ich gern vermieden hätte. Ein Deutscher sprach über den Herzog von Kurland, und führte einige von den Sonderbarkeiten (extravagances) an, welche diesen Fürsten charakterisirten. Acquaviva fragte mich: in welchem Kreise von Deutschland die Staaten dieses Fürsten lägen? Ich erwiederte ihm: sie gehörten gar nicht zu diesem Reiche, sondern zu Liefland, das einen Theil von Polen ausmache *). Er bewies mir hierauf mit Gründ-

*) Diese Belehrung ist lächerlich genug, und erinnert an eine drollige Anekdote, die Herr Nicolaï in seiner Reise durch Deutschland re. (B. V. S. 206) anführt. „Man erzählte mir in Wien: eine Österreichische Gräfin habe einmal zu einer Bayrischen gesagt: „Lebe, foltern halt! nicht so schlecht Deutsch sprechen. Sprechen immer: die Kaiserin; muß heißen: die Kaiserin.“ — Bekanntlich hängt Kurland von Polen und Litauen zusammen, oder vom Polnischen Reiche, ab.

den, die seiner würdig waren: das könnte und müste nicht seyn. Ein Italiänscher Prälat vertheidigte diese Meinung mit einer Wärme, über die der Deutsche lächelte, und die mich zum Schweigen brachte.

Das allgemeine Gespräch fiel auf Voltaire'n, und jemand in der Gesellschaft erinnerte daran, daß die Kaiserinn von Russland ihm Geschenke gemacht und bei mehreren Gelegenheiten an ihn geschrieben hätte. Der gelehrte Acquaviva unterbrach den Erzähler mit folgenden Fragen: „Wann ist denn dieser Höllebrand nach Russland gegangen? hat die Kaiserinn ihn in ihren Palast aufgenommen? und kann man sich Hoffnung machen, daß dieser Rücklose bald nicht mehr Gott lästern wird?“ Ich erwiederte ihm: „Voltaire hat mehrere Jahre das Schloß Ferney, unweit Genf, aber auf Französischem Gebiete, bewohnt. Während der ganzen Zeit war er vierhundert Französische Meilen von Russland entfernt. Sein Verkehr mit der Kaiserinn Katharina bestand nur in einem Briefwechsel, und die Geschenke, die er von ihr erhielt, nur im Pelzwerk. Uebrigens war dieser mit Recht berühmte Mann ein volliger Deist, kein Atheist, und starb zu Paris im Jahre 1778.“ Der Kardinal von Vernis bemerkte, daß ich in üble Laune geriet, und hatte die Aufmerksamkeit, das Gespräch auf eine neu entdeckte antike Büste zu lenken. Ich bat ihn indeß nachher ganz ernsthaft, mich nicht wieder mit diesem Automat zusammen einzuladen.

Doch, ehe ich mich retten konnte, hatte ich das Mißvergnügen, noch eine dritte Neußerung zu hören, die zwar von anderer Art als jene, aber eben so stark war. Man sprach über die Kanonisation des Heiligen Labré, und der Kardinal Acquaviva warf mir vor, daß ich gegen einen Heiligen aus meinem Lande so gleichgültig wäre. Dabel setzte er noch hinzu: „Diese

Chre sollte zu einer Zeit, wo die Nachlässigkeit sich ganz offenbar sehen lässt, Thethnahme bei Ihnen erregen. Wir können nie genug Fürsprecher bei Gott haben, der mit Recht über unsre Sünden erzürnt ist."

Langweiliger und ekelhafter kann wohl in der Welt nichts seyn! Diese Mittagsmahlzeit machte auch einen solchen Eindruck auf mich, daß ich in der Folge, so oft ich von irgend jemanden in Rom eingeladen war, mich bei dem Eintritt in das Zimmer jedesmal umschab, ob etwa *Acqua viva* da wäre, um mich so weit als möglich von diesem Stock wegsetzen zu können.

Der Kardinal Carrara.

Dieser Kardinal hatte in Rom den Ruf eines rechtschaffenen und gelehrten Mannes. Seine Rechtschaffenheit glaube ich gern, ohne sie übrigens zu bestätigen, da ich in keiner genauen Verbindung mit ihm gestanden habe; ich will der öffentlichen Meinung weder vorgreifen, noch sie Lügen zu strafen suchen. Doch seine Gelehrsamkeit? Ueber die mag der Leser aus nachstehenden Anekdoten urtheilen.

Ich fand ihn einmal bei dem Venezianischen Ambassadeur. Man sprach von dem berühmten *Sausure*, der so viele nützliche Reisen in den Schweizer Alpen gemacht hat, und so mutig gewesen ist, den Mont Blanc mehrere Male zu ersteigen. Se. Eminenz erwiederten: „Das ist ja nichts Außerordentliches. Ich selbst habe die Apenninen^{*)} ersteigen.“ — Aber die Alpen sind auch 1800 Tösen höher, als die Apenni-

^{*)} Im Original *les Alpes*; ohne Zweifel durch einen Druckfehler

ninen! — „Haben Sie diese Höhe gemessen?“ — Mein; aber de Luc, Saussure und mehrere andere Naturforscher haben es gethan, und ihre Resultate weichen nur sehr wenig von einander ab. — „Sehr wohl! Aber könnten sie sich nicht irren?“ Ich wollte ihm nun den Gebrauch des Barometers zur ungefähren Bestimmung der Berghöhen erklären; doch er — zuckte die Achseln. Auch die Elektricität kam an die Reihe. Man sprach von den Beobachtungen, die Saussure und Trembley anstellten, als sie einen fliegenden Drachen über die Berge steigen ließen *). „O!“ sagte Carrara, „Aristoteles verstand weit mehr, als die sämmtlichen neuern Naturforscher.“

Eines Tages fand ich ihn in einer Kapelle, wo man den Papst erwartete. Man unterhielt sich über den König von Schweden, und bemerkte, daß er nur wenig Aufwand mache. Ich sagte heraus: Für einen Fürsten, der nur 19 bis 20 Millionen Einkünfte hat **), macht er noch immer zu viel. Carrara erwiederte mir: „Seine Staaten sind also nicht einmal so groß, wie Toscana?“ — Sogar größer als Frankreich. — „Das ist unmöglich. Ein so großes Königreich sollte seinem Beherrischer nur eine so mittelmäßige Summe einbringen?“

Worin besteht denn also die Gelehrsamkeit des Kardinals Carrara? In vollkommener Kenntniß des kanonischen Rechtes, der Kirchengebräuche und der Geschichte von den Concilien und Konklaven. O!!!

*) Vielleicht irrt sich der Verfasser hier wieder; weniger stens hat der Uebersetzer vergebens nähere Nachricht von diesem Fakum gesucht.

**) Unsre Statistiker schätzen die Einkünfte der Krone Schweden ungefähr auf 9 Millionen Thaler.

Der Kardinal Busca.

Dieser Kardinal ist groß, gut gewachsen, babet ohne Prätentionen, ohne Pedanterie und Affectation; sein Gesicht seelenvoll und angenehm. Das sind die Züge zu einem Bilde von dem Neuherrn des Kardinals Busca. Er ist weder Theologe, noch Kasuist, noch Kenner des kanonischen Rechtes; auch hat er nicht die genaue Bekanntheit mit dem Alterthum, auf die einzige von seinen Kollegen so stolz sind. Im Grunde ist er weder gelehrt, noch unwissend, sondern bloß ein Mann von Welt, der aber mehr gemeinnützige Kenntnisse hat, als seine sämmtlichen Kollegen zusammen genommen. Seine Unterhaltungen sind munter und zugleich gründlich. Er hat sich auf seinen Reisen in Frankreich, Deutschland und den Oestreichischen Niederlanden *), wo er als Nunzius lebte, ungewöhnlich gut gebildet, und sich allenthalben Liebe und Achtung erworben. Als er nach der Rückkehr von seiner Nunziatur zum Gouverneur von Rom ernannt ward, suchte er in dieser Stadt, der es gänzlich an Polizei fehlt, genaue Aufsicht einzuführen, die den Einwohnern Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums gewähren könnte. Da man von Ordnung und Anstand in Rom beinahe gar nichts weiß, und da er es seine erste Sorge seyn ließ, die Gesetze wieder in Kraft zu bringen; so erhoben sich gegen ihn die Kardinäle und die freinden Minister, ja selbst der Papst, der den Adel mit der äußersten Schonung behandelt. Busca mußte nun seinem lobenswerthen Vorsahze, Gutes zu stiften, entsagen, und hat sich seitdem bloß mit seinem Vergnügen beschäftigt. Um ihn mit einem einzigen Zuge zu schildern, muß man ihn einen Herkules zwis-

*) Im Original: la Flandre imperiale, Darin liegt Brüssel!

schen der Tugend und dem Laster nennen. Ich hörte ihn einmal sagen: die einzige Verbindlichkeit, die Rom ihm hätte haben wollen, wäre die Einführung des Eisepunsches; und dieses Getränk ist wirklich edelstlich,

Der Kardinal Pallotta.

Dieser Kardinal verdiente, eines Tages auf den päpstlichen Thron zu kommen. Er kennt Menschen und Sachen, ist mit seinem Jahrhundert fortgegangen, und hat seinen geordneten, analytischen Geist mit den Werken von Locke, Leibniz, Wolf, Malbranche, Bonar, Condillac und allen den Schriftstellern genährt, welche die Begriffe seiner ersten Erziehung berichtigten konnten. Ich habe nie jemanden gehört, der z. B. über Lavaters Physiognomik so vernünftig geurtheilt, d. h. die Schönheiten, die es hin und wieder in ihr giebt, und die Irrthümer und sinnlosen Stellen, von denen sie wimmelt, besser von einander unterschieden hätte.

Der Kardinal Pallotta sieht die Wissenschaften und Künste, worin er auch ein Kenner ist. Sein Geist der Ordnung hat Einfluß auf seine häuslichen Angelegenheiten. Kein Haus in Rom ist besser eingerichtet und geschmackvoller meublirt. Seine Bedienten, die niemals müßig gehen, sind höflich und bescheiden. Er ist übrigens als uneigennützig, rechtschaffen, und auch wohlthätig bekannt. Sein gutes Herz vermindert aber die Festigkeit nicht, die den Hauptzug seines Charakters ausmacht. Seiner Freimüthigkeit läßt er durch nichts Zwang anthun. Wenn der Papst ihn um Rath fragt, und Beider Meinungen verschieden sind, so unterstützt Pallotta die sess-

dabet
tion;
d die
nuals
noch
nicht
auf
Bruns
bloß
ühige
isams
unter
leisen
lschen
odhns
Ach-
seiner
vard,
olizet
wohs
hums
Ans
er es
Kraft
dinä-
der
sus-
es zu
nuem
zigen
zwi-
liegt

nlige mit Gründen, und läßt sich nur durch diese das von abbringen oder überzeugen. Er disputirt lebhafst, aber ohne Bitterkeit.

Pallotta ist Oberschäzmeister gewesen, und nie hat einer von dem Gelde des Staates genauere Rechnung abgelegt, worüber ich in einem Abschnitte, der die Finanzen betrifft, mehr sagen werde. Er hätte auch gern in diesem Departement Reformen gemacht; aber Plünderung ist nun einmal mit dem Römischem Regierungs-System so fest verbunden, daß er sie nothwendig dulden mußte, ob er gleich keinen Theil daran nahm. Die Kardinäle und Prälaten, welche dergleichen hohe Stellen bekleiden, legen sie gewöhnlich nicht eher nieder, als bis sie sich mit dem Marke des Volkes gemäßet haben. Die Unterbeamten machen es eben so, und die Klagen, so dringend sie auch seyn mögen, werden niemals gehört. Selten kommen sie bis zu dem Papste, da sie erst durch den Kanal von Leuten gehen, denen daran gelegen ist, sie zu unterdrücken oder zu entstellen. Aber wenn sie sich auch durch alle Hindernisse durcharbeiteten, so wagt es der Papst doch nicht, Recht zu schaffen, weil er eine Tasse Jesuiten-Schokolade befürchtet.

Indes ungeachtet aller dieser Hindernisse, hat der Kardinal Pallotta dem Staate dennoch große Dienste geleistet, da er augenscheinlich darthat, daß die Regierung sich selbst einen Abgrund bereitete, wenn sie die Mißbräuche aller Art immer mehr zunehmen ließe. Auch die Künste sind ihm Erkennlichkeit schuldig. Seit mehreren Jahrhunderten gräbt man in den Gegenden von Rom ohne Unterlaß, um Medaillen, Münzen und andre Alterthümer zu finden; aber man zeigte weder den Ort, wo man gegraben hatte, noch dessen Breite und Tiefe an. Daher kam es denn, daß man meistens nur auf das Ungesähr grub, und am En-

de nichts fand. Um die Kosten bei solchen Unternehmungen weniger gewagt zu machen, drang Pallotta auf ein Gesetz, welchem zufolge jede umgegrabene Stelle mit einem bleibenden Stein bezeichnet werden muß, auf welchem ihre Dimensionen, und das Jahr, nebst dem Namen des Papstes und des Schatzmeisters, unter dessen Administration das Graben geschehen ist, angezeigt werden müssen. Ueberdies läßt die apostolische Kammer nunmehr für ihre eigene Rechnung graben, und kann auf solche Art ihr Museum mit wenigen Kosten bereichern und durch den Verkauf des Nebringen ihren Vorschuß wieder ersetzt bekommen. Auch der Handel mit Materialien, die zu alten Gebäuden gedient haben, trägt noch etwas ein. Da aber der gleichen nur in der Gegend von Rom, höchstens fünf bis sechs Italiänsche Meilen im Umkreise, statt finden kann; so läßt sich auf diesen Ertrag kein Fonds zu regelmäßigem Nachgraben anwenden.

Der Kardinal Orsini.

Der Ruf dieses Kardinals erregte bei mir das Verlangen, ihn genauer kennen zu lernen. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, ob er diesen Ruf verdiente, und ward wirklich davon überzeugt. Er hat Kenntnisse, ist aber so zurückhaltend als klug, und hütet sich daher öfters, seine Meinung über streitige Sachen zu äußern. Sein Wahlspruch war: Andre Zeiten, andre Sitten; und dem ist er immer treu geblieben. Mit jener Zurückhaltung und Klugheit verbindet er übrigens einen geschmeidigen, feinen, einschmeichelnden Geist; kurz, einen solchen, wie ihn ein Priester oder Höfling ha-

ben müßte, der sein Glück noch machen wollte. Er verabscheuet die Person des Papstes, liebt aber die päpstliche Regierung, und zwar nicht bloß aus persönlichem Interesse, sondern aus Neigung zum Priester-Despotismus. Die Jahrhunderte, in denen die weltlichen Fürsten vor den Papstern zittern mußten, sind ihm ehrwürdig; und könnte er ein golones Zeitalter glauben, so setzte er es gewiß unter die Regierung seines Helden, Gregorius VII.— Alexander, Cäsar, Marc, Aurel, der sich so unablässig mit dem Glücke der ihm unterworfenen Völker beschäftigte, Friedrich der Einzige, dem Preußen seinen Glanz verdankt, und so viele andre in verschiedenen Fächern berühmte Männer sind für ihn, in Vergleich mit dem Papste Gregorius, nur kleine Licher. Er ist in der Kirchen-Historie bewandert, kennt die Politik seines Hofes aus dem Grunde, und weiß, welche manigfaltige List das eigennützige Priesterthum zu allen Zeiten brauchte, und welche Umwege es nahm, um die Usurpationen, die es in Rechte verwandelte, zu behaupten; so macht er es sich denn zur Pflicht, dessen Wertheiliger zu seyn, und würde im Nothfall für dessen Sache fechten.

Ich stellte diese Denkart bei Orsini auf die Probe, und erhielt ihn beständig in seiner guten Meinung von mir, da ich nur von denen Papstn mit ihm sprach, die sich durch Eifer für die Vergrößerung des heiligen Stuhls ausgezeichnet haben. Die Thränen kamen ihm in die Augen, wenn ich Alexander III nannte. Das System des Römischen Hofes gilt ihm für das Meisterstück des menschlichen Verstandes. Auch das Nützlichste und Sinnreichste, was Menschen erfunden oder vervollkommen haben, ist gegen die Römische Regierung gar nichts. Ich versuchte es einmal, die ersten Jahrhunderte der Kir-

the, wo Demuth, Einfalt und evangelische Armut
die geistlichen Hrten in der That über die gewöhnli-
chen Menschen erhoben, in sein Gedächtniß zurück-
zurufen; aber meine Bemühungen waren vergeblich.
Er wollte sich immer nur deren erinnern, welche die
Umstände zu benutzen wußten, um Pipin und Karlo
dem Großen Bewilligungen zu entziehen, welche
sie dann viel weiter ausdehnten, als es die Absicht
beider Fürsten war, die übrigens in Orsini's Auge
einzig und allein große Männer genannt zu wer-
den verdienen.

Dieser Kardinal gilt für fromm. Das ist er so
wenig, wie ich; aber er heuchelt, und die Römer sind
schon mit äußerer Frömmigkeit zufrieden. Er scheint
überzeugt zu seyn, daß der Papst, wenn er sich auf
den Besitz eines Theils von Italien einschränkte, mit
den übrigen Souveränen dieses Landes eine Konfödera-
tion schließen könnte, und daß alsdann eine (Art von)
Republik entstehen würde, welche allen, die bis jetzt
existirt haben, und besonders dem Reiche, das sich so
hartnäckig das Römische nennt, unendlich über-
legen seyn müßte. Diesem Grundsache zufolge, sind
alle Souveräne, welche die Oberherrschaft des heili-
gen Stuhls in geistlichen Sachen nicht anerkennen,
Usurpatoren und Tyrannen, die man vernichten sollte.

Bei der Auseinandersetzung dieses Systems zeigt
Orsini seine wortreiche Veredsamkeit. Er verliert
sich in Ratschlägen ohne Ende, und stützt sich auf
eine Menge Autoritäten, größtentheils von Italiäns-
chen Schriftstellern, die aus Vorurtheil und dringend
dem Bedürfniß Meinungen annehmen, wie sie nur
in die Jahrhunderte der Unwissenheit gehören.

Orsini gilt für einen rechtschaffnen Mann; und
doch würde er, wenn die Macht bei ihm dem Willen
gleich wäre, die Zeiten wieder zurückbringen, wo Ne-

Ugionskriege die Erde mit Blut bedeckten. Kann irgend etwas seine Fehler mildern, so ist es die Eigenschaft, daß er Verdienste ehrt, in welcher Classe er sie auch findet.

Der Kardinal Borromei.

Die Mutter dieses Kardinals war die berühmte Gräfinn Borromea, aus der nun erloschenen Gesueischen Familie: Grillo. Einige, bei dem weltlichen Geschlechte seltne Talente, und mehrere Unvorsichtigkeiten, haben diese Dame berühmt gemacht. Ihr Briefwechsel mit mehreren Fürsten, besonders aber mit Gelehrten, erwarb ihr einen Ruf, den sie zum Theil wirklich verdiente. Der berühmte Valisnier ging ausdrücklich in der Absicht, sich mit ihr über Naturgeschichte zu unterhalten, nach Mailand *).

Als Borromei aus dieser seiner Vaterstadt abselste, um die Nunziatur in Wien anzutreten, sagte seine Mutter, die ihn sehr wohl kannte, zu ihm: „Geh denn, weil du es willst! Aber ich sehe voraus, du wirst dich nie bessern und dich allenthalben wie ein wahrer Priester betragen.“ Dieses Urteil hat er nur allzu sehr gerechtfertigt. Mit vielem Wize, vielen Kenntnissen und Reichtümern ist er dennoch nicht im Stande gewesen, sich die Achtung der rechtlichen Leute zu erwerben. Sein Geiz hinderte ihn zu bemerken, daß man an einem fellen Hosen säen muß, wenn man ernten will. Er war es, der sich widersezte, als Maria Theresia die Privilegien aufheben wollte, wel-

* Vergl. Bernoulli's Zusätze zu Volkmann's Nachrichten von Italien. Th. I. S. 96.



he die Geistlichkeit von Wien ihren Vorgängern abgelaßt hatte. Sein Verstand reichte nicht hin, zu begreifen, daß diese Concessionen ungerecht waren, da sie die Last der Abgaben dem Volke allein auflegten, und daß die Kaiserin ihre Macht garnicht besser gebrauchen konnte, als wenn sie dieselben vernichtete. Maria Theresia bot der Geistlichkeit Entschädigungen an; Vorromet schlug sie aus, und verlor darüber alles. Die Auflage ward, Trotz ihm und Trotz Rom, erhoben; aber das Volk hatte keinen Vortheil davon, da der Prälat, welcher dessen Vertreter bei dem Throne hätte seyn sollen, an weiter nichts als an eine Widerschlichkeit dachte, die, wenn sie vergeblich ist, lächerlich und sehr oft auch schädlich wird.

Die Sache wegen der Freistädten gelang ihm nicht besser. Lautere, aber blinde, Frömmigkeit der Souveräne und der Völker hatte den größten Verbrechern Mittel an die Hand gegeben, sich der verdienten Strafe zu entziehen. Kirchen und Klöster gaben ihnen einen sichern Zufluchtsort, und sobald sie nur die Schwelle derselben betreten hatten, waren sie vor aller Verfolgung sicher. Die Kaiserin, Königin ging, unverachtet ihrer Frömmigkeit, ernstlich damit um, diesen Missbrauch abzustellen. Vorromet schrie, und ward nicht gehört. Die Minister, welche zu dieser Reform gerathen hatten, waren mißvergnügt über ihn. Er merkte das, und rächte sich auf eine niedrige Art, nehmlich dadurch, daß er sie der Kaiserin, die im Punkte der Sitten äußerst streng war, verdächtig mache. Dieses, einen Diener des Altars so entehrnde Verfahren hatte die Folge, daß einige Minister in Ungnade fielen.

Es war für Rom ein allgemeines Fest, als Vorromet dahin zurückkehrte; denn es erwarteten ihn schon neue Spötterei. Man kannte seinen wider-

natürlichen Geschmack; doch wußte man nicht, daß dieser stark genug wäre, seinen Geiz zu besiegen. Wirklich bewog ihn aber Leidenschaft für einen seiner Besidenten, den Sohn eines Zimmermannes, sich dieses neuen Antinous sorgfältig anzunehmen; er ließ diesen Menschen auf seine Kosten erziehen, und brachte ihn endlich bis zur Prälatur. Ganz Rom sprach hierüber, und man pries den Triumph der Wollust über den Geiz auf eine Art, die der Hauptperson würdig war.

Bei der Menge von Vorurtheilen, aus denen er gleichsam zusammengesetzt ist, sollte er sich hüten, daß ihn die Wirkung derselben nicht zu Excessen hinröhre; aber dennoch thut er alles, wozu ihn seine Leidenschaft reizen, ohne zu überlegen, was für Folgen daraus entstehen können. Bei seinem Jähzorn läßt er sich durch nichts in Zaum halten, wenn man ihm entgegen ist; und bei seiner Nachsicht erlaubt er sich jedes Mittel, diese Leidenschaft zu befriedigen. Er hat es Visconti niemals vergeben können, daß dieser an seiner Stelle Nunzius in Wien ward, und noch weniger, daß er sich daselbst beliebt mache. Auch bewirkte er durch seine Intrigen, daß Visconti in dem letzten Konskclave nicht gewählt wurde.

Der Kardinal Archinto.

Auch Archinto ist aus Mailand gebürtig. Oben so viel Geiz und Knauserei, wie sein Landsmann Vorromei, hat er keinesweges dessen Verstand und Talente. Seine Unwissenheit kommt seinem Stolze gleich; und dieser geht über alle Begriffe. Bei seiner

Übers.



übermäßigen Andächteli nimmt er so leicht Aergernis, daß man in seiner Gegenwart unmöglich eine Unterhaltung führen kann. Auch die unschuldigsten Aussdrücke beleidigen sein Ohr, da sein verschobener Kopf sie jedesmal unschöbar schief auslegt. Seine Aussprache ist fehlerhaft, alles was er sagt, und jede Bewegung von ihm, lächerlich.

Ein witziges Frauenzimmer sagte einmal: „Man stirbt aus Albernheit.“ Ob das wahr ist, weiß ich nicht; wohl aber hat es seine völlige Richtigkeit, daß Archinto in Albernheit lebt und webt. Bei seiner so gänzlichen physischen und moralischen Nullität, wie man sie sich nur denken kann, erwähne ich des Mannes nur, wie man wohl sonst eines seltnen Thieres wegen seiner Hässlichkeit erwähnt. Ich hätte Lust, ihn als ein Beispiel von den Mißgebürtigen der Natur aufzustellen. Und diese unformliche Masse nennt man: Eminenz!

Giuseppe Pamfili Doria.

Dass nicht Er, sondern sein jüngerer Bruder, die Nunziatur in Frankreich erhielt, hat ihm bei dem Pusblükum eine ungünstige Meinung zugezogen. Man erkannte sich nicht nach den Ursachen dieser Zurücksetzung, und urtheilte über unsren Pamfili eben so leichtsinnig, als ungerecht. So sind die Römer! Wer nur Tugenden, Talente und Kenntnisse hat, kann sich über den Geist der Intrigen, die Seele der Römischen Regierung, nicht empor arbeiten. Man hat es diesem Kardinal Pamfili nicht einmal Dank gewußt, daß er die Ueberlegenheit seines Bruders ganz offen zugestand. Aber ihn quält die Ehrsucht nicht;

Gorani. 2. Theil.

M

und Eitelkeit, so wie Prätentionen, kennt er nur aus den albernen Streichen, zu denen sie seine Kollegen verleiten. Daher kümmert er sich denn wenig darum, was man von ihm denkt. Er bleibt in seinem Palais ruhig, und genießt des Lebens auf seine eigene Art. Seine Galerie und seine Bibliothek sind für ihn die ganze Welt; und die Stunden, die er darin zubringt, gehen nicht verloren. Vor allem Andrem liebt er die Malerei. Ich fand ihn eines Tages bei dem Mäster Azara, und wir besahen gemeinschaftlich die Gemälde dieses Gesandten. Der Kardinal Pamfili fällt bei dieser Gelegenheit so interessante Urtheile, daß ich ihm mit Vergnügen zuhöre. Seine klaren, bestimmten Antworten auf alle meine Fragen schützen mich wirklich in Verwunderung, die ich auch laut äußerte.

„Wie ist es möglich, fragte ich einige Tage nachher den Kardinal von Bernis, daß der Kardinal Doria für einen Dummkopf gelten kann?“ Und er erwiderte: „Weil er keinen von den Fehlern hat, die bei den Römern beliebt sind, und weil seine Tugenden ihnen mißfallen. Pamfili ist gut, sanft, edelmüthig, aufrichtig, und findet an weiter nichts Geschmack, als an der Malerei und den Wissenschaften. Wie können nun Intriguen-Macher, Spieler, Ehrsuchtige und Cauner einen solchen Mann schätzen? Seine anscheinende Unbedeutsamkeit sichert ihn vor ihrem Hass; und das ist alles, was er verlangt.“

Die Zusammenkunft.

Die Nordischen Souveräne, welche nicht durch das Band der Religion mit dem heiligen Stuhle vereinigt sind, kommen selten nach Rom. Als Gustav III. dahin ging, um die vorhandenen Denkmäler und Seltenheiten zu bewundern, hatte er den Vorsatz, sich keine entgehen zu lassen. Ein Papst ist in der Welt, die man nun einmal: die christliche, zu nennen für gut findet, ein in seiner Art einziges Wesen. Gustav wünschte also, auch Pius VI zu sehen. Dieser seiner Seits fand sich, so wie einige von seinem Vorgängern, sehr dadurch geschmeichelt, daß ein kegerischer König der Hauptstadt seines Landes freiwillig Ehre erwies, und wünschte ebenfalls, jenen zu sprechen. Da aber der Unterschied der Religion kein unmittelbares Verhältniß zwischen dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche und einem lutherischen Monarchen zuläßt, so mußte man, um der Etiquette nichts zu vergeben, es so veranstalten, daß Beide auf eine Art zusammen kämen, wobei kein Ceremoniell Statt zu finden brauchte. Nach verschiedenen geheimen Unterhandlungen ward endlich der mezzo termine ausgemittelt. Man bestimmte Tag und Stunde, wo beide Fäulsten einander in dem Museo Clementino antreffen wollten. Gustav begab sich zuerst dahin. Der Papst ließ ihm einige Minuten Zeit, daß er sich von der Überraschung erholen könnte, in die jedermann bei dem ersten Eintritt in dieses Museum gewöhnlicher Weise zu gerathen pflegt. Dann kam er zum Vorschein, und zwar in Begleitung so vieler Kardinäle, als der König Personen in seinem Gefolge hatte. Beide grüßten einander, und gingen dann mit gleicher Lebhaftigkeit aufeinander zu. Da der erste Theil der Unter-

Sung ganz laut vor sich ging, so kann ich den Haupt
inhalt davon mittheilen.

Pius VI. Den Herrn Grafen von Haga hat sein
Geschmack an den schönen Künsten, die er in seinen Staaten
von jher beschützte, nach Italien gebracht, und nun
will er auch die Stadt, welche ihre Wiege war, mit seiner
Gegenwart beeindrucken.

Gustav. Die Meisterstücke, die sie enthält, verdienen
nun Bewunderung. Aber, ob sie gleich bei meinem Reise-
plan allerdings sehr in Ausschlag kommen, so war es doch
meine Hauptabsicht, in Rom einen Papst persönlich kenn-
nen zu lernen, der dem heiligen Stuhle durch seine Tugens-
ten Ehre mache.

Pius VI. Politesse ist immer mit wahrem Verdienste
unzertrennlich verbunden. Das meinige besteht nur in gutem
Willen. Sie, Herr Graf, geben von Ihrer Jugend an
Beweise von dem, was Sie eines Tages werden würden;
und diese Hoffnung ist nun vollkommen erfüllt.

Gustav. Die Umstände kamen mir zu Statten. Ich
habe sie nur benützen dürfen.

Pius VI. Man hat mir mehrere male versichert, daß
Sie unter so vielen wichtigen Geschäften doch niemals
aufgehört haben, einen beschützenden Blick auf die Künste
zu werfen. Als Ihr Königreich neu geschaffen war, wollten
Sie es auch noch verschönern.

Gustav. Ich habe in diesem Stück nicht alles thun
können, was ich wohl gewünscht hätte. Es ist Zeit nöthig,
um die Künste in einem Lande zu naturalisiren, von
dem man wohl sagen kann:

Dem rauhen Land' ertheile die Natur

Nicht Gold, nein Eisen und Soldaten nur »).

(Gustav warf nun einen schnellen Blick umher, und setzte dann hinzu): Ich bemerke hier herliche Kunstwerke, von denen ich
schon Kupferstiche gesehen habe.

*) *La nature marâtre en ces âpres climats,
Ne produit au lieu d'or, que du fer, des soldats.*
Zwei bekannte Verse von Voltaire'n.

Pius VI. Da der Herr Graf dieses Museum nach seinem Geschmacke findet, so wird er mir erlauben, ihn allenthalben zu begleiten. Ich werde bei ihm den Cicerone machen.

Beide Souveraine setzten nun ihre Unterhaltung leise fort. Der Papst führte den König durch alle Säle, und erklärte ihm, was erklärt zu werden verdiente, wie es ein Antiquarius nur immer hätte thun können. Bei den Herren in Gustav's Gefolge verrichteten Prälaten eben das Geschäft.

Der König von Schweden war mit dieser Zusammensetzung so zufrieden, daß er einem Französischen Künstler den Auftrag gab, sie zu malen. Der Papst verlangte, als er dies erfuhr, eine Kopie von dem Gemälde, und jeder von beiden Souverainen schickte dem Künstler hundert und fünfzig Louis'd'or zur Belohnung. Dies Gemälde ist ungefähr acht bis neun Fuß breit, und sechs Fuß hoch. Es stellt den großen Saal im Museum, mit den darin befindlichen Kunstwerken, vor. Der Künstler hat den Moment gewählt, wo beide Souveraine sich erblicken und einander entgegen eilen. Auch ihr Gefolge ist angebracht, und die Gruppierung so gut, daß die Menge von Nebensachen dem Haupteffect nicht schadet.

Der Leser wird hoffentlich nicht unzufrieden damit seyn, daß ich ihn einige Augenblicke mit dem Künstler beschäftige, dem Gustav in Rom selbst den Auftrag gab, ein Gemälde zu vervollständigen, das ihn lebhaft an einen angenehmen Augenblick erinnern sollte. Er ist ein Franzose, aus Dijon in Bourgogne gebürtig, und heißt Gagnieroux. Die Stände der ehemaligen (ci-devant) Provinz Bourgogne bemerkten Talente an ihm, schickten ihn nach Rom, daß er dar selbst studieren sollte, und unterstützten ihn mehrere Jahre lang. Gagnieroux wählte sich die Geschichts-

Malerel, und hat sich in diesem Fache großen Ruhm erworben, dem sein neuestes Werk die Krone aufsetzen wird. Es stellt die Schlacht bei Seneff vor, und zwar den Augenblick, wo der große Condé in Gefahr ist, den Spaniern in die Hände zu fallen, aber von seinem Sohne, der ihm ein Pferd anbietet, noch gerettet wird. Ich habe dies Kunstwerk, das den Kennern großes Vergnügen gemacht hat, selbst gesehen. Die Figuren sind gut, und in den richtigsten Verhältnissen gezeichnet; aber das Kolorit ist ein wenig zu bunt: kurz, in der Manier, welche die Italiener „die Französischen“ nennen. Gagneroux hat auch noch drei andere Gemälde für den König von Schweden versiert. Das letzte ist ein sterbender Oedip, welcher den Göttern seine Kinder empfiehlt.

Der Prinz und die Prinzessin Rezzonico.

Dieser Prinz ist ein Neffe von Clemens XIII. Er hat das Amt des Senatore di Roma, und wohnt in dieser Eigenschaft auf dem Kapitol. Mehrere Personen scheinen sich gewundert zu haben, daß die Priester so dreist gewesen sind, den Senat auf eine einzige Person ohne alle Autorität einzuschränken. Ich für mein Theil aber möchte mich vielmehr wundern, daß sie nicht auch sogar den Namen: Senator, abgeschafft haben, weil er das Volk an die Macht des alten Senats erinnern könnte, unter dessen Regierung die Römer sich so viele gesunkene Nationen unterwarf, und so viele Könige von der Erde vertilgten *), ja, was

*) Durch einen Schreib- oder Druckfehler ist das Original hier so undeutlich, daß man den Sinn nur erraten kann.

noch mehr ist, diese Benennung so herabgewürdigt hatten, daß sie nur Verachtung und Abscheu erregte. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben zu untersuchen, was für Funktionen mit dieser, einzig gewordenen, Stelle verbunden sind, und was für Vorrechte sie dem Titular-Senator giebt. Wenn sie durch den Tod des Besitzers erledigt wird, fällt sie gewöhnlich dem Neffen des regierenden Papstes zu, der, als solcher, schon die Anwartschaft darauf hat.

Der jetzige Senator, Prinz Rezzonico, ist ein sehr liebenswürdiger Herr von sanftem Charakter, sehr artig, und überhaupt von den besten Eigenschaften. In seiner Unterhaltung findet man ihn eben so angenehm als unterrichtend. Sein Palast steht den Fremden offen, und sie werden darin mit schmeichelhafter Achtung aufgenommen. An ihm bemerkt man keine Spur von dem Stolze und dem gravitätischen Hochmuthe (morgue), den man den vornehmsten Römischen Herren mit so vielem Rechte vorwirft.

Doch das alles bringt die Prinzessinn, seine Gemahlinn, eine Schwester des Kardinals Buoncompagno, wieder ein. Ihr Wuchs ist beinahe gigantisch. Ihre Gesichtszüge, ihre Stimme und ihre Gestikulation, kurz alles an ihr sagt, daß die Natur sich bei ihrer Bildung vergriffen hat. Ihre Unbedachtsamkeiten gehen übrigens weiter, als man es sich vorstellen kann. Sie spricht viel, wählt ihre Ausdrücke nicht, und scheint nichts von Wohlstand zu wissen oder Verachtung dagegen zu affektieren. Eines Tages betrachtete sie den Kardinal Quarantani lange, und wendete sich dann mit folgenden zierlichen Worten an ihn: „Herr

then kann. — sous la magistrature de qui les Romains avoient conquis tant de nations; assioblis, fait disparaître de la surface du globe tant de rois, &c.

Kardinal, jedermann sagt, daß Sie ein starker . . .
find; und wirklich finde ich, je mehr ich Sie betrachte,
daß ihr Neueres diesen Ruf nicht Lügen straft." Ein andermal sagte sie zu dem Prälaten Branciforte: „ich sehe Sie niemals gern, weil ihr ganzes Wesen einen falschen Mann verräth." Das war sehr richtig, hätte indeß nicht so dürr gesagt werden sollen.

Diese Prinzessin bringt ihr Leben mitten unter Prälaten hin, verabscheuet sie aber herzlich, und läßt keine Gelegenheit vorbei, sie davon zu überzeugen, und besonders durch Vergleichungen ihre Verachtung gegen sie an den Tag zu legen.

Einmal aßen schzehn Prälaten bei ihr, unter denen auch Borgia war. „Ah," sagte sie, als dieser in das Zimmer trat, „den Prälaten Borgia seh' ich immer mit neuem Vergnügen; denn unter seinen Kols legen ist er der Einzige, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen kann." Das war wieder sehr richtig, aber in diesem Augenblicke gesagt, sehr un höflich.

Der Ruf dieser Prinzessin schreckte mich, offensherzig gestanden, von ihr zurück. Ich hatte nehmlich gar nicht rechte Lust, meinen Thell von ihren groben Späßen zu bekommen, und befürchtete, daß sie meine Geduld auf allzu starke Proben setzen würde. Indeß mußte ich doch die Gewohnheit mitmachen, und mich ihr vorstellen lassen. Ich hatte aber von dieser Höflichkeit um nichts mehr zu leiden, als ein Anderer, und mein gutes Glück wollte, daß sie mich nicht zum Ge genstand ihrer Ausfälle wählte.

Einen gewissen Marchese aus der Lombardet, einem Manne von Kopf, der bei der Prinzessin Borghe se in großer Gunst stand, ging es schlimmer. Die Prinzessin Rezzonico konnte ihn nicht leiden, und ließ keine Gelegenheit vorbei, wo sie ihm etwas

Unangenehmes, Anzügliches oder Uuhöfliches sagen konnte. Eines Tages, als sie bei ihrem Bruder dem Kardinal aß, redete sie den Marchese mit folgenden Worten an: „Sie gefallen mir nicht. Die Prinzessin Borgheze hat Geschmack an Ihnen gefunden, und nun bilden Sie Sich ein, Verdienste zu haben. Sie sollten aber wissen, daß diese Frau nicht zum Muster dienen kann, und daß sie niemals gut wählt.“

Wenn jemand derasonirt, so erhebt die Prinzessin Nezzonico unfehlbar ihre Stentor-Stimme, und sagt: „Die Neuherung ist eines Römischen Prälaten würdig.“ Auch die geringste Ungeschicktheit tadelst sie auf eben die Art. Erst läßt sie ihren Zorn in ziemlich plumpen Beleidigungen aus, und am Ende vergleicht sie denn die Person, über die sie in solche Bewegung gekommen ist, mit den Römischen Prälaten.

Obschon die höchsten Geistlichen nicht gerade die gelehrtesten sind, und mehrere unter ihnen Ignoranz mit Albernheit, auch, was noch schlimmer ist, mit Stolz, verbinden; so kann man sie doch nicht alle in diese Klasse sezen. Noch mehr. Es giebt nur wenige unter ihnen, die durch den Umgang mit der großen Welt nicht zu schweigen gelernt hätten, wenn das Gespräch ihre Fähigkeiten übersteigt. Nur dann sind sie unerträglich, wenn sie auf den Einfall kommen, über fremde Nationen zu sprechen, von denen sie doch weiter nichts wissen, als was ihnen eine falsche Tradition gefagt hat, wobei ihnen noch Vorurtheile die Augen blenden.

Wozu nützen denn aber Kenntnisse, wenn sie, wie bei der Prinzessin Nezzonico, mit einem plumpen, schneidenden und sogar unanständigen Tone verbunden sind? Dazu, daß sie verhaft machen. Pius VI ist durch seine Anwandlungen von Zorn, die bis zur Ras-

seret gehen, berühmt; aber der Name von Clemens XIII kommt er doch nicht gleich.

Betrogner Dunkel.

Rom ist voll Menschen, die auf Kosten der Fremden leben. Sie stehen immer auf dem Anstande, treten die Ankommenden höflich an, drängen sich ihnen als Wegweiser auf, begleiten sie, oder folgen ihnen als Lenthalben, wohin die Neugierde sie führt, und betrügen sie dann am Ende. Wer nach Rom kommt, verläßt es nicht wieder, ohne etwas gekauft zu haben, das seinen Geschmack an den Künsten beweisen soll. Es ist daher nicht unwichtig, die Reisenden über die Art, wie man sich solche Kunstwerke verschaffen muß, zu belehren, um sie vor den Schlingen zu bewahren, die ihnen so lästig gelegt werden.

Jeder Reisende muß überzeugt seyn, daß die Theorie der Künste noch nicht den gründlichen Kenner bildet. Es ist für ungeübte Augen sehr schwer, Kopien von den Originalen, wahre Antiken von ihren Nachbildungen, zu unterscheiden. Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, das Lesen der Klassiker vor der Reise nach Italien reiche hin, um allein mit den Antiquitätenhändlern fertig werden zu können. Wer sich das einbildet, wird dafür bestraft. Um nicht betrogen zu werden, muß man viel gesehen, viel verglichen haben, und zwar unter Anleitung von Kennern, deren Interesse bei dem Verkaufe der Sachen, die man gern haben will, nicht ins Spiel kommt.

Will man sich ein Antiquitäten-Kabinett oder eine Sammlung von Gemälden anschaffen, so muß man vorher mit den besten Künstlern und den gelehrtesten

Antiquaren Bekanntschaft machen; und das ist sehr leicht, wenn man Empfehlungen hat. Alsdann steht einem der Zutritt zu den Kabinetten, Museen, Galerien und Pallästen offen; man hört sprechen, und so lernt man selbst urtheilen. Auf diese Art erfährt man, selbst ohne darnach zu fragen, welche Kunsthändler das Beste haben und bei ihrem Gewerbe am ehrlichsten sind. Man trifft auch sogar einsichtsvolle Kenner an, die sich eine Ehre daraus machen, den Fremden beim Ankaufe zurecht zu weisen, wenn er nehmlich so vernünftig ist, es nicht besser wissen zu wollen als sie. Dunkel ist eine Klippe, an welcher die Halbkennner gewöhnlich scheitern; und die Römer haben ihre Freude daran, wenn jene, anstatt der Meisterstücke, die sie zu kaufen glauben, Sudeleien mitnehmen. Ein Beispiel zur Anwendung dieser Lehren.

Der Graf Fries, der älteste Sohn eines reichen Bankiers in Wien, bei dessen Erziehung sein Vater nichts gespart hatte, erbte nach dem Tode desselben einige Millionen Gulden, und gling darauf in doppelter Absicht nach Italien: die dortigen Meisterstücke der Kunst zu bewundern; und sich selbst bewundern zu lassen. Bei einer interessanten Gestalt, und bei aller der Grazie, welche die Natur ertheilt, die Erziehung aber ausbildet, rechnete er darauf, das glänzendste Glück zu machen; und bei seinem Stolze auf halbe Kenntnisse würde er es für schimpflich angesehen haben, sich Führer zu wählen. Gleich nach seiner Ankunft in Rom kündigte er sich als einen gründlichen Kenner an. Man prüfte ihn; und in wenigen Stunden hatte man das Maß seiner Kenntnisse ausfindig gemacht. Nun ward die Schlinge gelegt, und der eitle junge Mensch lief spornstreichs hinein.

Verschiedne Schlauköpfe schllichen ihm an die Orte nach, die er besuchte, und selbst in die Häuser, wo

ihm Empfehlungen den Zutritt verschafft hatten. Man gab ihm Anlaß zu sprechen, hörte ihm zu, und spielte den Erstaunten. „Welche bewunderungswürdige Kenntnisse besitzt dieser junge Herr! er übertrifft sogar die Männer, die sich dem Kunst-Studium gänzlich widmen!“ — Alle Menschen von jedem Alter haben Eingeburthe. Auch den jungen Fries bezauberte diese so schnell, daß er ganz treuherzig die Lobsprüche zu verdienen glaubte, die man an ihn verschwendete. Er fing an, sich als ein von der Natur ausgezeichnetes Wesen zu betrachten, und glaubte, Deutschland würde stolz darauf seyn, ihn unter seine großen Männer zählen zu können.

Als der Graf von Fries auf den Punkt gebracht war, wo seine guten Freunde ihn gern haben wollten, erwähnten sie herrlicher Gemälde, Kameen, Büsten und Medaillen von ganz vollkommener Arbeit, von einem Werthe, wie es nur wenige gäbe; aber, setzten sie hinzu, es hielte sehr schwer sie nur zu sehen, und noch viel schwerer sie zu kaufen. Der Besitzer, ein reicher oder sonderbarer Mann, hätte sich bis jetzt noch nicht entschließen können, diese Kunstwerke fahren zu lassen, so viel man ihm auch bieten möchte. Indes wollte man es versuchen; und bis man diese wichtige Sache einleiten könnte, würde man es hoffentlich dahin bringen, daß der Herr Graf die Kunstdarre zu sehen bekäme. Der Herr Graf nahm das erkenntlich an, ward gehemntvoll in das Kabinett geführt, bewunderte, wollte alles kaufen, und sah es als eine besondere Begünstigung an, daß man ihn Kopien, welche von wirklichen Kennern verworfen waren, sehr theuer bezahlen ließ.

Dieser listige Streich, der noch eingemalte gespielt ward, unterhielt ganz Rom, und es trug um so weniger Bedenken, sich auf Kosten des jungen Deutschen

lustig zu machen, da Dünkel nicht sein einziger Fehler war. Er hatte sich durch ein Diplom, das man sehr leicht haben kann, zum Grafen des Heiligen Römischen Reiches machen lassen, und vergaß, daß sein Vater Bankier, weiter nichts, gewesen war. Die Römer wußten das; und in solchen Fällen haben sie ein vortreffliches Gedächtniß. So oft Fries von dem Adel seiner Familie, von seinen Ahnen sprach, lächelte man; und den folgenden Tag hatte dieser neugebackne Graf jedesmal Gelegenheit, einige Tausend Gulden für nichts und wieder nichts anzubringen. Ueber bei de Schwächen an ihm ist in Rom auch so viel gesprochen worden, daß man dort, um einen eingebildeten und geckenhaften Menschen zu bezeichnen, gewöhnlich sagt: er ist ein andrer Graf Fries.

Pickler, ein berühmter Künstler (Steinschnelder), machte sich kein Gewissen daraus, den Dünkel des Grafen Fries zu benutzen. Er ließ sich von ihm 74 Louisdor für eine Kamee bezahlen, auf welcher „der Gott Luna“ abgebildet war. Diese sehr genaue Kopie einer Antike mochte ungefähr den dritten Theil der Summe werth seyn. Fries, den damals seine guten Freunde gerade nicht begleiteten, verlangte von dem Künstler ein Attest, das ihm denn in folgenden Ausdrücken gegeben ward:

„Ich Endes - Uterschriebener bescheinige hiermit, daß ich beim Herrn Grafen von Fries eine Kamee, welche den alten Aegyptischen Gott Luna vorstellt, verkauft habe. Die Arbeit ist graeccolatine.“

„Pickler.“

Fries bemerkte nichts Unregelmäßiges an dem Attest. Er zeigte es allenthalben, las es vor, wiedersholte die Ausdrücke, und glaubte, ein in seiner Art einziges Werk zu besitzen.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der Stadt der sieben Berge, der aber zur Verschwendung sehr großer Summen lang genug war, kehrte der Graf des Heiligen Römischen Reiches, so hoffärtig wie der Esel, welcher Reliquien trug, in sein Vaterland zurück. Bald nachher starb er, und hatte folglich nicht Zeit einsehen zu lernen, wie nachtheilig ihm sein Dünkel gewesen war.

Ich mußte den Reisenden das Beispiel dieses jungen Mannes vorlegen, daß es sie vor der Gefahr, sich Unbekannten anzuvertrauen, warnen könnte. Auch Picklers Streich, daß er die Alberheit eines Fremden benutzte, und sich von ihm 74 Louis'dor für etwas bezahlen ließ, das nur 25 werth war, mußte nothwendig in einem Werke aufgezeichnet werden, das die Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Staaten in Italien schildern soll *).

Der Toscanische Minister.

Als Leopold noch Großherzog von Toscana war, pflegte er sich der Kaiserlichen Gesandten an den fremden Höfen zu bedienen, um seine wenigen Angelegenheiten durch sie mit besorgen zu lassen. Nur bei dem Papste und an dem Hofe von Neapel hielt er eigene Gesandten.

In Rom hatte der Abbate Gianni, Bruder eines Günstlings, von dem ich im Kapitel von Tosca-

*) Freilich ist die Anecdote des Aufzeichnens werth; aber zur Charakteristik von Italien kann sie wohl nichts beitragen, da Pickler ein Deutscher ist. Herr von Archenholz nennt diesen Künstler: „den besten, oder vielmehr einzigen, Stein Schneider in Rom.“ (England und Italien. Th. V. S. 93.)

na reden werde, den Posten eines Residenten. Die Physiognomie des Abbate, seine Kleidung, seine Mäbeln, seine Equipage, seine Sitten, alles um ihn, in ihm und neben ihm, verrath den Souverain, dem er dazugehörte.

Man weiß, daß Leopold gerecht war, und daß die Toscaner sich unter seiner Regierung nicht unglücklich nennen konnten. Aber man weiß vielleicht nicht, daß dieser Fürst, indem er sich ganz mit dem Glücke des platten Landes beschäftigte, die Geduld der Städter auf harte Proben stellte. Seine Münster und die Magisträte waren mit Arbeit überhäuft, und ihr Gehalt sehr mittelmäßig. Man muß gestehen, daß dieser Fürst von Andren nichts forderte, als was er selbst that. Er gab das Beispiel von Simplicität und Mäßigkeit. Die Ausgaben seiner Hofsatzung waren so genau bestimmt, daß ein Jahr gegen das andre gehalten, kein Unterschied von 6000 Livres Statt fand. Er regierte nicht so wohl wie ein Souverain, als vielmehr wie der Superior eines Mönchs Klosters. Seine Gesetze in Betreff des Luxus erstreckten sich auf alle Klassen seiner Untertanen; und seine Art, für ihr Glück zu wachen, ward ihnen durch den beständigen Zwang lästig, worin sie gehalten wurden. Um zu erfahren, was in dem Inneren der Häuser vorging, hielt er Spione, die ihm treu dienten, ob er sie gleich sehr schlecht besoldete. Sie berichteten ihm die geringsten Kleinigkeiten; damit vertrieb er sich denn in seinen Nebenstunden die Zeit, und Abends erzählte er seiner Gemahlin, einer achtungswerten Gattin, Mutter und Fürstin, Alles was am Tage vorgefallen war.

Die Toscaner wußten wohl, was für Mittel ihr Souverain brauchte, ihre Handlungen, und beinahe ihre Gedanken, zu erforschen; auch sahen sie, wie Maltebranche Gott, allenthalben Leopold, oder da ch-

ten wenigstens an ihn, selbst in den Armen ihrer Geslebten.

Giannt war in diese Maximen eingeweiht, und befolgte sie so regelmä^hig, daß er sich dadurch vor allen andern Gesandten auszeichnete. Er ließ es nicht bei genauer Aufsicht über sein Haus bewenden; sondern brauchte die beiden Sinne, die dem Menschen am wichtigsten sind, das Gesicht und das Gehör, allenthalben. Man sah ihn neugierige Blicke hin und her werfen, oder aufmerksam auf das hören, was in einem Zirkel gesprochen ward; und man war überzeugt, daß er in der nächsten Depesche alles berichten würde.

Ob ihm gleich sein Posten wenig einbrachte, so wollte er ihn doch sehr ungern verlieren. Um nun das zu verhüten, was ihm ein Unglück schien, bemühte er sich, die unersättliche Neugierde seines Herrn durch alle ihm nur möglichen Mittel zu befriedigen. Man hat mir erzählt, während der Jahre 1786 und 1787 sey er in beständiger Angst gewesen. Die Streitigkeiten zwischen dem Römischen und Florentinischen Hofe wegen der Hirtenbriefe des Bischofes von Pistoia, ließen ihn nehmlich einen völligen Bruch, und alsdann seine Zurückberufung fürchten.

Kein Gesandter in ganz Rom war so beschäftigt wie Giannt, ob er gleich weder Feste anzuordnen, noch große Diners oder Assembleen zu geben hatte. Freilich mußte er indess seine Depeschen selbst schreiben, weil es ihm an Mitteln fehlte, einen Sekretär zu bezahlen; und da er sich nicht auf sein Gedächtniß verlassen konnte, so merkte er sich ohne Unterlaß an, was er mit einräcken wollte. Um Vergnügen zu machen, mußten die Depeschen immer etwas Neues enthalten, und die Erzählungen recht speciell, recht umständlich seyn. Wollte nun der arme Resident alle diese Bedingungen erfüllen, so war er genötigt, uns-

auf

aufhörlich von einem Orte zum andern zu gehen, bis er vollauf gesammelt hatte. Welch eine Lebensart!

Giammi ist in seinen Manieren sehr affektirt, in seinen Reden sehr abgezirkelt, kurz ein wahres Bild des Zwanges. Er spricht seine Muttersprache gut, und versteht auch das Französische, hat sich aber ein geheimnißvolles Wesen angewöhnt, das ihn in Gesellschaften unerträglich macht. Befragt man ihn um etwas von Toscana, so antwortet er nicht. Redet man vom Ackerbau, vom Klima, von der Beschaffenheit der Steine oder Erdarten, kurz von irgend etwas in seinem Vaterlande: so steht er an; und endlich scheinen die Worte: „ich weiß es nicht,“ nur gegen seinen Willen aus den kaum halb geöffneten Lippen zu kommen. Die gleichgültigsten Sachen sind für ihn von großer Wichtigkeit. Er selbst kann in niemanden Zutrauen schenken, sucht es aber bei Andern zu erlangen. Uebertreffens hat er die angenehme Gewohnheit ins Ohr zu sprechen, und zwar — um guten Tag, gute Nacht zu wünschen, oder vom Wetter zu reden. Er scheint immer zu fürchten, daß man ihn hören, oder errathen möchte. Kurz, man kann aus diesem Menschen, den man allenthalben findet, niemals etwas herausbringen. Seine Kollegen haben ihn zum Besten. Einige bedauern ihn; aber der Kardinal von Bernis und der Ritter Azara bemitleiden ihn wirklich, und liefern ihm auch Materialien zu seinen wichtigen Delusionen. Sehr wahrscheinlich ist die Zurückhaltung, die man ihm anfänglich vorschrieb, bei ihm zur Gewohnheit geworden. Ein Beispiel davon. Man sprach eines Abends in seiner Gegenwart von der Großherzogin, und war über ihr Alter nicht einig. Der erste beste Kalender würde die Frage beantwortet haben; doch man hatte keinen bei der Hand. Giammi ward gebeten, zu entscheiden; aber er entschuldigte sich, und

Gorani, 2. Theil.

N

ließ sich durch nichts bewegen, uns den Geburtstag dieser Fürstin zu sagen, ob wir gleich mit der Achtung von ihr gesprochen hatten, die ihre Eigenschaften verdienem.

Die Engelsburg.

Die Engelsburg ist die Bastille von Rom, die Höhle, worin der Priester-Despotismus jene gefürchteten Wölfe schmiedete, welche endlich die Zeit abgestumpft hat; ich betrachte indeß dieses Kastell nur nach seinem jetzigen äußeren Zustande. Die Päpste haben vom Vatikan nach der Engelsburg einen geheimen Gang anlegen lassen, durch den sie den Aufständen des Volkes, welche eine harte, willkürliche und räuberische Regierung leicht erregen kann, zu entgehen hoffen.

Dieses Staatsgefängniß, welches man mit dem Namen einer Burg (Castello) beehrt hat, ist in solchem Verfalle, daß es schon für sich allein die Nachlässigkeit der Regierung beweisen würde, wenn man auch, nach einer Reise durch den Kirchenstaat, über das innere Verderben, welches die Kraft derselben lähmst, noch in Irrthum seyn könnte.

Auf den halbverfallnen Wällen sieht man Kanonen, die mehr zum Einstürzen, als zur Vertheidigung derselben dienen würden. Es stehen dergleichen auf den Terrassen eines jeden Absatzes. Daneben sind Kugeln aufgetürmt, aber nicht von dem Kaliber der Kanonen, so daß man sie erst für jedes Geschütz besonders aussuchen müßte, wenn man sie brauchen wollte. Wozu könnte also diese ganze Vertheidigungsanstalt helfen, wenn der Angriff unvermuthet käme? Um das Römische Volk in Respekt zu halten, das ein

langer Schlummer träge gemacht hat; um sich gegen dasselbe zwei bis drei Tage lang vertheidigen zu können, wenn es seine Ketten abzuschütteln wagte; um dem Papste und seinen Kardinälen Zeit zur Flucht zu verschaffen, welche das einzige Rettungsmittel der Tyrannen ist, wenn ihnen die Natur Muth versagt hat. Eine Handvoll regulärer Truppen brauchte nur ein Paar Stunden, um sich der Freistätte Bonifacius des Achten zu bemächtigen, die in der Folge sein Gefängniß ward.

Ich besah auch das Zeughaus, oder wenigstens den Ort, den man mit diesem Namen beehrt. Der kleinste Fürst in Deutschland würde sich schämen, kein besseres zu haben. Ich fand darin ungefähr zweitausend fünfhundert verrostete Flinten und Musketons, in schlechtem Zustande, und so plump, daß exercirte Truppen sich ihrer schwerlich würden bedienen können.

Das Interessanteste an diesem Kastelle ist die herrliche Aussicht, über die man der vielen Stufen vergißt, welche zu ersteigen sind, ehe man die Esplanade des Thurms erreicht. Von hier zeigt sich Rom ganz in Gestalt eines halben Mondes, dessen näher an einander stehende Spiken die Burg berühren. Noch eine Nehnlichkeit mehr mit den Muhamedanischen Mächten *)!

Man zeigte mir die Zimmer, worin unter der Regierung grausamer Päpste, unglückliche Kardinäle eingesperrt wurden, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie dem ersten unter ihres Gleichen missfielen. Ich sah auch das sogenannte Rathszimmer (consiglio), wo sie verhört wurden, und aus dem sie nur, um erdrosselt zu werden, wieder heraus kamen.

Hier ist auch der so genannte Schatz, worin man die Kleinodien der Päpste und die vler dresfachen Kro-

*) M. s. oben S. 56.

nen findet: diesen so bescheidenen Schmuck, wie er dem sehr wohl zukommt, der sich den Nachfolger des Fischers Petrus nennt. Man führte mich auch in das Zimmer, worin lange Zeit die Summen aufbewahrt worden sind, die Sixtus V. dort niedergelegt hatte, daß außerordentliche Bedürfnisse des heiligen Stuhles damit bestritten werden sollten. Dieses Zimmer ist ganz leer; der Papst Nezzonico nahm einen Theil der Summen weg, und Pius VI. bemächtigte sich gleich nach seiner Erhebung des Ueberrestes. Ich besah auch das Zimmer, worin der Kardinal Cazzafà erdrosselt wurde*), und dann noch das, worin der Pater Ricci, Jesuiten-General, bis an seinen Tod gefangen saß.

Als ich so meine Neugierde in dieser einst so gesuchten Burg befriedigte, die von jehher dazu gedient hat, den Völkern die tyrannischen Handlungen des Europäischen Latina zu verborgen **), saß gerade der so berüchtigte Cagliostro darin gefangen. Eine Kommission, welche aus Mitgliedern des Inquisitions-Gerichtes bestand, instruierte damals seinen Prozeß, und fand seine Martern mit unablässigen Verhören an, von denen man sich dem zufolge, was überhaupt von der ungereimten Grausamkeit dieser Uamen Menschen bekannt ist, leicht einen Begriff machen wird.

Neber diese Sache ward damals in Rom fast einzlig und allein gesprochen. Man nannte dort Cagliostro's Namen eben so oft, wie vorher in Paris; aber der Ausgang mußte dort für ihn weit schlimmer seyn. Ich kann mich nicht enthalten, etwas von den Vermu-

* Unter Pius IV.

**) Nicht von jehher. Bekanntlich hat der Kaiser Hadrian die jetzt so genannte Engelsburg zu einem Grabmäle für sich erbauen.

thungen mitzutheilen, zu denen dieser ungerechte Prozeß den Römern Veranlassung gab.

Mehrere Personen, welche dafür gelten, daß sie um die Geheimnisse des heiligen Stuhles wissen, waren überzeugt, Cagliostro sey mit sehr feindlichen Absichten nach Rom gekommen. Man behauptete, seine Verbannung aus Frankreich wäre nur eine Maske, womit man ein Komplott der Polignacs, Baudreuil's, und der Französischen Prinzen, besonders des Grafen d'Artois, hätte verstecken wollten. Dieser Gesellschaft von Blutigeln gab man den Plan Schuld, Rom während der Karnevals-Lustbarkeiten zu plündern. Der dazu bestimmte Tag, sagte man, habe Fastnacht (mardi-gras) seyn sollen. Aber gesezt auch, daß dieser, wenigstens sehr zweifelhafte, Umstand ausgemacht wäre: weshalb zog man Cagliostro'n denn vor eine Kommission des Inquisitions-Gerichtes? Man hätte ihn der gewöhnlichen Justiz übergeben und ihn öffentlich verhören sollen, daß seine Verbrechen an den Tag gekommen wären.

Eine andre, eben so stark geglaubte, und wahrscheinlichere, aber um nichts gewissere Meinung war die: Cagliostro sey auf wiederholtes Anuchen der damaligen Königin von Frankreich, Marie Antoinette, in Verhaft genommen worden. Man glaubte, dieser Mensch habe an der berüchtigten Halsbandssache, nur zu vielen Anteil, als daß sie nicht hätte befürchten müssen, durch neue, nicht unter Aufsicht der Basiliens*) heraus gekommene Memoiren ihre Schande dem Volke aufgedeckt zu sehen, das ohnedies schon geneigt war, sie für schuldig zu halten. Diese Vermuthung hat freilich et-

*) Ein selbstgemachtes Wort des Verfassers, das sich um so unbedenklicher beibehalten läßt, da kein Leser über den Sinn desselben in Zweifel seyn wird.

was mehr Grund, als die vorige; indeß scheint sie mir noch immer sehr leichtsinnig gewagt zu seyn. Ohne mich hier auf den Charakter der Königin einzulassen, und ohne für oder wider diese Beschuldigung zu urtheilen, dünkt mich doch, sie würde, da sie die Wahl zwischen zwei Verbrechen hatte, das haben vorziehen müssen, welches sich am leichtesten und sichersten begehen ließ. In der Bastille befand sich Cagliostro, so zu sagen, in ihren Händen. Es war leicht, ihn dort auf die Seite zu schaffen, aber sehr ungewiß, ob er nach Rom gehen würde, wohin er auch wirklich nicht gerades Weges ging. Ueberdies mußte man es gefährlich finden, ihm in einer solchen Entfernung beizukommen zu wollen, und ihm den immer so langsamem, so abgezirkelten Gerichtsformalitäten zu unterwerfen, wobei nothwendig nur allzu viele Personen das Geheimniß erfuhren. So handeln Fürsten nicht, wenn sie sich ihrer Mitschuldigen oder ihrer Feinde entledigen wollen!

Doch, wie dem auch seyn mag, Cagliostro's Prozeß in Rom ist ein Missbrauch der Macht, der jeden empört, wenn er seinen Nacken noch nicht ganz unter das Joch der Tyrannen gebeugt hat. Verachtung der Gesetze, und Beleidigung der Gastfreundschaft, so wie des Völkerrechtes; das war der Befehl des Papstes, der von seinen Helfershelfern pünktlich befolgt wurde.

Ich bin weit davon entfernt, Cagliostro zu achten, und habe ihn vielmehr immer für einen Scharlatan gehalten, der sein Glück auf den Uberglauben einer Menge Schwachköpfe bauete, die er geschickt zu verführen wußte. In meinen Augen war er der Agent gewisser Leute, die er ebenfalls betrog *). Aber was

*) Zur näheren Erläuterung dieser Worte dient eine Stelle in den Vertrauten Briefen über Frankreich, Er-

er auch in Frankreich und anderen Ländern verbrochen haben; wie auch sein Verhalten und seine Plane beschaffen gewesen seyn mochten: Rom hatte nicht das Recht ihn ins Gefängniß zu werfen, und noch weniger ihn über Handlungen zu verurtheilen, die weder diese Stadt, noch irgend einen Theil des Kirchenstaates, anglingen.

Bei diesem, in seiner Form und in seinem Wesen gleich hassenwerthen gerichtlichen Verfahren wurde auf eine völlig ungewöhnliche Art zu Werke gegangen; und nicht minder ungewöhnlich war es, daß man sich erlaubte, die Gattin des Gefangenen zu einer Aussage gegen ihn zu verleiten, und zwar in einer Sache, die — ich kann es nicht oft genug wiederholen — den Römern nicht hinlänglich bekannt seyn konnte, und noch weniger vor ihre Gerichtshöfe gehörte. Erbtes te und erlogene Anklagen; mehr als bloß verdächtige Zeugen, welche gegen alle Gerechtigkeit bei dem Prozesse zugelassen und abgehört wurden; und ein ungerechter Urtheilspruch: dem allen ging Cagliostro entgegen, als er sich nach Rom flüchtete. Und das ist ein Werk der Priester! Was hat sie aber bewogen, hierbei alle Gesetze zu übertreten? Welche übergroße Dreistigkeit oder Schwäche konnte sie ver-

ster Theil. Berlin 1792. S. 72.: „Einige Leser kans es vielleicht interessiren, hier zu finden, welche Meinung solche Leute in Rom, die um die Sache wissen konnten, von Cagliostro's Gefangenennahme hatten. Sie erklärt wirklich manches Sonderbare in seinem Leben, und ist so fein natürlich. Die Jesuiten sollen in dem Augenblicke der Araf, als ihr Orden gewaltsam aufgehoben ward, ihm, wie damals wirklich so vielen Andren, eine ansehnliche Summe zum sichren Unterbringen anvertrauet, er aber dieses Geld für seinen Leib und den Leib und Geist seiner Schönen verwendet haben. Für Rom gewiß das größte Verbrechen!“

leisten, alle Aktenstücke *) dieses abscheulichen Prozesses drucken zu lassen? Man schlage die Geschichte nach, versehe sich in Clemens des VI Zeitalter, sehe dort seine Gefälligkeit gegen Frankreich bei dem schrecklichen Prozesse der Tempelherren — und urtheile dann, was der Römische Hof war, und noch werden kann, wenn es sein Interesse erfordert, eine Macht, die er nicht zu unterdrücken im Stande ist, zu schonen, oder ihr zu dienen.

Eagliostro ward von Leuten, die sich zu seinen Richtern aufwarfen, für Meinungen und für Verbrechen, die er nicht in ihrem Lande begangen hatte, zum Tode verurtheilt, und diese Strafe dann von dem Papste in eine weit schrecklichere verwandelt; nehmlich in die, daß er sein Leben in einem Gefängnisse beschließen sollte. Dieses Gefängniß ist eine Art von dieser Grube, deren Thür man vermauert hat, und die nicht anders frische Luft erhält, als durch ein Zugloch, das man einmal des Tages öffnet, und wodurch man dem Gefangenen Speis hinunterläßt. Noch niemals drang Trost in diese Behausung des Schreckens. Man bekümmert sich nicht um die Gesundheit der Eingekerkerten, und erfährt ihren Tod nicht anders, als durch das Aufziehen des Körbes mit der schlechten Kost, welche ihre Marter verlängern soll. Wenn dieser Korb einige Tage hinter einander unangerührt zurück kommt, so schließt man daraus, daß ihr Leiden geendigt ist. Dann erst steigt man hinunter, holt den Leichnam heraus, und beerdigt ihn. Diese Kerker liegen unter dem Thurme. Wahrscheinlich richteten sich die Mönche

*) Alle Aktenstücke sind in der bekannten Schrift, die in Rom über Eagliostro's Prozeß herausgekommen und auch ins Deutsche übersetzt worden ist, gewiß nicht gedruckt. Bei einiger Aufmerksamkeit bemerkt man darin offensbare Lücken und Dunkelheiten.

und Ordensbrüder nach diesem Beispiel von evangelischer Milde, als sie die Strafen einführten, welche sie das Wasser der Angst und das Brot der Trübsal nannten. Der Ort selbst, wo die von ihnen verurtheilten unglücklichen Opfer eingekerkert waren, hieß bei ihnen: in pace.

Das Kapitol.

Das Kapitol ist nichts weniger als noch der Tempel, dessen Namen es behalten hat, und dient nicht mehr dazu, Triumph der Helden zu feiern. Eine Horde Betrüger, unter dem Befehl eines stolzen Priesters, der so unmenschlich als niedrig und bludurstig war, verstand nur, Völke zu schlendern und Scheiterhaufen anzuzünden. Diese Horde setzte sich auf den Thron ihrer ehemaligen Herren, dessen Sturz sie beschleunigte, und nahm, zum Unglück der Erde, die Unbiegsamkeit der alten Römer wieder an. Wie jene, erreichte sie ihren Zweck: aber, wie der Ruhm jener, verschwand auch der ihrige.

Das neuere Kapitol besteht in einem Hauptgebäude mit zwei Seitenflügeln. In der Mitte wohnt der Senator (Senatore di Roma), und hält auch sein Tribunal darin. Die beiden Seitenflügel dienen zu Gallerien, und sind voll herrlicher Kunstwerke, die ich indes nicht beschreiben will, da das schon in einigen, zu solchen Nachrichten recht eigentlich bestimmten Werken geschehen ist.

Der Anblick so vieler Denkmäler, welche die Größe des Römischen Reiches bestätigen, erinnert daran, was dieses Volk von Königen in den Tagen

seiner Freiheit war. Woher kommt es, daß den Kreuzen mitten unter diesen Gegenständen eine Menge Ideen gleichsam bestürmen, daß aber die Römer, die unablässig mit dem Ruhme ihrer Vorfahren prahlen und über die mehr oder weniger auffallende Ähnlichkeit des sie abbildenden Marmors disputiren — woher kommt es, daß diese Römer fast nie von den Thaten sprechen, durch welche jene ihren Glanz erhielten? Sie streuten sich über die genaue Kenntniß von der Proportion ihrer Körper, und versäumten darüber, sich von dem Geiste, den Tugenden oder den Lastern derselben zu unterrichten. Ihre Tapferkeit, ihr Patriotismus, die Kraft ihres Geistes sind verloren gegangen unter den erdummittelten Nachkommen *) eines Brutus, Scipio, Paul Aemili und Cato.

Indem ich die Stufen, die zu dem Platze des Kapitols führen, hinauf ging, erinnerte ich mich an die Geistesgegenwart des Scipio Africanus. Ein Tribun, der ihn um seinen Ruhm beneidete, hatte ihn wegen Entwendung der öffentlichen Gelder vor dem Römischen Volke angeklagt. Scipio war für sich selbst, und für das Volk unwillig darüber, einem so niedrigen Angeber antworten zu sollen, und rief aus: „Gerade an diesem Tage, in der und der Stunde, besiegte ich eure Feinde. Römer kommt mit zum Kapitol! laßt uns das Jahresfest meines Sieges feiern!“ Mit diesen Worten ging er nach dem Tempel; das Volk begleitete ihn, und seine beschämten Feinde waren gezwungen, mit in den lauten Zuruf der Menge

*) Descendans abratis des Brutus. Der Ueberseher hätte das hierin liegende Wortspiel leicht gerissenmassen beibehalten können, wenn es ihm nicht den guten Geschmack zu beleidigen schiene. Wer es für eine Schönhheit hält, der lese oben; unter der erdummittelten Brut von Nachkommen eines Brutus, u. s. w.

einzustimmen. Ich fragte mich selbst: Wo ist unter allen denen, welche hier über der Asche von Helden hingehen, nur einer, der diese Größe fühlen kann? Wer von ihnen würde es wagen, sie nachzuahmen? Welchen dem Vaterlande geleisteten Dienst könnte er anführen, um nur die kleinste Anklage zu vernichten? Keinen! Er atmet dieselbe Lust, er hat dieselben Organe, dieselben Empfindungen; aber seine Seele — ist tott für das Edle.

Kaum hatte ich dies gedacht, als mir die Bildsäule des Marc Aurel ins Gesicht fiel. Ich habe es mir zwar zum Geseze gemacht, keins von den Denkmählern des Alterthums zu beschreiben; indes glaube ich doch, in einem Werke, das den Leser mit den Sitten und der Regierungsverfassung des neueren Italiens bekannt machen soll, mich einen Augenblick bei der Statue des größten und edelmüthigsten Mannes verweilen zu dürfen. Marc Aurel hatte den erhabnen Plan, dem Römischen Volke seine alten Gesetze und seine Freiheit wieder zu geben. Alle seine Handlungen zweckten dahin ab, es zu einer gänzlichen Wiederherstellung (régénération) vorzubereiten, als der Tod seine Plane vereitelte, und die Römer in ihre Sklaveret zurückstürzte. Ich hatte schon mehrere Büsten und Bildnisse dieses großen Mannes gesehen; aber keins machte den Eindruck auf mich, wie die Statua equestris auf dem Platze des Kapitols, well keins, gleich dieser, die erhabne Güte ausdrückt, welche seinen Charakter bezeichnete. Jeden Tag ging ich wieder hin, sie zu betrachten, und dem Helden, dessen Züge sie mir darstellte, eine Verehrung zu widmen, die so rein war, wie sein Herz. Ich glaubte, das Metall sich beleben zu sehen, und aus seinem Munde die Worte zu hören, welche nie ein anderer Herrscher auszusprechen geneigt war: „Volk sey frei! hange künftig

nicht mehr von dem Eigensinne eines Einzelnen ab.
Gehorche dem Geseze. Nur dies ist dein Gebieter; ich will es nicht mehr seyn. Ich bin nur dein Vater,
und der Vater der Nationen, die dein Reich in sich
faßt. Dieser Name ist meinem Herzen theurer, als
die unumschränkte Herrschaft über den ganzen Erd-
kreis."

Neben dem Kapitol steht das Franziskanerkloster S. Maria Ara coeli. Ich dachte dabei an Voltaire's Dialog zwischen Marc Aurel und einem Mönche des Klosters*). Diese Platsanterie enthält grosse Wahrheiten; und täglich äußern sich die Mönche, Prälaten, Kardinäle und der Papst, so, wie jener Franziskaner. Indes, wäre Voltaire in Rom gewesen, so würde er gerade in eben diesem Kloster Männer von wahrrem Verdienste gefunden haben, die das Andenken jenes Kaisers ehren, und seine Philosophie kennen und ausüben. Es hätte ihn gewiß überrascht, hier unter den Mönchen einen Philosophen zu finden, der die Fehler der Priesterregierung kennt, über die Albertheit der Klosterlichen Einrichtungen seufzt, seine Gedanken nicht verhehlt, und dennoch immer zu den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht wird. Diese Schilderung ist nicht idealisch. Ich habe diesen Mönch geskannt, und lieb gewonnen; ich liebe ihn noch, und sein Andenken wird mir immer theuer bleiben. Aber dieser Mann, der in jedem Lande zu den seltnen gehörte, und noch seltner unter den Leuten in der Mönchstracht ist, hat den Purpur nicht. Ein Rock von grober Wolle, ein ungestalteter Sack, dient ihm zur Kleidung. Er lebt in seinem Kloster, und ist nie aus Italien gekom-

* Oeuvres de Voltaire. Ed. de Gotha T. XXXVI, p. 19. seq. Deutsch in Voltaire's sämmtlichen Schriften. Berlin, 1786. Band III. S. 312.

men. Seine Kenntnisse verdankt er nur sich selbst; er hat alle Albernheiten seiner Mitbrüder ertragen, und ihnen sorgfältig seine Ueberlegenheit verborgen müssen*), um ihnen noch ein Verbrechen mehr zu ersparen. Das ist der Edelstein, den ich im Kotha fand. Seiner eignen Sicherheit wegen, muß ich seinen Namen verschweigen; doch einst wird man ihn besser kennen lernen.

Päpstliche Vorsicht.

Es giebt mehrere Bullen, wodurch die Päpste gehindert werden, die Provinzen, welche das päpstliche Gebiet ausmachen, zu zerstückeln. Diese Beschränkung war nöthig; denn ohne sie, besäße der Romische Hof nicht mehr den vierten Theil der Länder, die er beherrscht.

Nicht alle Päpste sind von der Sucht des Nepotismus befallen gewesen. Es gab einige, welche die Größe und den Wohlstand des heiligen Stuhles der sträflichen Erhebung ihrer Verwandten vorzogen; und von diesen rührten die Bullen her, ohne welche Clemens XIII und Pius VI ihren Neffen Fürstenthümer geschenkt hätten. Sie waren durch das Beispiel ihrer Vorgänger belehrt, und thaten daher alles, was sie nur konnten, um ihren weniger gewissenhaften Nachfolgern das Recht der Veräußerung zu bemehmnen.

Ungeachtet aller dieser Vorsicht, haben einige Päpste dennoch dem Verbot auszuweichen gesucht; und sie glaubten sich auf folgende Art dabei benehmen zu

* Der Verfasser widerspricht sich zumeilen höchst sonderbar. Nur wenige Zeilen vorher, sagt er: „Dieser Franziskaner seufzt über die Albernheit der Klösterlichen Einrichtungen, und verhehlt seine Gedanken nicht.“

müssen. Da es ihnen schlechterdings unmöglich war, ihren Verwandten auf Kosten des heiligen Stuhles einträgliche Würden zu ertheilen, so machten sie sich über die unermesslichen Güter her, welche Römische Prinzen, Nachkommen von den Verwandten älterer Päpste, ihrer Vorgänger, besaßen. Diese Prinzen verfolgte man auf Befehl der Päpste; man erregte ihnen Zänkereten, Fehden und noch verhafteter Prozeß; und so brachte man es dahin, sie eines Theils von ihren Besitzungen zu beraubten.

Da aber eben diese Besitzungen an den heiligen Stuhl zurück fielen, und es moralisch unmöglich war, sie von neuem davon zu trennen; so wählte man den Ausweg, sie auf Erbpacht auszuthun, und zwar auf einen solchen, der sich nicht eher als mit dem Aussterben der begünstigten Familie endigt. Das Obereigenthum blieb dem heiligen Stuhle; aber das Untereigenthum kam in andre Hände, und zwar mit der Bedingung, daß der apostolischen Kammer ein Erbzins entschichtet werden sollte. Dieser Erbzins, den die Römer den jährlichen Kanon nennen, wird von der apostolischen Kammer bestimmt. Dem Schatzmeister, welcher in ihr den Vorsitz hat, und den übrigen Mitgliedern, liegt zu viel daran, sich bei Sr. Heiligkeit beliebt zu machen, als daß sie diese Abgabe, die ohnedies nur zum Schein dient, nicht so gering als möglich ansehen sollten; und diese Gefälligkeit wird denn mit Geschenken, oder der Hoffnung zu schneller Beförderung belohnt.

Will man wissen, wie weit sich diese brüderliche Liebe der apostolischen Kammer erstreckt, so braucht man nur einige solche Kontrakte durchzusehen. Man findet darin Güter, die fünfs- bis sechstausend Thaler reinen Ertrag geben, mit einem Zins von hundert, ja wohl nur von funfzig Thalern belegt. Oft ist es auch

der Fall, daß nach einer gewissen Zeit gar nichts mehr entrichtet wird; und hierzu kommt man auf folgende Art: Ehe man die Kontrakte zwischen der Kammer und dem Erbpächter schließt, werden Eide abgelegt, welche ungefähr von eben der Art sind, wie die, deren ich oben *) bei Gelegenheit der Landstrafen-Besichtigung erwähnte. Man schwört, daß man auf das vortheils-hafteste für den heiligen Stuhl kontrahiren, und dessen Einkünfte vermehren will; ferner, daß die Ursache der gegenwärtigen Abtretung nur in dem Verfaßle des Grundstückes liege, welches die Kammer nicht wieder in Stand setzen könne, weil das übermäßige Auslagen erfordern, und der Ertrag denen vielleicht nicht angemessen seyn würde. Auch die zur Besichtigung der Güter abgeschickten Kommissarien schwören, und zwar auf ihr Gewissen, der Inhalt des Instruments sey die reine Wahrheit. Wenn man diese Urkunden liest, sollte es demnach scheinen, als ob die Personen, welche solche Güter übernehmen, es aus Edelmuth gegen den heiligen Stuhl thäten, dessen Vortheil ihrem eignen vordringen, und in dieser Rücksicht als Wohlthäter zu betrachten wären. — Da es nun nicht glaublich ist, daß ein Hausvater seine Kinder mutwillig arm machen wird, um die apostolische Kammer zu bereichern, und in diesen, von Raubsucht geschmiedeten Urkunden voll grober Betrügereien kein Vorbehalt bestimmt wird: so sind sie ganz natürlich nur ein Mittel, wodurch die Päpste dem Zwange entgehen, der ihnen in Betreff der Veräußerungen aufgelegt ist.

Ehe ich ein Beispiel hiervon anführe, bemerke ich noch, daß die Vorsicht, die man bei Ausfertigung solcher Kontrakte gebraucht, sie vor allen Reklamationen im Punkte der Lässion (Verlehnung über die Hälfte)

*) S. 53 u. f.

sichert; und daß die Zeit jedem solchen Handel gleichsam ein Siegel aufdrückt, wodurch er der Familie eines Papstes die Besitzungen, welche dieser für sie usurpiert hat, auf immer giebt. Man begnügt sich noch nicht, den Staat geplündert zu haben, um ein Paar Einzelne zu bereichern; auch der jährliche Zins, ist eine Last, die man los werden muß. Kaum sind einige Jahre verflossen, so erscheint der Erbpächter vor der Kammer, und beweist ihr mit sehr regelmäßigen Attesten, daß der Vorschuß, den er zur Verbesserung des verpachteten Gutes angewendet, nicht den Erfolg gehabt, den er sich davon versprochen habe, und daß der Konstrakt ihn übermäßig lädire. Die Kammer, die immer gerecht und mild ist, nimmt ihm nun den Zins ab; er wird freier Besitzer des Gutes, und hinterläßt es seinen Erben, nur mit der einzigen Klausel, daß es nach dem Aussterben der Familie wieder an den heiligen Stuhl zurückfallen soll. So entsteht in den päpstlichen Familien eine (Art von) Fideikommiß, das ihnen Überfluss zusichert, und sie zugleich vor der Armut verwahrt, worin sie durch große Verschwendungen gerathen könnten.

Und nun zu einer Probe von der Niedlichkeit der Päpste! Es ist noch ein ganz neuerliches Beispiel, und ich führe es an, um mich in den Augen der Leser rechtfertigen, welche diese Schilderung übertrieben finden möchten.

Ich sah auf meiner ersten Reise durch Italien das schöne Collegium bei Grascati, das damals der apostolischen Kammer gehörte, aber seit einigen Jahren noch von den Portugiesischen Jesuiten bewohnt ward.

Im Jahre 1787 ließ ihnen Pius VI — der seine Ursachen dazu hatte — andentreten, sie sollten es in einem Monathe räumen. Er setzte noch hinzu: da die Königin von Portugal hätte bekannt machen lassen,

sen,
dürft
mit C
entha
seiner
ne D
Umst

Fras
um n
trag,
send
Kam
geben
von L
G

wenn
worit
tet de
der P
wissen
dersel
Usur
cken a
verein
find d
die sic
ausze
Kont
und g
ser D
viele
treten
Kom
Veric

Co

sen, daß die Exjesuiten in ihr Vaterland zurückkehren dürften, so zweifelte er nicht, daß sie diese Erlaubniß mit Eifer benutzen würden. Sögen sie indeß den Aufenthalt in Italien vor, so stände es ihnen frei, sich in seinen Staaten niederzulassen, wenn nur jeder sich seine Wohnung an einem Orte wähle, den er seinen Umständen am angemessensten fände.

Man mußte gehorchen, und das Kollegium bei Frascati ward geräumt. Dieses prächtige Haus, um welches große Ländereien liegen, deren reiner Ertrag, so schlecht auch die Kultur war, sich auf viertausend Thaler belief, wurde nun von der apostolischen Kammer für fünfzig Thaler jährlich in Erbpacht gesgeben, und zwar an den päpstlichen Neffen, Herzog von Braschi. Quest, dem es jetzt zugehört.

So wollen wir uns denn nicht länger wundern, wenn die Päpste, ungeachtet der schlechten Umstände, worin die apostolische Kammer jetzt ist, und ungeachtet der beträchtlichen Ausfälle, welche die Verbreitung der Philosophie bei ihr verursacht, dennoch Mittel wissen, ihre Familie zu versorgen, und den Wohlstand derselben dauernd zu machen! Diese unaufhörlichen Usurpationen der Güter, welche ihnen zu andern Zwecken anvertraut wurden, oder deren sie sich durch lange vereinigte Gewalt und List zu bemächtigen gewußt haben, sind die Quellen der unermesslichen Reichthümer, durch die sich die päpstlichen Familien von dem übrigen Adel auszeichnen. Sie machen einen sehr auffallenden Kontrast gegen die dürtigen Umstände des letzteren, und gegen das allgemeine Elend des Volkes. In dieser Rücksicht läßt es sich leicht begreifen, warum so viele Hausväter ihre Kinder in einen geistlichen Orden treten lassen. Die entfernte Hoffnung, daß ihre Nachkommen einst reich werden könnten, reizt sie, diese Verlagerung jeder andren vorzuziehen. Die Univers.

Coran. a. Theil.

O

ständigen sehn nicht ein, daß diese Reichthümer, wodurch sie sich blenden lassen, einst wieder dem Volke, dem sie entrissen sind, in die Hände kommen, und die Besitzer dann nichts weiter behalten werden, als die Schande, Tyrannen angehört zu haben *).

Der Reichthum der Familie Borgheſe hat ebenfalls keine andre Quelle; er ist aber durch die unermessliche Erbschaft des Kardinals Caffarelli, Günstlinges von Paul V, noch vermehrt worden. Da dieser Kardinal keine nahen Verwandten hatte, so glaubte er, die Neffen seines Wohlthäters adoptiren zu müssen. Die Borgheſen erhielten nun seinen Nachlaß, unter der Bedingung, daß sie jedem, der seine Verwandtschaft mit Caffarelli beweisen könnte, und zur Kardinalswürde gelangte, ein Zahrgeld von vier- bis sechstausend Thalern auszahlen sollten.

Der übel besorgte Auftrag.

Der Kardinal Buoncompagno hatte mit einem Frauenzimmer aus der Familie Pepoli in Bologna sehr viel geliebt, und verherrathete sie dann an den Grafen Mezzacappa, seinen Verwandten, der sie mit nach Neapel nahm. Er wechselte sehr regelmäßig Briefe mit ihr, und beide brannten vor Verlangen einander wieder zu sehen. Der Kardinal wagte es nicht, die kleine Reise ohne einen Vorwand zu

*) Wieder einer von den Machtprüchen unseres Versaſſers, der doch mit seinen Prophezeiungen gewiß zum Lügner werden wird, oder man mükfe denn an der so unglücklich ausgefallenen Franzöſischen Revolution schlechtdings kein Beispiel nehmen wollen.

machen; aber der Gott der Liebenden half ihm nach seinem Wunsche. Seit einiger Zeit war das gute Vers
nehmen zwischen den Höfen von Rom und Neapel durch häufige Misshelligkeiten unterbrochen, die am Ende in einen offensären Streit ausschlugen. Der verliebte Kardinal benützte diesen Umstand, drängt in den Papst, daß er sich in Unterhandlungen einlassen sollte, und ersuchte ihn um die Erlaubniß nach Neapel zu reisen, damit er an der Aussöhnung, deren Nothwendigkeit er übrigens sorgfältig übertrieb, arbeiten könnte. Pius VI war mit dem Esfer, den Buoncompagno zeigte, sehr zufrieden, und gewährte ihm seine Bitte mit Vergnügen. Der letztere ging nun im December 1787 unverzüglich ab. Diese Reise in einer so rauhen Jahreszeit, veranlaßte viele Vers
muthungen. Das Geheimniß klärte sich indeß auf, und man erfuhr, daß der Kardinal nach Neapel gegangen wäre, von wo er mit Lorbeern und Myrten ges
kränzt, zurückkehren würde.

Diese Prophezeihung ward indeß nur zum Theil erfüllt. Buoncompagno sah seine Geliebte wieder, fand sie in einer sehr glücklichen Stimmung, und erneuerte einen vertrauten Umgang, den ihm die Entfernung nur noch schätzbarer gemacht hatte. Das Geschäft, welches zum Vorwande seiner Reise diente, glaubte er übrigens eben so, wie seine Liebe, behan
deln zu müssen. Er erschien bei Hofe, besuchte die Minister, warf einen Versöhnungs- Plan hin, und bat endlich, als er glaubte, daß er hinlänglich überzeugt hätte, den König um eine besondere Aus
dienz. Ferdinand, der von seinen Ministern gehörig unterrichtet war, bewilligte sie ihm, und ließ ihn euhig sprechen, so lange er nur wollte. Als jener endlich die schlaue Politik des Römischen Hofs nach seiner Manier ausgekramt hatte, glaubte er, auch gus

ten Rath und Drohungen mit einmischen zu können. „Ew. Majestät,” sagte er, „müssen indeß überzeugt seyn, daß Ihre Nachgiebigkeit gegen den heiligen Stuhl das einzige Mittel ist, Ihnen eine Menge Unannehmlichkeiten zu ersparen, und einen treuen, in allen Fällen beständigen Freund zu erwerben.“ — „Herr Kardinal,” erwiederte der König, „ich habe Sie angehört, so lange es Ihnen gefallen hat; nun hören Sie aber auch mich an. Ich scheute mich nicht, dem Könige von Spanien, meinem Vater, zu mithallen, als ich die Rechte meiner Krone behaupten mußte. Können Sie denn wohl glauben, daß ich mich fürchten werde, sie gegen die Annahmen und feinen Einkleidungen ihres Herrn zu schützen? Mein; nichts kann mich bewegen, die Forderungen Pius des Sechsten zu bewilligen, da sie mir ungerecht scheinen.“

Diese Antwort in einem festen Tone brachte den Kardinal aus seiner Fassung, und er reiste nun bald nach Rom zurück. Man machte sich auf Kosten des Unterhändlers lustig; das ließ er sich aber weiter nicht ansehen. Sein geheimer Zweck war erreicht; an dem Erfolge seines Auftrages lag ihm wenig *).

Der Prälat Ruffo.

Dieser Prälat ist Schachmeister, und als solcher Präsident der apostolischen Kammer **), folglich eine

*) Man vergleiche Th. I. S. 107, u. f.

**) Dies ist nicht ganz richtig. Den eigentlichen Vorsitz in der apostolischen Kammer führte der Kardinal Camerlingo; neben sich bat er noch einen Vice-Camerlingo, unter sich aber einen Auditor, und einen

zu bedeutende Person, als daß ich ihn in meinem Bilde übergehen könnte. Er ist aus Neapel gebürtig, und ein Neffe des Kardinals Russo, der das erste Werkzeug zu dem Glücke Pius VI war *). Obgleich der junge Angelo Braschi die Protektion, womit diese Eminenz ihn beeindruckte, durch ultramontanische Gesälligkeiten bezahlt hat, so muß man doch zu seinem Lobe sagen, daß er gegen den, welcher ihm den Weg zum Throne bahnte, immer erkennlich geblieben ist. Sobald er Papst geworden war, überhäufte er den nächsten Verwandten seines Gönners mit Wohlthaten, und gab ihm den einträglichen Posten des Schatzmeisters, den man, wie ich schon bemerkt habe, nicht anders niederlegt, als wenn man den Purpur erhält.

Russo hat natürlichen Verstand. Gegen das, was man in Rom Wissenschaften nennt, ist er sehr gleichgültig, und hat sich nur die Kenntnisse geworben, durch die man ein angenehmer Gesellschafter wird. Er ist gegen Fremde höflich, und gegen jedermann freundlich. Uebrigens verspricht er viel, und hält wenig; aber dieser Fehler ist in Rom so häufig, daß man gleichsam die Uebereinkunft getroffen hat, ihn nicht mehr zu bemerken.

Auch ohne die Verbindlichkeiten, welche Pius VI Russo's Oheim schuldig war, hätte ihn schon der Charakter dieses Prälaten bestimmen müssen, ihm den Posten, den er bekleidet, zu geben. Er ist in allen nur möglichen Stücken gegen den heiligen Vater gefällig, und hat nicht das mindeste dagegen einzutwenden, daß der Papst zu wiederholten Male

Schatzmeister. Die Stelle des letzteren ist indes sehr bedeutend, da er die Schlüssel zum Schatz in Verwahrung, und über das ganze Finanzwesen die Aufsicht hat.

*) M. s. oben S. 26 u. f.

nen,
eugt
tuhl
ehm-
Fäls-
ardis-
hdt,
aber
nige
s ich
nen
erde,
ngen
h be-
i be-
den
hald
des
nicht
dem

lcher
eine

Vors
Dinal
Ca-
gnen

neues Papiergeld (cedole) verfertigen und in Circulation setzen läßt, um sich neue Fonds zu verschaffen; ja, er ist dem Interesse des Hauses Bräsch so sehr ergeben, daß er sogar dazu beiträgt, jenes Papiergeld in Umlauf zu bringen. Seine Geschmeidigkeit beweist er besonders bei den Erbpachten, deren ich in einem der vorigen Abschritte erwähnte. Noch kein Schatzmeister hat mehr Eifer gezeigt, den Staat zu plündern, und keiner die Prinzen Neipoten schneller zu bereichern gewußt. Ihm allein ist die Veräußerung des Jesuiten-Kollegiums bei Frascati *) zuzuschreiben. Nun wohl denn! Stirbt dieser Prälat einmal, so werde ich mich gar nicht wundern, wenn eine lügenhafte Grabinschrift der Nachwelt sagt: Russo habe stets die Rechte des heiligen Stuhles behauptet, und sie gegen die treulosen Unternehmungen und Eingriffe der Mächtigen in seinem Jahrhundert geschützt. Um sich nicht von solchen reichlich ertheilten Lobsprüchen aufzutode, deren Familien noch in Ansehen sind, täuschen zu lassen, muß man immer das Gegenteil von dem glauben, was darin gesagt wird.

Es läßt sich wohl vermuthen, daß Russo's Gefälligkeit seinem eignen Vortheile keinesweges schadet. Sein Auf in diesem Stück ist fest gegründet, und er gilt selbst in einer Stadt, wo jedermann räubt, für ein Muster darin. Das ist stark, aber wahr.

Russo machte, während meines Aufenthaltes in Rom, der Signora Lepri sehr fleißig den Hof: einer Anverwandten von eben der, die der skandalöse

*) Alineation de Frascati; sagt der Verfasser mit einer Nachlässigkeit, die er sich oft zu Schulden kommen läßt. Die Rede kann aber nur von dem Jesuiten-Kollegium seyn, das der Verfasser oben (S. 208) maißen de Frascati nannte; denn Frascati ist nicht ein einzelnes Haus, sondern ein Städtchen mit mehr als einer prächtigen Villa.

Prozeß, wobei sich die Raubsucht Pius des Sechsten im hellsten Lichte zeigte, berühmt gemacht hat *.) Er spielte seine Intrigue nicht mit mehr Anstand, als der Kardinal Buoncompagno; auch ward sein Liebeshandel in satirischen Versen besungen. Der Verfasser der Florentinischen Zeitung machte sich über beide Personen lustig, wofür ihm denn das Schreiben auf eine geraume Zeit verboten ward. Die Regierung bewies gegen diesen Mann eine Strenge, die in Rom beinahe unerhört, oder wenigstens seit zweihundert Jahren nicht vorgekommen war.

Das erinnert mich an ein Beispiel von der Gerechtigkeit Sixtus des Fünften. Ein Dichter, Namens Matera **), hatte eine Satire auf Personen von hohem Range gemacht, und sie beschwerten sich darüber bei dem Papste. Dieser ließ den Dichter rufen, und fragte ihn: was ihn denn zu einer so starken und mutwilligen Beleidigung bewogen hätte. Der Dichter brachte Mehreres zu seiner Rechtfertigung vor, wobei der Heilige Vater sich eingemal des Lächelns nicht enthalten konnte. Dann aber fragte ihn Sixtus: warum er auch eine Dame mit genannt hätte, deren Tugend allgemein bekannt wäre. „Habt Ihr Euch über sie zu beklagen?“ — Mein, Heiliger Vater. — „Warum habt Ihr sie denn also versäuendet und beschimpft?“ — Ich. . . . brauchte gerade einen Reim, und ihr Name gab ihn. — „Nun, Herr Poet, so wollen wir doch sehen, ob auch ich reimen kann! Hört einmal!

*) Dieser Prozeß ist bei uns durch Schröders Briefwechsel bekannt; und weiter unten erzählt der Verfasser etwas davon in einem besonderen Abschnitte.

**) Eigentlich Matera, woran sich Galera reimt. (Im Original durch einen Druckfehler: Marere.) Genauer findet man die hier erzählte Anekdote in des Hrn. von Archenthal kleinen historischen Schriften. Erster Band, II, S. 183.

Mit Recht, Signor Matere,
Kommt Ihr auf die Galeere."

Diese über ihn gefällte Sentenz ward vollzogen. Auf alles Bitten für den Strafbaren antwortete der Papst bloß: „Reim und Sinn haben sich einmal zusammen gesunden; das ist zu selten, als daß es nicht Epoche machen sollte.“ Dieses Beispiel hieß die Herren Satiriker in Schranken; sie erlaubten sich nur noch Pasquinaden, derentwegen so stark sie auch seyn mochten, man selten Untersuchungen angestellt hat, weil sie immer Wahrheit enthalten, und die Urheber überdies das Incognito beobachten. Der Florentinische Zeitungsschreiber mußte in seiner unvorsichtigen Spottsucht äußerst weit gegangen seyn, da sie ihm eine lange und ganz ungewöhnliche Ahndung zuzog.

Der Auditor Taruffi.

Wenn die mannigfältigsten Kenntnisse, höhere sowohl als angenehme, welche die gesellschaftliche Unterhaltung verschönern; wenn Tugenden, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften verbunden, in Rom hinreichenden Anspruch gäben, sein Glück zu machen: so müßte der Abbate Taruffi zu den höchsten Ehrenstellen gelangt seyn. Er ist nicht mehr; aber ich bin es der Freundschaft und Wahrheit schuldig, darzustellen, was er in seinem, durch Unabhängigkeit an *Bisconti* verkürzten Leben war, und was er ohne diese, mehr gelobte als nachgeahmte, mehr lobenswerthe als verdiente, Unabhängigkeit hätte seyn können.

Ich ward mit diesem seltnen Manne in Warschau bekannt; und ihm verdankte ich eine speciellere Kenntnis von Polen: von denen, welche es regierten, sowie

von denen, welche es vertrieben und zerstört hatten; ferner auch von Allem, was auf die Litteratur, die Alterthümer und die Kultur der Wissenschaften in diesem Lande Beziehung hat. Es war ein großes Vergnügen für mich, als ich Taruffi bei meiner ersten Italiänschen Reise in Rom wieder fand; und damals schlossen wir einen Freundschaftsbund, den nur der Tod zerreißen konnte, und dessen Andenken mir noch jetzt thuer ist.

Ich will das nicht wiederholen, was ich schon in dem Abschnitte über Visconti^{*)} gesagt habe; insdeß sehe ich hier noch hinzu, daß Taruffi ihm bis zum Tode ergeben blieb. Auch muß ich erwähnen, daß mehrere Kardinäle, die seine Talente kannten, ihm fast um die Wette äußerst vortheilhafte Anerbietungen machten, wenn er in ihre Dienste treten wollte. Er lehnte aber alle Anträge ab, und glaubte nicht einmal, sich bei Visconti ein Verdienst daraus machen zu müssen; ja, der letztere erfuhr nicht eher etwas davon, als bis er nach Taruffi's Tode dessen Papiere durchlas. Der Kardinal hat dies selbst erzählt. Erst damals sah er ein, wie groß sein Verlust war; denn er bekam nun augenscheinliche Beweise in die Hände, daß seine Feinde Taruffi's Anerbietungen gemacht hatten, wenn er des Kardinal's Schriften bei den Nuntiaturen in Warschau und Wien Hindernisse in den Weg legen wollte. Wirklich hätte das niemanden besser gelingen können, als dem wahrhaft achtungswerten Taruffi; da er bei so vieler Leichtigkeit im Arbeiten, wie kein Andrer sie hatte, zugleich die noch seltneren Kunst verstand, das menschliche Herz zu erforschen, ohne sich selbst blos zu geben. Als ein scharfsichtiger Menschenkenner brauchte er jemanden nur zweimal zu sprechen, wenn ihm daran gelegen war, densels-

^{*)} Oben S. 28.

bei kennen zu lernen. Wie täuschte er sich über die Mängel und Gebrechen der Regierung, in deren Diensten er stand. Mit Schmerz sah er ihre krummen, unebenen, unsicheren Wege, und trieb *Visconti* an, sich in fremden Ländern mehr nach den Zeitumständen, als nach den veralteten Grundsätzen des Admischen Hoses zu betragen. Seinen Freunden gestand er, es mache ihn unglücklich, daß er sich in eine Menge von Pflichten habe hinzreißen lassen, die seinem aufrichtigen Charakter völlig zuwider wären. Er beklagte sich, daß er Vorrechte, welche die gesunde Vernunft empören, zu vertheidigen und auf einem Grunde zu bauen hätte, der ganz offenbar trüglich wäre. Der geheime Wunsch seines Herzens war die friedliche Ruhe eines Gelehrten, dem die Natur Gente und — was noch seltener ist — Geschmack verliehen hat. Er lebte die Unabhängigkeit; und sein Leben verging, ohne daß er ihrer je genöß. Aber es fehlte ihm an Glück; und das neuere Rom ist nicht gewohnt, einem Manne, der nur Verdienst hat, entgegen zu kommen.

Obgleich mein Freund Taruffi eine mühsame Laufbahn zurückgelegt; obgleich der Kardinal *Visconti* in seinen Nunziaturen durch ihn den besten Erfolg gehabt; und obgleich er selbst dem heiligen Stuhle wichtige Dienste geleistet hatte, die der Papst auch recht gut kannte: so blieb er dennoch in einer Abhängigkeit, die er haßte, und starb als bloßer Auditor.

Und wie gling das zu? Ihm fehlte das einzige Talent, welches in Rom zu Ehrenstellen führt. Was dort Talent genannt wird, ist nichts anders, als die Kunst zu schmeicheln, den Kronnen zu spielen und zu betrügen, mit allen ihren Folgen. Taruffi konnte sich nie entschließen, alle Beleidigungen auszuhalten und seinen Verdrüß darüber zu verbergen; er rief nicht mit bebender Stimme: „Ich leide um Gottes will-

len!" Ich habe Prälaten, die in dem Rufe der Rechtschaf-
fenheit und Menschenkenntniß standen, die Gelehrsam-
keit und die vortrefflichen Eigenschaften des Prinzen-
Nepoten loben hören; andre preisen seine angeneh-
me Physiognomie. Oben schilderte ich diesen Nepo-
ten; mehr brauche ich wohl nicht zu sagen!

Solchen Menschen gelingt es Taruffi war
zu aufrichtig, als daß er es hätte eben so machen kön-
nen. Sein Geist empföhrt sich dagegen, es der halb-
thierischen Brut um ihn her gleich thun zu sollen. Sein
fester, vielleicht ein wenig hartnäckiger Charakter hätte
einem Friedrich gefallen können; aber nimmermehr
einem Pius VI. So verderbt auch der Französische
Hof in den letzten Jahren seiner politischen Existenz
war, so würde Taruffi — wie ich überzeugt bin —
doch daran willkommen gewesen seyn. Paris hätte
ihn zu schätzen gewußt; und Paris hat in diesem Stük-
ke mehr als Einmal das Urtheil des Hoses bestimmt.

Taruffi ließ es nicht dabei bewenden, daß er
die kleinlichen und sehr oft falschen Maßregeln missbilligte,
welche der Romische Hof bei den fremden Mäch-
ten nahm, um die Binden eines ihm so nützlichen Aber-
glaubens wieder fester anzuziehen; er zeigte auch ohne
Unterlaß, wie dessen Gang seyn müßte, wenn er das
vorgesetzte Ziel erreichen wollte. Aber er war gleich
der Prophetinn Cassandra unter den Trojanern.
Als Pius VI sein ruhmvürdiges Vorhaben, nach
Deutschland zu reisen, angekündigt und die Namen
der Personen, die ihn begleiten sollten, öffentlich be-
kannt gemacht hatte, sah Taruffi den Erfolg vor-
aus, und äußerte sich darüber.

So war der Mann, den Nom nicht zu schätzen
wußte! Wären seine Bemühungen, seinen Götter auf
den päpstlichen Thron zu bringen, gelungen, so hätte
er dem heiligen Stuhle vielleicht eine Selbstständigkeit

wiedergegeben, welche dieser durch tägliche Albernheiten von jeder Art am Ende gänzlich verlieren muß.

Die Herzogin Bracciano.

Diese Dame lebte noch, als ich mich das erstmal in Rom aufhielt. Sie war schon sehr alt, besaß aber noch das Feuer und den Geist, wodurch sie sich immer vor andern Personen ihres Ranges auszeichnete. Die auffallende Aehnlichkeit, die sie in ihrem Charakter und in ihrer Geistesbildung mit dem hochachtungswürdigen Tarufi hatte, bestimmt mich, hier von ihr zu reden. Viele Lektüre und eine große Menge Kenntnisse, die in Rom, besonders bei Frauenszimmern, äußerst selten sind, haben sie mit Recht berühmt gemacht. Sie besaß ein seines Gefühl (tact); und Erfahrung, die sie durch Alter und Nachdenken bekommen hatte, kam ihr bei ihrer Beurtheilungskraft zu Statten: so wußte sie denn leicht zu bestimmen, welcher Grad von Verdienst jedem zukäme. Sie würdigte alle die Personen, die sie kennen lernte; und das Maß von Einsicht, das sie ihnen zugestand, traf immer genau mit dem überein, das ihnen von der Natur gegeben war.

Als Archinto den Kardinalshut bekommen hatte, machte er einen Besuch bei ihr, und sie sah ihn jetzt zum erstenmale. Er blieb eine Viertelstunde. Als er weg gegangen war, sagte die Herzogin: „Der neue Kardinal ist sehr dumm. Wir haben schon so viele von seiner Art, daß der heilige Vater sich in der That wohl hätte die Mühe sparen können, noch einen mehr zu machen. Will Archinto meinen Rath folgen, so geht er nie aus seinem Palaste.“

Als die Herzogin den Ritter Azara, Spanischen Gesandten, zum erstenmale sah, äußerte sie mit Lebhaftigkeit: „Dieser Mann kennt den Römischen Hof sehr gut. Er hat so viel Kopf und gesunde Vernunft, daß er die Angelegenheiten gewiß bald nach seinem Willen lenkt. Er wird nach Belieben die Sonne scheinen, und regnen lassen; denn hier ist niemand, der ihm die Spitze bieten kann.“

Indes ganz Rom sich durch die Versprechungen, die der Kardinal Buoncompagno dem Papste wegen der Neapolitanischen Angelegenheiten gegeben hatte, täuschen ließ und in ein vorgetäusches Lob dieser Emissenz ausbrach; blieb die Herzogin Bracciano bis zum Hölzerwerden bei der Behauptung: „dieser Mann wäre nur ein betitelter Scharlatan, ein mittelmäßiges, oberflächliches Geschöpf, dessen ganzer Verdienst in weiter nichts bestände, als in der Kunst, noch eins fältigeren Leuten etwas wels zu machen.“

Bei dem Tode Benedic's XIV vergoss sie Thränen, und sagte: „In unserem ganzen Lande ist nicht Ein Mann, der diesen Papst ersehen könnte; nicht Einer, durch den man nicht noch stärker fühlen würde, welchen großen Verlust Rom erlitten hat. O, mein Vaterland!“

Nach Nezzonico's Erwähnung sagte sie: „Das Unglück hat uns auch noch gefehlt! Clemens XIII ist wohl ein ganz guter Mann; aber er kennt weder das jehlige Jahrhundert, noch die fremden Höfe, weder seine Neffen, noch sich selbst. Gott sech' uns bei!“

Sie wartete nicht erst, bis der Streit mit Portugal auf das höchste gestiegen war, um folgendes Urtheil zu fällen: „Unsre neueren Machiavellisten kennen Carvalho's *) Charakter nicht, und werden

*) Damaligen ersten Ministers in Portugal.

A. d. G.

daran scheitern. Was ich von diesem Manne auf meine Nachfrage erfahren habe, ist hinlänglich, daß ich voraus sagen kann, er wünscht nichts so sehr, als uns mit unserem ganzen Apothekerframe los zu werden."

Als Clemens XIII., und zwar durch eigne Schuld, seinen Einfluß in Portugal verloren hatte, war er noch obendrein so ungeschickt, sich mit den Fürsten des Hauses Bourbon zu entzweien. Im Zorn über seine eigenen Versehen, (deren Umfang und Folgen er indeß nicht einmal kannte) schien er geneigt, gegen den Herzog von Parma den Bannstrahl zu schleudern*). Die Herzogin empfand, da sie dies hörte, so viel Kummer als Unwillen, und sagte: Der Frömmster Reggiontico ist also Willens, sein Drama bis zur Katastrophe im letzten Akte zu bringen!" Endlich starb Clemens XIII.; und sie freute sich darüber wegen ihres Vaterlandes, das sie liebte, und dessen moralische Existenz sie geru verlängert hätte.

Man sagt, sie habe, ehe Gangarélt gewählt wurde, alle Kardinäle, welche auf die Diare Anspruch machen könnten, gemustert, sey dann bei jenem stehen geblieben, und habe geküßt: „Wenn der Papst wird und leben bleibt, so kann er alles wieder gewinnen, was sein Vorgänger verloren hat."

Sobald die Wahl geschehen war, sprach man in Rom von nichts, als von der Angelegenheit der Jesuiten. Jeder machte Vermuthungen, je nachdem er an diesen heiligen Vätern mehr oder weniger Antheil nahm. Die Herzogin Bracciano behauptete: diesem kriehenden und stolzen Orden stehe die gänzliche Aufhebung

*) Er ließ wirklich ein hartes Breve gegen diesen Fürsten ergehen. Das Haus Bourbon nahm sich aber des letzteren an; Frankreich besetzte Vouignon, und Spanien Benevent. Dies geschah im Jahre 1770, und erst 1773 bekam Clemens XIV. beide Provinzen wieder.

bevor. Sie wettete darüber um irgend etwas für dreißig Zechinen, und zwar mit dem Prälaten Liviziant, der das Gegentheil behauptete, und schon vorauszusehen meinte, daß die Jesuiten sich von ihrem Falle erheben und wenigstens die Ehre der Apotheose erhalten würden. Man bestimmte den Termin zur Entscheidung einer, für die christliche Welt so interessanten Sache auf ein Jahr. Diese Zeit verlief, und die berüchtigte Bulle kam noch immer nicht aus dem Gehirne des neuen Jupiters. Die Herzogin gab nun ihre Wette gutwillig verloren. Sie ließ Arnaud's, Pascal's, Nicole's und Husenbaum's Werke, nebst mehreren andern jansenistischen und jesuitischen Schriften kaufen, die im vorigen Jahrhunderte und zu Anfang des jetzigen so berühmt waren, ist aber vergessen sind. Diese schickte sie Liviziant mit einem Billet, dessen Inhalt im Wesentlichen folgender war;

„Bei Prozessen geht es nach der Form; darin habe ich verloren. Ich denke gar nicht daran, zu appelliren^{*)}, und erkläre mich selbst für schuldig. Hierbei schicke ich dem Monsignore Liviziant für dreißig Zechinen Bücher, die er nur mit Nachdenken zu lesen braucht, um voraus zu sehen, wie die verzögerte Entscheidung des heiligen Vaters ausfallen wird.“

Diese Plätscherie belustigte die Nömer. Bald nachher erschien die Aufhebungs-Bulle, und rechtzeitig die Prophezeiung der Herzogin.

Als Pius VI zum päpstlichen Throne erhoben war, gab man ihr eilig Nachricht davon. „Nun,“ sagte sie, „Leute von schöner Figur können sich über die Wahl freuen! Dieser Papst begeht ganz gewiß

^{*)} Hier stehen im Original noch einige juristische Ausdrücke, die sich nicht wohl übersetzen lassen, die aber auch nichts zur Sache thun.

plumpe Verstöße, und man wird unter seiner Regierung schön plündern!" Bei der Nachricht, daß im Konistorium ein Besuch des Papstes bei dem Kaiser Joseph beschlossen wäre, rief sie aus: „Rom ist verloren! Raum wird diese Marionette eine Stunde in Wien seyn, so weiß man auch schon, was sie mißt. Ich glaube, er hat den Kopf ganz und gar verloren! Nur einem Unklugen kann es einfallen, mit dem Fürsten Kaunitz von Theologie sprechen zu wollen! Es wird diesem Minister keine Mühe machen, Pius dem Sechsten zu zeigen, was ein Papst zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist.“

Betrachtungen über ein den Italienern schädliches Vorurtheil.

Um die flüchtige Aufmerksamkeit der Römer zu fesseln, muß man mit ihnen über Malerei, Bildhauerkunst, Antiken und Medaillen sprechen. Eine solche Unterhaltung ist die einzige, die ihnen des Zuhörens werth scheint. Bloße Wissenschaft, wie sie auch heißen, und wie groß auch ihr Nutzen seyn mag, ist für sie, in Vergleich gegen die Künste, gar nichts. Alles bei und in ihnen hat Beziehung auf diese Denkart, und ich möchte fast glauben, dieses hartnäckige National-Vorurtheil hinderte sie, die Schwere ihrer Ketten zu fühlen.

Ich will diese hingeworfenen Gedanken zu rechtseigen suchen, und in dieser Absicht dem Leser eine Unterhaltung erzählen, die in meiner Gegenwart bei einer sehr achtungswerten Dame vorfiel, in deren Hause sich mehrere Personen von Kang zu versammeln pflegten.

Gesellschaften, die von den schon oben erwähnten sehr weit unterschieden sind, zeigt sich der Nationalgeist offen und ohne Zwang, weil die Etiquette gänzlich daraus verbannet ist, und weil jeder, der Zutritt hat, auch an der Unterhaltung Theil nehmen kann.

Man lehre erst fest, die Kultur der Künste — unter diesem Worte verstehten die Römer die Maler- und Bildhauerkunst, nebst allem, was zum Luxus und zu den Unnehmlichkeiten des Lebens gehört — sey im Grunde einzig und allein dem Menschen wahrhaft nützlich; und dann suchte man zu beweisen, Europa würde sie nicht haben kennen lernen, wenn Rom, oder vielmehr der heilige Stuhl, sie nicht in Schutz genommen hätte. Dieser Behauptung, die für sich selbst und in ihren Folgerungen gleich falsch ist, widersprach niemand. Auch ich schwieg; daher glaubte man, ich stimmte der Meinung bei, und ging nun weiter. Man bewies sehr methodisch: da der Schutz, den die Kirche den Künsten gewährt habe, eine Wirkung der päpstlichen Macht sey; so treffe jeder Angriff auf diese Macht, er möge nun ihrem Einflusse oder ihren Gütern gelten, zugleich auch die Künste, die nicht anders blühnen könnten, als wenn über die Künstler Wohlthaten verbreiter würden. Daraus folge denn, daß gewisse Personen in neueren Zeiten, welche sich gegen Roms Macht aufzulehnen gewagt hätten, eben so strafbar wären, als wenn sie mit einer Horde Barbaren kämen, um die Museen und Galerien in Rom zu vernichten und die Werke der Kunst den Flammen und der Plünderei den Preis zu geben.

Raum war man mit diesem Ratsonnement fertig, so rief der Kardinal Gregorio Negroni: Jedermann, der gegen den heiligen Stuhl schreibt, muß wie ein Wahnsinniger betrachtet werden, der in seiner Raserei durch die Stadt läse, unsre Meisterstücke um-

stürzte, verstimmtelte und zerbräcke, ja, der selbst die Fassaden unsrer Palläste und Kirchen niederrisse. Der Prälat Branciforte gab Negroni'n Recht, und glaubte dann noch hinzu sehen zu müssen: „Ich behaupte einen Sach; wer wagt es, ihn zu widerlegen? Könnte man ein Tribunal der Grausamkeit beschuldigen, wenn es den profanen Freyler, der die Hände an verschreite, heilige Denkmäler gelegt hätte, zum Scheiterhaufen verdamme?“ Die Anwendung war nicht schwer zu machen. Uebrigens ward diese Behauptung des Prälaten wirklich nicht widerlegt. Ich wunderte mich indeß nicht wenig, daß Weltliche, daß Kardinale und Prälaten von sehr schlaffer Moral den Fanatiker, der so eben gesprochen hatte, mit Weißfall übershäusten.

Zwei Tage nachher hatte ich noch mehr Ursache zu erstaunen. Ich war Zeuge — und dabei ließ ich es auch immer bewenden, wenn Ungereimtheiten von aller Art den Gegenstand der Unterredung ausmachten, — ich war, sage ich, Zeuge bei einem eben so giftigen, aber verfänglicheren Ausfalle, der gegen die philosophischen Schriften gethan ward, und zwar von zwei Leuten, denen es nicht an Kopf fehlte, die sich aber eine Ehre daraus machten, ganz öffentlich keine Religion zu haben. Ich fand es etwas schwer, Gründe, die in dem Munde dieser Herren sehr am unrechten Orte waren, nicht zu widerlegen; indeß, bei der Ueberzeugung, daß ich doch niemanden bekehren und mir nur für nichts und wieder nichts jeden, der mir widerspräche, zum Feinde machen würde, stellte ich bloß vor: „Wenn Konstantin nicht dem Verlangen nachgegeben hätte, eine Stadt zu bauen, die seinen Namen führen sollte *), so würde Rom wahrscheinlich

*) Eigentlich erweiterte und verschönerte er das alte Byzanz nur.

in seinem ersten Glanze geblieben seyn; und da die Kaiser reicher waren, als die Päpste, so würden sie wohl noch mehr dafür gesorgt haben, ihre Hauptstadt zu verschönen. Ich hätte dabel auch noch anführen können, was Constantinus so abgeneigt mache, in Rom zu wohnen. Aber man ist Leuten, bei denen man Zutritt hat, Schonung schuldig; und so durfte ich es mir denn nicht erlauben, mit diesen Winken weiter zu gehen. Die Erörterung ward fortgesetzt, und ich verließ mich aufs neue in meine Betrachtungen. Diese fielen nun zwar nicht zum Vortheile der Römer aus; indeß muß ich gestehen, daß einige von ihren Behauptungen mir doch nicht gänzlich ohne Grund zu seyn schienen. Alle Vorurtheile bei Seite gesetzt, bin ich der Meinung nicht abgeneigt, daß die hierarchische Regierung den Künsten vielleicht vortheilhafter gewesen ist, als es die weltlichen gewesen seyn würden*). In erblichen Staaten währt eine Regierungszeit gemeinhin ziemlich lange; und nicht alle Fürsten haben gleich viel guten Willen oder Macht, ihre Hauptstadt ohne Unterlaß zu verschönen. Wenn sie es auch thun zu können wünschten, so sind ihnen doch oft Kriege, Landplagen und andre Hindernisse im Wege. Rom im Gesamttheil hat von dem häufigen Wechsel seiner Herren Vortheil gehabt. Die Eitelkeit derselben erward dieser Stadt Ruhm **); und Päpste, die dem Nepotismus auch noch so sehr ergeben waren, wendeten nicht weniger Sorge auf die Verschönerung Roms, als auf die Vereicherung ihrer Familie.

*) Eben das Urtheil haben schon mehrere unparthiische Schriftsteller gefällt, und es beruhet besonders auf dem Umstände, daß der päpstlichen Religion Werke der Kunst fast unentbehrlich sind.

**) Sie vergaßen nehmlich selten, an Werken der Kunst ihr Wappen oder ihren Namen anbringen zu lassen.

Doch wenn man auch zugiebt, daß die Regierung der Päpste die Künste, welche bei dem Verfalle des Römischen Kaiserthums beinahe mit verschwunden wären, in Europa erhalten habe: — woher kamen denn die Reichthümer, deren der Bischof von Rom sich bediente, ihnen Dauer zu verschaffen? Und noch mehr! was trägt denn die Kultur der Künste zum Wohl der neuen Römer bei? Sind sie jetzt glücklicher, als zu den Zeiten der Kaiser, und in den entferntesten Jahrhunderten, wo ihre Republik der ganzen bekannten Welt Gesetze gab? Gewiß nicht! und die Römer, die einen Fremden so gern die Denkmahle ihrer gewesenen Größe bewundern lassen, gleichen vollkommen gewissen Mönchen, die erst den Schatz ihres Klosters zeigen, und dann in ihr Refektorium gehen, um armelinge Kost zu verzehren.

Uebrigens sind die Römer durch Liebe zu den Künsten in dem Hange zu einem wollüstigen Leben, den sie mit allen Italienern gemein haben, nur noch mehr bestärkt worden. Frivoler Geschmack hat in ihnen die Energie erstickt, den ungereimtesten Überglauen an die Stelle wirklicher Tugenden gesetzt, und kurz sie politisch, wie moralisch, unbedeutsam gemacht.

Ganz gewiß ward J. J. Rousseau durch ähnliche Betrachtungen bewogen, über die Wissenschaften, die er doch selbst trieb, ein Verbannungsurtheil zu fällen. Er stellte sich zwischen die Sorglosigkeit hoher, und die prunkhafte Dürftigkeit polterter Völker; da zog er denn das Schicksal der ersten vor, und pries ein Glück, das er für sich selbst nicht gewählt haben würde.

Aber Rousseau wollte nicht daran denken, daß die in Rom so gepriesenen Künste für die Römer fast nur ein Gegenstand der Erinnerung sind. Von allen werden sie bewundert, und von wenigen kultivirt.

Auch muß man bemerken, daß der Geschmack an Künsten bei ihnen in eine Sucht ausgeartet ist, und daß sie die Bildsäulen ihrer großen Männer höher schätzen, als den Geist, der diese besaßte. Und woher das? Weil ihnen Vorurtheile hinderlich sind, und weil sie in das ewige Feuer zu kommen befürchteten, wenn sie die Schriften von Heiden, und solchen Philosophen lasen, die, nach ihrer Meinung, gerade das Studium derselben gottlos gemacht hat. Sonderbare Wirkung eines Überglaubens, der nicht eher, als mit der hierarchischen Regierung, aufhören wird!

Die Ueberraschung.

Man weiß, daß in Rom, dem Hauptorte der päpstlichen Religion *), die Theater selbst von den Geistlichen aller Orden besucht werden; ferner, daß die unschuldigsten Schauspiele mit wollüstigen, unzüchtigen Tänzen untermischt sind, und daß die ausdrucksvoollen Stellungen darin immer den meisteu Beifall erhalten. Da die Priester Regierung sich durch angebliche Decenz von den weltlichen unterscheiden wollten; so hat sich die in dem übrigen Europa mit Recht abgeschaffte Sitte, Frauenzimmer-Rollen von jungen Mannspersonen spielen zu lassen, bei ihr erhalten, und ist sogar zu einem Gesetz geworden, welches um so genauer und besser beobachtet wird, da die Römer Jünglinge jeder Schauspielerin vorziehen, und wenn diese in der Kunst, Leidenschaften zu erregen, auch noch so vollkommen wäre. Ich selbst habe gesehen, daß gravitätische Prälaten und Kardinäle, deren anscheinende

*) Im Original steht: berceau de la religion chrétienne. Der Uebersetzer sieht sich öfters genötigt, den gleichen Nachlässigkeiten zu verbessern.

Strenge mir aufgesessen war, in ein wahnstinniges Entzücken gerethen, wenn solche Personen auf die Schaubühne traten. Auch in Rom hörte ich, wie in Paris von den Aktricen, und noch schamloser, allerlei Geschichtchen und skandalöse Anekdoten von diesen Schauspielern (Kastraten) erzählen; und in wenigen Stunden mußte ich, wer ihre glücklichen Liebhaber wären, wer sich um ihre Kunst bewürbe, und endlich, wer sie bezahlte, um seinen Geschmack und seine Eitelkeit zu befriedigen. Dieser bekannte und gar nicht verhehlte Hang ist in Rom fast allgemein. Man nennt ihn dort: il peccato nobile, il peccato gentile (die adelige, die vornehme Sünde); und wenn jemand den Verdacht, daß er diesen Hang habe, von sich ablehnt, so thut er es so schwach, und mit einer so auffallenden Gleichgültigkeit, daß es scheint, als würde er es ungern sehen, wenn man ihm auf sein Wort glaubte.

Jene neueren Antinouisse richten, gleich unsren Theater-Heldinnen, viele Personen zu Grunde; und man kann wohl glauben, daß sie auch im Punkte des Eigennützes um nichts gewissenhafter seyn mögen. Durch solche Vorfälle, die in Rom so bekannt als gemein sind, läßt sich Lucian widerlegen, welcher die Griechen über den Punkt, daß sie eine solche Lebe vorzogen, durch die Behauptung zu rechtfertigen sucht: Jünglinge hätten noch nicht Lust genug, sich das Vermögen ihrer Liebhaber zueignen zu können und sie zu plündern, wie es die Weiber thäten, deren Herrschaft gefährlicher wäre *).

Hat ein Fremder einmal das Vertrauen der Nörner gewonnen, so thun sie sich in seiner Gegenwart

*) Dies ist wieder eine etwas seltsame Neuherung. Da durch, daß es jetzt in Rom anders ist, soll Lucian widerlegt werden, der von etwas spricht, das vor 1700 Jahren in Griechenland war!

keinen Zwang mehr an, und sprechen von dieser Art Liebes-Intrigen mit gleichem Feuer, mit gleicher Thellnahme, und mit eben so wenig Zurückhaltung, wie man in Frankreich von den Theater-Mädchen spricht. Sie verschaffen ihm Zutritt bei der Toilette jener Halbmenschen; und da sieht man denn, wie weit bei ihnen das Sittenverderbniß geht.

Auch ich gehörte zu der kleinen Anzahl der Eingeschweiheten, und mir wurden die Toiletten-Geheimnisse dieser Idole enthüllt. Dabei ward ich denn sehr überrascht, ja, fast möchte ich sagen in Erstaunen gesetzt, als ich sah, daß eine Dame sich ganz ernstlich mit der Toilette eines von ihr angebeteten jungen Kastraten beschäftigte. Es war der zweite Sänger bei dem Theater della Valle. Sie liebte ihn zwar nur auf Italiänische Manier — und das sagt alles: — aber dennoch hinderte sie ihn nicht, die Verehrung einer Menge Anbeter, die ihn umringten, anzunehmen. Dieser Musico sollte eine Frauenzimmerrolle spielen; und es schien wirklich, als wenn die Natur ihn dazu geschaffen hätte. Seine Schönheit, seine Grazie und seine Stimme: alles beförderte die Täuschung. Er saß vor einer prächtigen Toilette, minaudirte, lächelte, und ließ von Zeit zu Zeit einige holde Edne aus seinem Munde kommen, die denn von seinen Liebhabern so gleich aufgefangen wurden. Jeder in der Gesellschaft — und ich sah darin Prälaten vom besten Tone, die in der Welt einer Achtung genossen, wogegen ihre jetzige Beschäftigung gewaltig abstach — jeder wendete alle seine Kräfte an, durch die eifrigste Bedienung sich nur einen Blick zu erwerben. Alle waren aufmerksam auf das, was ihre Gottheit brauchte; der eine reichte ihr eine Blume zu; der Andre einen Diamant; ein Dritter irgend etwas zum Puße, so wie er für das Geschlecht gehört, das der Kastrat vorstellen sollte. Unter diesen Anbes-

Ent-
chau-
Paris
l Ge-
chau-
Stun-
ären,
ie bes-
zu bes-
gehlt
dort:
, die
dacht,
hut er
thguls-
sehen,

nsren
und
re des
dgen.
ls ge-
er die
Liebe
sucht:
Vers
sie zu
schast

Das
ian
vor



tern waren zwei vierzigjährige Männer; und gerade diese überreichten nicht die unbedeutendsten Geschenke. Man muß nehmlich wissen, daß dieser glänzende Pusch weder der Frau vom Hause, noch dem jungen Antonius etwas kostete.

Ich stand da, sah, hörte, und glaubte noch immer in einem Traume zu seyn, wie ihn eine wilde Phantasie erzeugt. Bei den Diensten, welche alle diese Schwachköpfe mit der Bischofsmühle ihrem Gauymede leisteten, bewiesen sie ihm zugleich eben so viele äußere Ehrfurcht, wie die Kirchendiener einem Prälaten, den sie ankleidten. Jeder suchte seinen Nebenbuhler zu übertreffen und einen Blick zu verdienen oder zu erhalten; und wer ihn bekam, der ward dadurch um so stolzer.

Und der junge Mensch? — Die ausgelernteste Coquette wäre nicht im Stande gewesen, sich geschickter zu benehmen.

Endlich ging ich weg, und äußerte mein Erstaunen gegen zwei Freunde, die schon seit langer Zeit in Rom wohnten. Sie lachten, und versicherten mir: das wäre ganz gewöhnlich, und die Kastraten hätten eben so ihre Liebhaber und Anbeter, wie andre junge Leute, die wegen ihrer Figur und ihrer Talente auf das Theater kämen, ob sie gleich die Conservatorien (Operation*) nicht ausgestanden hätten.

Ist man bei einer solchen Toilette gewesen, und findet dann eben dieselben Leute in einer andern Gesellschaft wieder; hört man sie gegen die Laster unseres Jahrhunderts, und gegen die Philosophen, welche die

*) Nach diesem Ausdrucke sollte man glauben, jeder Knabe, der in ein Conservatorium (Italiänische Musischule) aufgenommen werde, müsse sich seine Mannheit nehmen lassen. Das ist aber keinesweges der Fall. Die Conservatorien sind öffentliche Anstalten; und keine Regierung wird jene Operation unter ihrer Autorität geschehen lassen.

Völker aufklären, deklamiren; sieht man sie am Altar
re knien und alle Funktionen des heiligen Priestertums
mit Andacht verrichten; und denkt man darüber
nach, daß sie sich das Recht anmaßen, die Gottheit zu
repräsentiren: o! so möchte man gleich die hundert
Sungen der Fama zu seinem Befehle haben, um die
Erde, welche sie durch ihre Laster, besonders durch ih-
re Heuchelei, schänden, aus dem Irrthume zu bringen!

Als Voltaire von der Sittenlosigkeit des neuen
Roms sprach, wußte er nicht, wie weit sie geht:
denn nur wenige Menschen haben Gelegenheit, dies al-
les mit eignen Augen sehen zu können; und wer es ja
konnte, glaubt doch, den Schleier, der es bedeckt,
nicht gänzlich zerreissen zu müssen.

Auch ich wäre nicht in Versuchung ihn aufzuheben,
wenn nicht der Vortheil meines neuen Vaterlandes es
mir zur Pflicht mache. Es giebt noch Franzosen, die
sich zwar die republikanische Regierungsform gefallen
lassen, aber von Herzen darüber seufzen, daß, wie sie
sich ausdrücken, die Religion umgestürzt ist. Noch
Andre, die eben so wenige Kenntnisse, aber mehr Eifer
haben, glauben Gott in den Priestern zu dienen,
deren politische Existenz doch mit der neuen Verfassung
unverträglich ist. So will ich denn die Binde zu zer-
reißen suchen, welche diese Apostel der Lüge ihnen um
die Augen gelegt haben! So will ich denn gedrängt,
aber wahr, erzählen, wie sich die Priester von den äl-
testen Zeiten an, welche sie mit Enthusiasmus die
schönen Jahrhunderte der Kirche nennen, bis
zu der Regierung Pius VI betrugen!

So lange die christliche Religion sich noch nicht zur
herrschenden im Staate gemacht hatte, waren ihre
Priester und Bischöfe demuthig und arm; ihre Lehren
so einfach, wie ihr Neueres. Einige Gaben, die man
den ersten geistlichen Hirten zum Bedürfniß ihrer Heer-

rade
enke.
Pius
An-
im-
vilde
e dies
au y-
viele
aten,
er zu
erhas-
holzer.
e Cos-
dicker
unnen
Nom
wäre
so ih-
, die
eater
on")

und
eselli-
seres
e die

jeder
Mus-
zann-
der
alten;
iter

de mithelste, dienten ihnen zu Mitteln, die Anhänger Christi zu vermehren. Diese nannten sich nun Christen, da sie über zweit Jahrhunderte lang bald Galizäer, bald Nazarener geheißen hatten *). Rom blieb seit der Regierung des Kaisers Augustus bis auf Constantinus — der so unverdient der Große genannt wird; man müßte denn unter diesem Beinamen: Bösewicht, verstehen — Rom blieb der Tyrannie ausgesetzt, die wechselseitig, und oft auch zugleich, ehrsuchtige, habgierige und grausame Despoten verübtet, und war kaum ein Schatten des ehemaligen Roms. Sein Glanz blendete noch; aber seine innere Schwäche ließ schon voraussehen, was für ein Schicksal es erwartete. Die ersten Römischen Bischöfe hatten durch ihre strengen Sitten Einfluß erlangt, den ihre Nachfolger dann benützten. Da sie zu jener Zeit nur den Bischöfen in den Provinzen gleich waren; so bewilligte man ihnen eine lange Reihe von Jahren hindurch den Vorsitz in den Synoden nur aus Achtung für die Hauptstadt des Reiches. Die unter ihnen, welche nach der geistlichen Oberherrschaft strebten, schickten mit ihrem Plane, bis die inneren Kriege, welche die verschiedenen Kronbewerber gegen einander führten, sie gewissermaßen nötigten, in dem Streite Partei zu nehmen. Solche Barbaren zeigten, wenn sie Kaiser wurden, ihre Erkenntlichkeit nicht durch bloße Geschenke; sie gaben ihnen auch den Missbrauch von Besitzungen, und ließen sie an der Ehre, die man ihnen selbst erzielte, einigen Anteil nehmen. „Wohl gehen

*) In diesem ganzen Abschnitte sind eine Menge historischer Irrtümer, deren Verbesserung allzu vielen Raum erfordern würde. Nur die auffallendsten sollen angemerkt werden; z. B. gleich der hier festgestellte, daß der Name Christ erst im dritten Jahrhundert aufgekommen sei. Er entstand schon etwa sechs Jahre nach Christi Ende.

Tugend und Armut, sagt ein alter Chronikenschreiber, zusammen; aber Einfalt und Reichthum können nicht beisammen haussen.“ Die Römischen Bischöfe lernten nun bald den Prunk kennen. Sie bekamen Zutritt in den Palast der Kaiser, und maßen sich das Recht an, das Verhalten derselben zu tadeln, oder ihren Absichten hinderlich zu seyn, wenn sie die ursprüngliche Verfassung bei der Geistlichkeit, die einzige und allein unter ihrer Aufsicht gestanden hatte, wieder herstellen wollten. Sie dehnten ihre geistliche Gerichtsbarkeit nun über ihre Mitbrüder aus, deren Anzahl sich mit den Fortschritten des Christenthums vermehrt hatte. Sobald diese Sekte gefährlich zu seyn schien, suchte die Regierung sie zu vernichten; und nun ergingen die so genannten Verfolgungen *). Obgleich diese zu keiner Zeit so heftig und grausam gewesen sind, wie es den Kirchen-Scribenten, welche zum Vortheil ihrer Sekte die Nachwelt belogen haben, sie vorzustellen beliebt hat: so läßt sich doch allerdings nicht läugnen, daß durch Fanatismus, den verehrte Männer bei dem unwissenden großen Haufen erregten, Leute zu Märtyrern geworden sind.

Von jeher suchte die theokratische Horde, das Volk gegen seine Regierung zu empören. Der listige und heuchlerische Betrüger Constantinus wußte das, und benützte es. Als er, nach der Ermordung seiner Mitbewerber, endlich allein auf dem Throne der Cäsaren saß, fürchtete er die Leute, durch die er hinauf gekommen war. Da er sie nicht in eben dem Augenblicke, wo er ihre Religion angenommen hatte, vertilgen konnte, so glaubte er ihren Einfluß dadurch verringern zu müssen, daß er dem Bischofe von Rom einen Kollegen, der ihm an Würde gleich wäre, zur Seite setzte. Rom,

*) Bekanntlich erging die erste Christen-Verfolgung schon im Jahre 64 unserer Zeitrechnung, unter Nero.

das von seinem Bischofe aufgewieget ward, empörte sich; und Constantinus bestrafte es dadurch, daß er den Sitz seines Reiches nach Constantinopel (Byzanz) verlegte. Dieser Schritt und die Ernennung eines Bischofes veranlaßten das Schisma.

Die Bischöfe von Rom, welche mit der Patriarchen-Würde bekleidet waren, dachten nun ernstlich dar auf, das Joch der Abhängigkeit von sich zu werfen. Um bei ihrem Plane durch das Volk unterstützt zu werden, gewöhnten sie es nach und nach, Andachtsübungen als seine einzige Pflicht, und das Entzagen irdischer Güter als einen Freibrief für den Himmel anzusehen. Die Jugend, deren Erziehung ihnen oblag, ließen sie in der größten Unwissenheit über alles, was nicht auf die von ihnen erfundenen Glaubenslehren Beziehung hatte. Die Unwissenheit pflanzte sich fort, und so ward der Aberglaube gegründet. Bald wurden den Märtyrern, den Anachoreten, Altäre erbauet, und diese mit Geschenken aller Art überhäuft.

Die Wiederherstellung eines Theils vom abendländischen Reiche war für die Patriarchen, die nun Päpste *) geworden, lästig. Aber die Uneinigkeiten, die sie zwischen den Fürsten erregten, ferner der Einbruch und die Fortschritte der barbarischen Völker gaben ihnen die Macht wieder, welche sie dann unter den Königen von Italien aufs neue verloren und wieder erhielten.

*) In der Periode, von welcher der Verfasser redet, hatte diese Benennung aber noch nicht eben die Bedeutung, wie im Mittelalter. Die Bischöfe von Rom waren zu jener Zeit noch nicht einmal ökumenische oder allgemeine Bischöfe. Papa, Papst, d. i. geistlicher Vater, ward in der früheren Periode der christlichen Kirche jeder Bischof genannt. Er Hildebrand nahm diesen Titel ausschließend an, und machte ihn dadurch zu einem mysteriösen Kanzlei-Ausdrucke, der dann sehr kräftig wirkte.

Nach einer langen Gährung wurden die Römis-
schen Päpste mit den Griechischen Kaisern so unzufrie-
denen *), wie mit den Königen von Italien; daher
unterhandelten sie nach und nach mit Pipin und
Karln dem Großen, welchen lehtern sie auch zum
Kaiser krönten. Zur Belohnung für diese Treulosig-
keit erhielten sie das Untereigenthum von Rom **),
und das Exarchat von Ravenna. Durch die Schwäche
der Söhne von diesem Kaiser wurden die Päpste wirk-
lich mächtig; und nun erlebten sie Befehle an die, um
deren Schutz sie vorher gebeten hatten.

Aus den Trümmern des so oft verheerten Römis-
schen Reiches, die auf einige Zeit an die Ostfranken
kamen, entstanden mehrere Königreiche und Fürsten-
thümer; aber die, welche sich derselben bemächtigen
wollten, konnten es nicht anders, als wenn sie die
Geistlichkeit auf ihrer Seite hatten. Diese ward nun
mit Reichthümern überhäuft, und gewöhnte sich bald
daran, die Kronen als ein Eigenthum zu betrachten,
dessen Gebrauch sie dem Meistertenden überlassen, und
das sie zurücknehmen könnte, um es einem Andern zu
übertragen, wenn der erste Käufer seine Ketten zerbre-
chen wollte.

In allen Jahrhunderten sind seitdem Streitigkei-
ten zwischen dem Thron und dem Altar entstanden; als

*) Leo's Verbot der Heiligen Bilder war dem Bischof
fe von Rom das Signal, sich gegen seinen Gebieter
und Herrn in Konstantinopel zu empören. Aber un-
vermuthet trat noch ein Vertheidiger der Bilder in
Italien auf. Der Longobarde Asturich vertrieb die
Orthodoxen Neget aus dem Exarchat; drohte aber
auch dem orthodoxen Bischofe in Rom zu nahe zu kom-
men. In der Noth waren nun die frommen — Ritter
ter jenseits den Alpen recht gut zu gebrauchen.

**) Erz Innocenz III. maßte sich den Besitz von Rom
und der Mark Ancona ganz an.

te Geschichtschreiber haben Schilderungen von den innerlichen Kriegen, welche dadurch verursacht wurden, auf die Nachwelt gebracht. Man sah mit Erstaunen und Abscheu, daß der Römische Hof, der jetzt eben so verderbt war, wie zu Hellugabal's Zeiten, seine Halsstrahlen gegen Fürsten abschleuderte, deren ganzes Verbrechen in einigen Unregelmäßigkeiten ihres Privatlebens bestand. Die Päpste beförderten innere Unruhen, versegten achtungswerte Souveräne vom Throne, und mißbrauchten ihre Gewalt über leichtgläubige Menschen, daß sie nach dem Orient gehen, und, anscheinlich für den Gott des Friedens, Ströme von Menschenblut verglehen müssten.

Bis dahin fehlte den christlichen Priestern nur noch die Macht, öffentlich Menschen zu opfern. Aber daß ihnen diese Macht eine Zeitlang verweigert war, hinderte sie dennoch nicht, ihre Opfer zu schlachten, da sie den Arm ihrer Anhänger bewaffneten. Feuer, Schwert und Gifft waren in ihren Händen Werkzeuge ihrer Rache, die um so mehr Abscheu verdiente, da sie den Opferer und das Opfer zugleich hinrichtete.

Es genügte ihnen noch nicht, ihre Macht auf lächerliche Fabeln zu gründen; sie strebten auch, sie durch gerichtlichen Mord zu unterstützen. Die Morgenröthe eines helleren Tages fing an, für einen kleinen Theil des unterjochten Europa aufzugehen; und sie setzten ihr die Flamme der Scheiterhaufen entgegen. Die Inquisition, diese schreckliche Erfindung, der höchste Grad von menschlicher Bosheit, stießen ihnen das einzige Mittel, die Völker unter dem Joche der Vorurtheile zu erhalten. Sie ward eingeführt; Flammen verzehrten die Unglücklichen, welche die Folter schon halb zerrissen hatte; und Gesang von Hyannen erschickte den Hammer der Verzweiflung.

Und was war die Wirkung dieser Barbarei? Dass ein Theil von Europa abfiel, das Licht sich verbreitete, und die päpstliche Macht fast gänzlich vernichtet ward.

Schon vor der Französischen Revolution suchte der Neuerer Joseph II in seinen weitern Staaten Reformen zu machen. Pius VI., den die Bemühungen dieses Fürsten, Toleranz einzuführen, nicht ohne Grund besunruhigt hatten, sah durch die Dekrete der konstituierenden National-Versammlung das wirklich geschehen, was er schon vorher befürchtete. Da es ihm nun nicht hatte gelingen wollen, das Licht unter dem Scheffel zu verbergen, so glaubte er den Hass und die Nachsucht derer begünstigen und befördern zu müssen, welche eine neue Verfassung, entweder auszuwandern, oder wieder in die Klasse der Staatsbürger zu treten, wünschte. Man hat mehrere Male von Plänen zu Gegen-Revolutionen gesprochen, und diesen oft falschen, jedesmal aber wenigstens übertriebenen Nachrichten Glauben betgemessen; und es sind dann strenge Maßregeln genommen worden, um jene Pläne zu zerstören. Aber nicht in Frankreich wurden die Verschwörungen gemacht, die wirklich existirten; in Rom, mitten im Konsistorium, in den Höhlen der dortigen neuen Polypheme, werden die Waffen der Empörer geschmiedet. Von dorther kommen unaufrichtig blutdürstige Befehle; von dorther kamen auch die, durch welche Avignon allem Unglück, das einen bürgerlichen Krieg begleitet, Preis gegeben ward. Dort machte man auch das Komplott zu den Empörungen in Uzès, Nîmes, Montauban, Montpellier, u. s. w. Dort wagen Menschen, welche in die niedrigsten Vollüste versunken sind, im Namen der Religion, die nur ihr Mund bekennt, den Versuch, einer edlen Nation die Fesseln, die sie abgeworfen hat, wieder anzulegen.

en ins
urden,
aunen
ben so
seine
gans
ihres
innere
vom
t gläu
d, ans
Mens

n nur
Aber
war,
n, da
heuer,
zeuge
da sie
auf läs
durch
genräts
Theil
leisten
Die
s höchste
s eins
korurs
nehmen
schon
en ers

Dort, mitten unter den empdrendsten Orgeln, arbeitet die Geistlichkeit geheim an unserm Untergange. Französisches Gold kommt nicht mehr in ihre habgierigen Hände, und befördert nicht mehr ihren empdrenden Prunk. Das Licht dringt allenthalben hin, und sein Einfluß verbreitet sich; es ist also nothwendig, dringend nothwendig, die Quelle des Stromes zu verstopfen, worin der Nachen des heiligen Petrus bald versinken wird. Dahin kann man es aber nicht anders bringen, als wenn man die Franzosen gegen ihr Vaterland bewaffnet; und von allen Mitteln, deren man sich bedienen kann, ist keins so vielversprechend, als die Wiederherstellung eines Gottesdienstes, der so lange gedauert hat, wie die Monarchie.

Dieser Gottesdienst, der Vorwand zu unzähligen Gräueln, wird nicht länger zum Feldgeschrei der Empörer dienen, wenn man einmal dahin gekommen ist, das Verhalten derer, die ihn einsführten, zu entschletern. Durch treue Darstellung des Papstes und seines Hoses, seiner Prälaten und seiner Mönche, hofft man die Überreste eines Vorurthelles zu vertilgen, das den Europäischen Nationen so verderblich ist *).

Der Marchese Lucchesini.

Der Ruf dieses Ministers, und der Umstand, daß er nicht lange nach Friedrichs II. Tode in Rom gewesen ist, veranlassen mich, ihm einen Abschnitt zu widmen.

Luc-

*) Die zweite Hälfte dieses Abschnittes ist mitunter sehr geiziert geschrieben, und überhaupt des Ueberzeugens eigentlich nicht wert, da das, weshalb der Verfasser sie geschrieben hat, in Deutschland nicht Statt findet. Uebrigens vergesse man nicht, daß darin von der pöpstlichen, nicht von der christlichen, Religion die Rede ist.

Lucchesini ist aus einer edlen Familie in Lucca. Da es in dieser Stadt keine Gelegenheit zu einer sorgfältigen Erziehung giebt, so schickten ihn seine Eltern nach Modena. Der berühmte dortige Professor Spallanzani gewann ihn lieb. Er bemerkte an ihm den Keim von Talenten, und suchte sie zu entwickeln. Lucchesini entsprach seinen Bemühungen, und machte sehr schnelle Fortschritte. Noch sehr jung vertheidigte er Sätze aus allen Theilen der Mathematik, der Experimental-Physik und der Naturgeschichte. Spallanzani sprach von dem jungen Luccaner als von einem Wunder, und behauptete: er überträfe Pico de Mirandola ^{*)}. Die andern Professoren waren auf den Ruf des Lehrers eifersüchtig; daher suchten sie dem Rufe des Zögling zu schaden, und wendeten bei den öffentlichen Übungen alle ihre Kräfte gegen ihn an. Der junge Lucchesini beantwortete aber ihre Argumente mit Nachdruck, mit Bestimmtheit, und — was noch seltnier ist — mit Ausdrücken, die sehr beschäden und für jeden seiner Gegner verbindlich waren. Als er sie zum Schweigen gebracht hatte, ging er ihre Einwürfe noch einmal durch, und zogt ihnen, womit sie ihre Gründe hätte verstärken können. Dieses unerwartete Vertragen erregte allgemeine Bewunderung, und blieb, als ein Beispiel, daß der menschliche Geist schon in einem zarten Alter fast übernatürliche Kräfte haben kann, in Modena unvergessen.

^{*)} Pico, Sohn des Grafen Franz von Mirandola, Zeitgenosse des Columbus, war durch seine frühzeitigen Kenntnisse ein wahres Wunder. Er mache in seinem drei und zwanzigsten Jahre zu Rom 900 Theses aus allen Wissenschaften bekannt, forderte die sämtlichen Gelehrten in Europa auf, sie anzutreifen, und versprach, ihnen, wenn sie dageu nach Rom kommen wollten, die Reisekosten zu erstatthen. Man verkehrte ihn aber aus Neid, und es ward nichts aus seines großen Disputation.

Der Marchese Luchesini hieß sich nun eine ge-
raume Zeit in Mailand auf, und ging dann nach Wien.
Hier ward er als ein junger, schöner, wohlgebildeter
Mann, der bei gründlichen Kenntnissen auch die anges-
nehmsten Talente für den Umgang besaß, allenthalben
wohl aufgenommen, und genoß der vorzüglichlichen Ach-
tung, auf die er bei seiner Geburt Anspruch machen
konnte.

In einem Alter von vier und zwanzig Jahren
ging er nach Berlin. Damals lebte Friedrich noch,
dessen Minister das waren, was sie seyn müssten: Volls-
zieher seiner Befehle. Als Luchesini sich ihm vorstel-
len ließ, ward er um so freundlicher empfangen, da
Friedrich an ihm auffallende Ähnlichkeit mit dem
Grafen Algarotti bemerkte, den er vorzüglich geliebt
hatte. Der König befragte ihn, und fand ihn sehr uns-
kerrichtet. Man weiß, wie sehr Friedrich der Franz-
ösischen Sprache geneigt war. Luchesini hatte sie
studiert, und sprach sie mit eben der Leichtigkeit, wie
die Deutsche *) und Englische. Er gefiel dem Könige,
der sich auf Menschenkenntniss verstand, und ward von
ihm zu seinem litterarischen Gesellschafter gemacht, wie
vor ihm Algarotti. Täglich kam er zu einer bestimmt-
ten Stunde zu dem Könige, um mit ihm zu arbei-
ten **), und war für ihn um so interessanter, da er bei ei-
nem leichten und glänzenden Conservations-Talent
auch Französische Verse, so gut wie Lateinsche ***)
und Italiänische, mache.

*) Jetzt spricht er das Deutsche so vollkommen, daß
man auch kaum etwas von einem fremden Accente an
ihm hört; aber damals war er dieser schweren Spra-
che wohl noch nicht ganz mächtig.

**) Sollte heißen: sich mit ihm zu unterhalten.

***) Besonders ist die vortreffliche Trauerode auf den
Kod Friedrich II. von ihm bekannt, die von Reich-

Bekanntlich hat er nun die Wissenschaften mit den Geschäften vertauscht *).

hardt in Musik gesetzt, und bei dem feierlichen Lese-
Gesangsausflug des großen Königs, in der Potsdamer
Garnisonkirche aufgeführt worden ist.

* Der Ueberseer lässt in diesem Kapitel verschiedene Umstände weg, weil er zuverlässig weiß, daß sie falsch sind; z. B. der Marchese Luchesini habe auf dem Schlosse in Potsdam gewohnt, sei von Friedrich II. in seinem Testamente zum Herausgeber seiner dater-
lassenen Schriften bestimmt worden, u. m. dgl. Als Erbsaft für diese Unrichtigkeiten, mag dem Leser nach-
stehende Anekdote dienen, welche den Charakter des Marchese Luchesini in einem eben so vortheilhaften Lichte zeigt, wie unser Verfasser seinen Geist und seine Talente. König Friedrich II. pflegte das Ar-
menhaus in Potsdam jährlich durch eine sehr annehm-
liche Summe zu unterstützen, und man rechnete biers auf beinahe, als auf eine gewisse Einnahme. Einmal blieb dieser Beitrag ein ganzes Jahr lang aus. Die Vorsteher der milden Anstalte wagten es nicht, den König an seine vorige Güte zu erinnern, und suchten sich durch öffentliche Aufführung eines Oratoriums wenigstens einigermaßen zu helfen. Sie brachten dem Marchese Luchesini ein Exemplar des Textes, und baten ihn, er möchte es dem Könige überreichen, und dabei von ihm einige Worte von der Armenanstalt sagen, zu deren Bestem die Musik aufgeführt werden sollte. Der Marchese erwiderte: ich bitte zwar den König nie um etwas, und mische mich auf keine Weise in Geschäfte; indes will ich in diesem Falle eine Ausnahme machen, sobald ich hoffen kann, daß meine Bitte eine gute Aufnahme finden wird. Er er-
kundigte sich nun jeden Abend, wenn er nach dem Schlosse kam, bei den Domestiken, ob der König bei vor-
züglich guter Laune wäre. Als dies nach einigen Tagen bejaht war, ließ er sich die Flügelthüren des königlichen Kabinetts beide öffnen, trat, mit einem Exem-
plare von dem Texte des Oratoriums unter dem Arm, sehr feierlich in das Zimmer, und machte wiederholte tiefe Verbeugungen. Dem Könige fiel das auf, und er fragte heiter, was es bedeuten sollte. Luce-
sini erwiderte: „Sire, das ist das Ceremoniell der Gesandten bei der und der kleiner Italiänischen Republik. Auch ich bin heute ein Gesandter: von

der leidenden Menschheit. „W. Meierstät haben bisher das Armenhaus in Potsdam jährlich unterstützt, und im letzten Jahre hat es vergedens auf Ihre Gnade gehofft.“ Friedrich II. ward bei diesen Worten ernsthaft, und der Marquise wollte sich schon entschuldigen; aber der große und gute König unterbrach ihn mit der Aeußerung: „Mein Ernst gilt mir selbst. Ich hätte das Armenhaus nicht vergessen sollen!“ Gleich am folgenden Tage schickte der König dieser Auskate einige hundert Thaler; und nicht lange nachher ließ er ihr 20,000 Thaler auszahlen. — Diese Anekdoten mag vielleicht in einigen Nebenumständen Brüderlichkeit bedürfen; aber in der Hauptsache ist sie zuverlässig.

Die Gelehrten.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Rom, ward ich der Signora Maria Pezzelli vorgestellt, bei der sich eine Gesellschaft von Gelehrten versammelt. Diese schon bejahrte Frau erinnerte mich an die hochachtungswerte Frau von Tencin. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen beiden Damen! Maria Pezzelli hat mit der liebenswürdigen Französin weiter keine Ähnlichkeit, als daß sich zu gewissen Stunden die Leute bei ihr versammeln, die man in Rom Gelehrte nennt, die aber an jedem andern Orte Pedanten heißen würden.

Maria Pezzelli hat von der Natur alles bekommen, was sie äußerst schätzbar für die Wissenschaften und Künste hätte machen können; aber da sie von Pedanten unterrichtet ward, so weiß sie nur zu disputiren, nicht zu sprechen, und hat nicht gesunden Verstand genug, um einzusehen, daß Unwissenheit bei weitem erträglicher ist, als Gelehrsamkeit ohne Geschmack und Beurtheilungskraft. Das Studium der todtten Sprachen und der Alterthümer hat ihr eine

zurückstoßende Steifheit gegeben, welche gar keine angenehme Idee aufkommen läßt und das Urtheil der Fremden über sie bestimmen muß.

Sie ist jeden Abend von ihrem gelehrten Hof umringt. Hinten in einem großen Saale sitzt sie auf ihrem hohen Stuhle, sehr gerade, und sehr gezwungen; so präsidirt sie in der Versammlung, welche sich, wie bei einer Kirchen-Ceremonie, in zwei Reihen geordnet hat. Alles bei ihr ist methodisch und abgeziert. Man diskutirt lange und frostig; die interessantesten Gegensände bekommen eine Art von lethargischer Kraft, welche den Geist und den Körper einschläfert. Sehr oft vermisse ich hier die Gesellschaft unserer liebenswürdigen Französinnen, die weniger, aber bessere Kenntnisse haben, da sie die Kunst verstehen, allen Gegensänden Annehmlichkeit zu ertheilen und dadurch den Werth derselben zu vergrößern.

Als ich dieser hochgelehrten Sitzung zum erstenmale beitruhnte, ward der Abend fast gänzlich damit zugebracht, daß man über eine Kamee sprach, welche der Prinz-Herzog gekauft hatte. Die Gelehrsamkeit äußerte sich hier mit einer Explosion, die gar nicht ihres gleichen haben kann. Die Kunstausdrücke gingen wie ein Lauf Feuer herum. Man fand es für gut, den Homer zu citiren; ferner Sophokles, Euripides, Demosthenes, Aeschines, kurz fast alle Dichter und Prosaisten aus den schönen Jahrhunderten Griechenlands. Aus diesem unendlichen, dunklen Chaos brachen freilich einige Funken hervor; aber sie zündeten nicht, und warfen übrigens kein Licht auf das, woran eigentlich die Rede war.

Als die Herren Gelehrten den Gegenstand in einer sehr übel angebrachten und an sich selbst lächerlichen Fluth von Neidseligkeit ersäuft hatten, beliebte es ihnen, sich mit den Amerikanischen Angelegenheiten zu

en bis-
erstühlt,
re Glas
Worten
nschalt-
ach ihn
ist. Ich
Gleich-
ter Aus-
nachher
se Meck-
Brich-
sie zu

m, ward
elt, bei
sammelt.
die hoch-
es ist ein
Maria
anzössinn
gewissen
e man in
n anderen
alles be-
Wissen-
ber da sie
sie nur zu
gesunden
Enthenheit bel
ohne Ge-
adiam der
ihr eine

beschäftigen. Man hielt Musterung über die vereinigten Staaten; und mit Verwechslungen der Zeiten, der Herter und der Begebenheiten ward nun die übrige Dauer der Konversation ausgefüllt, deren Langwierigkeit meine Geduld sehr auf die Probe stellte.

Ein solcher Mangel an geographischen und historischen Kenntnissen befremde mich indes eben nicht mehr, da ich schon wußte, wie unwissend die Römer in allem sind, was nicht unmittelbar mit den Alterthümern und Künsten in Verbindung steht.

Eines Abends war ich in einer Konversation, wo man über die Schweiz, besonders über die protestantischen Kantone, und über Genf, sprach. Die hochachtungswertigen Einwohner dieses Landes wurden verläumdet, und zwar bloß aus dem Grunde, weil sie nicht in die Messe gehen und keine Alterthümer kaufen. Endlich ward meine Geduld erschöpft. Da ich in jenem Lande gereist bin, so übernahm ich es, die Begriffe dieser Herren zu berichtigen. Ich lehrte sie Genf kennen, sagte thuen, wie klein dessen Gebiet, wie thätig die Einwohner wären, und wie sehr der Handel bei ihnen alles belebte. Auch entwarf ich die, für Menschen, welche wieder frei und glücklich werden wollen, so interessante Geschichte der kleinen Republik. Dann kam die eigentliche Schweiz an die Reihe. Mit natürlichen Farben schilderte ich ihre robusten Naturmenschen, wie sie durch Tyrannen empört wurden, gleich den Helden bei Thermopyla kämpften, glücklicher waren als die Spartaner, nicht fielen wie diese, und ihre Heinde besiegten; ferner, wie die Kantone nur in der Religion verschieden, sonst aber durch das Band brüderlicher Liebe auf immer vereinigt sind. Dieses kräftige Gemälde, das ich den Römern vorlegte, störte ihre gewohnten Begriffe, und es fehlte thuen nun gänzlich an Worten. Sie

Konnten die Fakta nicht läugnen, und wußten dem Nach-
sonnement, das sich ganz natürlich daraus herleiten
läßt, nichts entgegen zu setzen. Vielleicht hat es die
Folge, daß einige von Ihnen sich über die Sitten und
Gewohnheiten der Fremden zu unterrichten suchen,
und sie nicht mehr als Barbaren betrachten; und viels-
leicht habe ich etwas zu dieser moralischen Revolution
beigetragen.

Die Schriften dieser Litteratoren sind völlig eben
so, wie ihre Unterredungen. Sie schreiben rein, aber
ohne Geschmack, und ein weitschwefiger, hochtrabens-
der, schwefälliger Styl hat ihre ganze Bewunderung.
Armuth an Ideen verbergen sie unter einem Schwale-
le von Worten, die dem Ohre schmeicheln, aber Kopf
und Herz leer lassen. Ihre Lateinischen und Italiä-
nischen Gedichte sind höchst mittelmäßig. Sie kom-
men weder Tasso noch Ariosto nahe, und können
auch die Schönheiten eines Metastasio, oder Abba-
te Pavani bei weitem nicht erreichen. Die Prälaten
Stay und Borgia sind die einzigen, welche wahre
Kenntnisse und gründliche Gelehrsamkeit haben. Nur
wenige der so genannten Gelehrten verdienen von der
Menge der übrigen unterschieden zu werden. Ich nehme
indes mit Vergnügen den Abtete Artaga aus, der
eine Geschichte der Theater (Oper) geschrieben hat,
worin man interessante und wohl ausgeführte Untersu-
chungen findet. Sein Styl ist gut; und seine Kennt-
nisse in der Geschichte, den Künsten und Alterthümern
findt an ihm ein Verdienst mehr. Den Abtete Cunich*),
der über verschiedene Gegenstände Lateinisch und Ita-
lianisch geschrieben hat, kann man mit Vergnügen le-
sen. Der Abtete Serrassi ist Verfasser einiger gut

*) Raymundus Cunich. So schreibt dieser Gelehrte
seinen Namen; nicht, wie unser Verfasser: Kunig.

geschriebenen Abhandlungen und auch einiger glücklichen Verse.

Fast alle Römische Litteratoren können in die Klaſſe der Gelehrten geſetzt werden, welche Voltaire die Erdölter der Litteratur nannte. Sie wenden die guten Schriften, flicken sie, oder nehmen auch wohl einige Zeichen davon, und heften sie auf ihre eignen Komplilationen. Ein Genesender, der noch nicht wieder recht schlafen könnte, hätte Hoffnung, daß ihn diese Schriften in eine tiefe Ruhe und beinahe in lethargie bringen würden.

So viele lange Weile diese Herren mir auch machten, ging ich doch öfters in ihre Gesellschaften, um zu ſehen, ob etwa Gelehrsamkeit bei ihnen den Mangel an Talenten erſetzte. Die haben ſie wirklich; aber wie ist ſie beſchaffen! Sie wissen ganz genau den Ort, wo Hannibal ſein Lager aufſchlug, und wo er ein Auge verlor; ferner den, wo einer von den Graechen getötet ward, wo die Rednerbühne stand, und wo Camillus^{*)} focht. Im Nothfall können ſie auch den Raum angeben, den dieser durchſtieß. Sie verſtehen ſich darauf, die Verse von Homer, Virgil, Horaz und Juvenal zu zergliedern; auch wissen ſie, und zwar ſo bestimmt, daß ſich gar nicht daran zweifeln läßt, Cicero's Conſtatulation, als er die Rede pro lege Manilia hielt. Kurz, ſie wissen — was ſie nie hätten lernen sollen; und wissen das nicht, was des Wiffens werth ist.

So ist der gegenwärtige Zustand der Litteratur bei den Römern! Das hat die theokratische Regierung bewirkt! Auf diese Unwiffenheit in nützlichen Kenntniffen gründete ſie ihre Herrſchaft! Durch Fortpflanzung,

^{*)} Nach dem Folgenden ist es wahrscheinlich, daß der Verfasser hat: der eine Horatier, schreiben wollen.

dieselben glaubt sie den Lauf der Zeit zu verzögern. Ihre Vorsichtsmaßregeln verrathen ihre Vangigkeit; diese ist nicht ungegründet, und gerade ihre übermäßige Vorsicht wird ihren gänzlichen Untergang bewirken.

Sonderbare Anekdote.

Ich wollte meinen Aufenthalt in Rom außerst gern benutzen, um alles Merkwürdige darin kennen zu lernen; daher gling ich auch nach dem Kapuziner-Kloster, wortw. sich einige Gemälde von Guido Reni und Lanfranco^{*)}, ingleichen einige Medaillen befinden.

Als ich die Kirche^{**)} besehen hatte, wollte ich auch das Innere des Klosters kennen lernen. Ich habe schon oben bemerkt, daß die Mönche in Rom weit besser unterrichtet und weit höflicher sind^{***}), als an jedem andern Orte. Ein Fremder ist ihnen willkommen, und sie beantworten seine Fragen mit Vergnügen.

Der General des Ordens, ein Deutscher von Geburt, empfing mich sehr herzlich, und bot mir ein Frühstück an, was mich um so mehr überraschte, da es in Rom ganz ungewöhnlich ist, jemanden Morgens etwas anzubieten. Ich dankte für diese Höflichkeit so gut ich konnte, und versprach, meinen Besuch zu wiederholen. Die guten Patres erzählten mir: ihre Kirche und ihr Kloster wären auf Kosten des Kardinals Barberini, Bruders von Urban VIII., gebauet, der in ihrem Orden gewesen wäre.

^{*)} Gemälde von Lanfranco werden in Volkmanns Nachrichten u. s. w. bei dieser Kirche nicht angeführt; aber andre von A. Sachì, Tizian, u. s. w.

^{**) S. Concezione de Capucini,}

^{***}) S. oben S. 39.

Bei meinem zweiten Besuche fiel mir einer von ihnen auf, der schon hoch in die Jahre war, und dessen Physiognomie mir keiner Europäischen zu gleichen schien. Ich befragte ihn. Er ließ mich meine ganz einfache Frage mehrere Male wiederholen, und sagte mir dann: er wäre ein Perse und ein und neunzig Jahr alt. Diese Antwort machte mich neugierig; aber da sich der Greis, wie es schien, nur mit Mühe ausdrücken konnte, so wendete ich mich, um nähere Nachrichten über ihn zu erhalten, an seine Klosterbrüder, und er fuhr denn von Ihnen Folgendes.

Die Kapuziner haben ein Hospitium in Ispahan. Es wird eine Mission genannt; aber die Gesellschaften, die man dahin schickt, beschäftigen sich wenig mit dem Bau in dem Weinberge des Herrn. Die Idee einer Dreieinigkeit scheint den Muhammedanern so empörend, daß selten einer von ihnen die katholische Religion annehmen will, in der dieses Geheimniß eine wesentliche Glaubenslehre ist. Die Regierung braucht daher vor solchen Versführungen auch nicht auf ihrer Hut zu seyn.

Handlungs-Interesse hat den Sofi *) bewogen, den katholischen Gottesdienst zu erlauben. Uebrigens besuchen die Christen das Hospitium weniger in der Absicht, die Pflichten ihrer Religion zu erfüllen, als darin Hülfe bei Krankheiten zu finden. Die Mönche desselben haben sich nehmlich auf die Arzneiwissenschaft und Chirurgie gelegt. Deshalb erweisen die Eingebornen des Landes ihnen Achtung. Auch tragen sie zum Unterhalte dieser Mönche bei, die übrigens durch ihre Beschäftigung die Pflichten ihres Instituts ganz und gar nicht verlegen.

*) Sofi, oder Schach, Titel der Könige von Persien, der aber jetzt erloschen ist, da sich mehrere Khanen in das Reich gesetzen haben.

Doch wieder zu dem Greise. Thamas-Kuli-Khan fiel, als er Schach von Persien geworden war, in eine gefährliche Krankheit. Seine Leibärzte kamen diese nicht, und wußten sie folglich auch nicht zu heilen. Es ward jeden Augenblick schlimmer mit ihm. Der Ober-Schahmeister erinnerte sich der Mönche in dem Hospitium, und ließ den geschicktesten von ihnen, den Superior, holen. Kaum hatte dieser den Schach gesehen, so merkte er, daß die Krankheit von einer Indigestion herrührte, behandelte ihn dem gemäß, und heilte ihn. Die Belohnung dafür erfolgte bald. Der Schahmeister brachte dem Superior eine Börse voll Gold; aber der letztere schlug das Geschenk mit Dank aus. Als Thamas-Kuli-Khan dies von seinem Hofbeamten erfuhr, glaubte er, die Summe müsse zu klein gewesen seyn, und schickte nun dem christlichen Dervische, wieder durch den Schahmeister, ein beträchtliches Geschenk, ebenfalls in baarem Gelde. „Meine Ordensregeln,” äußerte nun der Mönch, „verbieten mir, Gold oder Silber anzunehmen. Ich bitte Se. Majestät sehr dringend, nicht darauf zu bestehen. Glaubt der Sofi, mir etwas für meine Bemühung schuldig zu seyn, so kann er mich durch die Zusicherung seines Schutzes belohnen. Das Einzige was ich annehmen darf, sind Lebensmittel.“ Der Sofi schien sich über diese Antwort zu wundern, befahl, daß man dem Dervische so viele Lebensmittel schicken sollte, als er nur verlangte, und vergaß dann die ganze Sache.

Bei dem Schahmeister war der Fall anders. Eine in seinem Vaterlande so unbekannte Uneigennützigkeit, die er auch an den früher in Ispahan gewesenen Missionarien nie bemerkt hatte, fiel ihm auf, und er wünschte, diese außerordentlichen Menschen näher kennen zu lernen.

Der Superior der Mission, von Geburt ein Römer, war ein gelehrter Mann, und sprach auch das Persische sehr gut. Der Schatzmeister besuchte ihn mehrere Male, und ließ ihn auch zu sich kommen, wobei er ihn denn sehr viel über die Sitten und Gebräuche in Europa befragte. Jener kannte nur Rom; und dies war für ihn die ganze christliche Welt. Er schilderte dem Schatzmeister diese Stadt mit so reizenden Farben, daß dieser auf den Gedanken kam, den Dienst eines Despoten zu verlassen, und künftig in dem Vaterlande der Künste zu leben, doch ohne deshalb an der Religion, die man daselbst bekannte, Geschmack zu finden. Er wollte unter Menschen wohnen, welche die höchste Achtung bei ihm erregt hatten. Um diese Idee auszuführen, mußte er einen Theil seines Vermögens mitnehmen. Er schob seine Reise auf, verbarg seine Gesamungen sorgfältig, und erwartete einen günstigen Augenblick.

Was in despatisch regierten Ländern nicht selten ist, geschah auch hier: Thomas Küli-Khan warb ermordet. Der Schatzmeister ergriß diese Gelegenheit, entfloh, und ging mit einigen christlichen Kaufleuten aus dem Lande. Sie reisten über Bagdad, kamen in Constantinopel an, und trennten sich daselbst. Der Perse ging, in Begleitung eines Mönches, den der Superior der Mission in Ispahan als Führer und Rathgeber hatte mit ihm reisen lassen, nach Rom. Dort verkaufte er seine, aus der Plünderung geretteten Diamanten, belegte die daraus geldlose Summe bei der Banke, und hatte dadurch ein mehr als hinlängliches Auskommen, um das Kloster für seinen Unterhalt entschädigen zu können. Das Uebrige verwendete er zu Handlungen der Wohlthätigkeit.

Dieser Mann fand die beste Aufnahme, und die Obern bewilligten ihm alle Vorrechte, welche die Or-

denstracht erheilt. Indes, ob er gleich diese, und die Lebensart der Mönche annahm, so behielt er sich doch das Recht vor, bei seiner Religion zu bleiben. Da er einen sanften, wohlthätigen, ruhigen Charakter hatte, und niemals disputirte, so erwarb er sich die Liebe aller seiner Mitbrüder, die nun auch nicht daran bestanden, ihn zu einem Proselyten zu machen. Alle Unterscheidung, die er sich gefallen ließ, war ein feineres Tuch und der Gebrauch von Wäsche.

Die ersten Tage nach seiner Ankunft in Nom erregte er Sensation. Man wollte ihn sehen, und jeder machte sich die Hoffnung, ihn zu bekehren. Er widerstand aber allem Zureden und allen Versuchungen. Der Papst war übrigens so vernünftig, diesen ein Ende zu machen und den bestimmten Befehl zu geben: daß man ruhig abwarten sollte, bis die Gnade an ihm mächtig würde. Vergebens schlug man ihm vor, das Kloster zu verlassen und in der Welt angenehmer zu leben. Er antwortete immer: „hätte ich der Annehmlichkeiten, die Ueberfluss giebt, genießen wollen, so wäre ich in Issahan geblieben. Liebte ich Reichthümer, und strebte ich nach Ehrenstellen, so könnte ich noch wieder dahin zurückkehren.“

Ich glaubte nicht, daß es, so lange das Christenthum existirt, zwei solche Beispiele in der Welt gegeben hat, und ich gestehe, daß mich die Mäßigung der Mönche und des Papstes eben so sehr wundert, wie die Unvorsichtigkeit des Persers, der, in Vertrauen auf das Wort eines Missionarius, sich nach einem andern Lande begab, um in der Tracht eines Bettelmonches Muhameds Gesetze zu befolgen. Dieser sonderbare Mann ist sieben und neunzig Jahre alt geworden und 1787 gestorben.

Der Kardinal Finocchetti.

Dieser Fürst der heiligen Kirche ist aus einer adeligen Familie in Pisa, und ward zu Livorno 1715 geboren. Er bekam den Kardinalshut 1787, in einem Alter von 72 Jahren, nachdem er dreißig Jahre darauf gewartet hatte. Pius VI gab ihm denselben; und ich denke, er wollte damit den Caligula nachahmen, der sein Pferd zum Consul mache.

Namazzini in Bologna hat über die Krankheiten geschrieben, die von den verschiedenen Künsten und Handwerken herrühren; Tissot über die Krankheiten der Gelehrten und anderer Personen, die eine sündige Lebensart führen müssen; mehrere andre Aerzte haben gezeigt, was für Uebel von steter Spannung des Geistes verursacht werden: aber noch keiner ist auf den Gedanken gefallen, Betrachtungen darüber anzustellen, was ein Prälat, ein Hofmann und ein Priester leiden¹, wenn sie vergebens auf den Kardinalshut, einen Orden, oder einer Pfalzinde warteten. Diese Krankheit hat mehr als Einen solchen Kandidaten weggerafft; Finocchetti aber widerstand ihr dreißig Jahre lang, und darüber. Und nun behauptet mir einer, es geschähen keine Wunder mehr!

Als ich diesen alten Kandidaten sah, bemerkte ich, daß er bei der Anwesenheit eines Kardinals gänzlich aus seiner Fassung kam. Er näherte sich der Eminenz, und machte eine tiefe Verbeugung. Dann sank sein Kopf maschinennäßig auf seine Brust; und so blieb er fünf bis sechs Minuten. Nachher erhob Finocchetti ihn wieder, und stieß einen tiefen Seufzer aus, der ihn, wenn er nicht hervorgebrochen wäre, unfehlbar erstickt hätte. Jede Kardinalspromotion zog ihm mehrere Fieberanfälle zu. Schon vier Päpste hatten ihm die Hoffnung gemacht, daß die Reihe endlich auch

an ihn kommen würde; und als dieses Versprechen nicht erfüllt ward, bekam er heftige Krämpfe, die ihn dem Grabe nahe brachten. Der einzige Trost, der ihn noch aufrecht erhielt, war die Hoffnung, daß er einst zu den Vorzügen und der Ehre des Seniors (Decano) unter den Prälaten gelangen würde.

Ob er gleich eigentlich gar keinen Anspruch auf eine solche Beförderung machen konnte, und obgleich unzählige Gründe dagegen waren; so hörte er doch nicht auf zu sollicitiren, und zu behaupten, daß der Kardinalshut ihm zukomme. Man wunderte sich über diese so oft wiederholte Aeußerung; und endlich kam man dahinter, daß sie von einem Verschenk Benedicts XIV herrührte. Dieser Papst verwechselte nehmlich Finocchetti mit einem andren, und sagte einmal zu ihm: „Haben Sie nur noch ein wenig Geduld! Wir werden nicht ermangeln, Ihren Wunsch zu erfüllen und Sie zum Kardinal zu machen.“ Als Clemens XIII auf den päpstlichen Thron kam, bewarb sich Finocchetti von neuem, und erhielt Versprechungen, die aber unerfüllt blieben; endlich ward er denn durch Pius VI von seiner dreißigjährigen Qual erlöst.

Es ist gebräuchlich, daß ein neuer Kardinal eine Dankagsungsrede hält: ungefähr eben so, wie ein Französischer Akademist nach seiner Aufnahme. Finocchetti wollte die Mode mitmachen; er stammelte ein Paar unzusammenhangende Redensarten her, und erhob am Ende den Ruhm Pius des VI wegen zweier, der Unsterblichkeit würdigen Handlungen, bis in den Himmel. Die eine war denn, daß Pius ihm den Kardinalshut gegeben; und die andre, daß er einige neue Obelisken hat aufrichten lassen.

Die Katakomben zu St. Sebastian.

Diese Katakomben liegen vor der Porta Capena, auf dem Wege nach Neapel; und ihr Eingang ist in der Kirche des Heiligen Sebastians. Wahrscheinlich hielten die ersten Christen an diesen unterirdischen Orten ihre Agapei oder Liebesmahl. Man hat mir auch in vollem Ernst gesagt: richtig gerechnet, lägen darin die Gebeine oder die Asche von siebzigtausend Märtyrern; und unter dieser Anzahl sind elf Päpste.

Um diese Katakomben hinlänglich kennen zu lernen, braucht man nun gerade nicht alle Gänge zu besuchen. Das wäre auch mit Gefahr verbunden, da man sich in ihnen einem Führer überlassen muß, den man nicht kennt, der für die Sicherheit des Fremden nicht verantwortlich ist, und der diesen, auch ohne Hand an ihn zu legen, heimlich auf eine grausame Art um's Leben bringen kann. Als ich so neugierig war, die Katakomben zu besuchen, bekam ich einen Begleiter, der sie ebenfalls sehen wollte; und so vertrauteten wir uns denn einem Manne mit sehr widriger Physiognomie an, der eine wohl verwahrte Laterne mit sich nahm, da jeder von uns nur ein Wachslicht hatte. Nur solche Führer kennen die mannigfaltigen Gänge dieser Gewölbe, in denen man sehr weit gehen kann. Uebrigens giebt es in diesem Labyrinth unzählige, einander gleiche Gänge, und man brauchte, um sich in ihnen zurecht zu finden, den Faden der Ariadne. Ihre Höhe ist nicht immer dieselbe; und man kann nur von Zeit zu Zeit in ihnen aufrecht gehen. An beiden Seiten der Gänge bemerkte man eine Art von Nischen, in denen Gebeine liegen, die man anführen kann.

Als ich in die Abtheilung St. Philipp kam, möchte ich nicht weiter gehen. Hier sind mehrere Namen

an

an die Wände geschrieben, unter denen ich auch „Gustav III.“ bemerkte.

Es lässt sich eben so schwer angeben, wann diese Gänge angelegt wurden, als zu welchem Gebrauche sie bestimmt waren. So viel scheint gewiss, daß sie von Menschenhänden gemacht sind. In Rom, wo alles auf Religion Beziehung haben muß, sagt man: die ersten Christen hätten sie bei den Verfolgungen ausgelegt. Daran zweifle ich aber; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß Leute, die sich nach allen Gegenden hin zerstreuten, um sich den Edikten der Kaiser zu entziehen, im Stande gewesen seyn sollten, sich einen, zwanzig (Italiäische) Meilen langen Zufluchtsort zu graben, und zwar ohne daß man sie, oder die Erde bemerkte, welche doch wohl anders wohin geschafft werden mußte. Wahrscheinlich wurden diese verdeckten Wege dazu angelegt, daß man im Fall einer Belagerung Kommunikation außerhalb der Stadt, und bei einem etwanigen Unglück einen sichren Zufluchtsort hätte. Die ersten Christen mögen denn, als sie umher irrten und sich den Augen der Regierung zu entziehen suchten, diese Freistätten entdeckt und ihre Versammlungen darin gehalten haben.

Die Wege in diesen Katakomben sind so enge, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen können. Ich fragte: ob auch der Kaiser Joseph die Katakombe besucht hätte; und der Führer bejahte das, setzte aber hinzu: er habe es nicht rathsam gefunden, so weit zu gehen, als wir jetzt schon wären. Diese Antwort diente mir zu einem Fingerzeige. Ich erinnerte mich nun an die Beispiele, die man mir erzählt hatte. Mehrere Engländer sind in diesen Katakomben von den mehitischen Däunsten erstickt worden. Es wäre lustig genug, wenn man nach Verlauf einiger Zeit, ihre todteten Körper heraus holte, und sie unter andern Nag-

Gesetz, 2. Thell,

R

men, den leichtgläubigen Frommen zur Verehrung aussehze!

Doch, wie dem auch seyn mag; ich ging mit meinem Gefährten zurück, der schüchterner war, als ich, und das Umkehren nicht hatte vorschlagen wollen.

Als wir wieder an das Tageslicht gekommen waren, erzählte uns jedermann, was für Zufälle Leuten, welche die Neugierde zu weit führte, jedes Jahr begegneten. Ich will, den Reisenden zur Warnung, einige davon hierher setzen, da man ihnen gewöhnlich von der Gefahr nicht eher etwas sagt, als bis sie mitten darin sind.

Vor einigen Jahren stiegen eine ziemlich beträchtliche Anzahl Schüler durch den Eingang bei der Villa Medici in die Katakomben. Sie kamen nie wieder zum Vorschein, und alles Nachsuchen war vergeblich. Zwei Deutsche hatten in eben dem Jahre, als ich mich zum erstenmal in Rom aufhielt, ein gleiches Schicksal.

Da es schlechterdings in keines Menschen Kräften steht, den Römern die Vortheile einer guten Polizei begreiflich zu machen; so hat man noch keine Vorsichtsmahregeln gegen solche Ereignisse nehmen können. Erzählungen davon machen auf die Priester keinen Eindruck. Uebrigens trifft ja diese Gefahr nicht sie selbst. Sie scherzen mit Leuten, die sich ihr aussetzen, gern darüber, und thun nicht das Mindeste, sie davon abzuhalten.

Bei Gelegenheit der Katakomben noch eine Anekdote. Ein Prälat fragte mich eines Tages: welches Thierfell ich wohl für das kostbarste hielte. Ich nannte den Marder, den weißen Bär, den weißen, rothen, blauen Fuchs u. s. w. Er erwiederte mir: „Sie irren Sich, mein Herr; es ist ein Priesterfell *).“ Dieses

*) Der Ueberseiter gesteht offenbarig, daß er das Wissen über Tressende in dieser Anekdote nicht begreift.

sehr offenherzige Geständniß schildert den Charakter,
der so lange Zeit verehrten Geschöpfe mit Einem Zuge.

Eine Anekdote, wodurch die äußerst große
Schwäche der Römischen Regierung cha-
rakterisiert wird.

Ich habe schon eingemal angemerkt, daß von allen fremden Ministern, die in Rom residiren, der Ritter Azara im Konsistorium den meisten Einfluß hat. Ohne Rücksicht auf die Verdienste dieses Ge- sandten, verschaffen ihm schon die Geldmeissen aus Spanien das Wohlwohlen des heiligen Stuhls. In den finsternen Jahrhunderten, nahm die Dreistigkeit des Römischen Hofs in eben dem Verhältnisse zu, wie die Ehrfurcht für ihn, zu der sich die Souveräne er niedrigten, sich vergrößerte. Er ist noch eben so gesinnt; aber er hat den größten Theil seines Uebergewichtes verloren, und wenn ein Minister von Festigkeit und entschiedenem Charakter die Vorrechte des von ihm repräsentirten Monarchen behauptet, so wird jener Hof äußerst geschmeidig. Nur ein Beispiel hiervon.

Einer von Azara's Bedienten trug ein Paket Minkin über den Platz Colonna. Die Wache hält ihn an; man visitirte das Paket, und konfiscirte es, weil es nicht gestempelt, folglich auch nicht auf dem Zollhause angegeben war. Der Domestik beschwerte sich bei seinem Herrn; und dieser deutete nun der Be-

Kann. Nebrigens sind des Verfassers Kenntnisse von dem größeren oder geringeren Werthe der verschiedenen Arten von Pelzwerk sehr unbestimmt; sonst hätte er wohl die Seeotter und den Zobel eher genannt, als andre Thiere.

hörde sogleich an: man sollte ihm den Mannin wieder herausgeben, oder er würde deshalb an den König von Spanien schreiben. Pius VI erschrak, als ob er schon eine Armee unten am Vatikan sähe, und ließ das Anerbieten thun, daß man die reklamirte Waare zurückgeben, oder, wenn sie etwa schon verkauft wäre, ihren Werth ersetzen wollte. Zugleich versprach er, die Wachen bestrafen zu lassen, welche sich unterstanden hätten, die Spanische Livrei zu beleidigen; als ob diese Leute nicht dem von ihm erlassenen Befehle gehorchen müssen! Azara antwortete aber: Diese Genugthuung sey nicht hinlänglich; er verlange, daß der Prälat Russo, damaliger Schatzmeister, sich über diesen Vorfall schriftlich gegen ihn entschuldige, und zwar in Ausdrücken, die ohne alle Zweideutigkeit wären. Der Papst, der sich hierdurch auf das äußerste gekränkt fühlte, ließ ihn bitten, seine Forderungen zu mäßigen; aber Azara erwiederte: wenn die verlangte Genugthuung nicht auf der Stelle geleistet würde, so ginge sein Courier ab, und er könnte dann nicht für die Folgen stehen. Der Papst ward über diese unerwartete Festigkeit bestürzt, und bat den Prälaten Russo, er möchte die Forderung des Spanischen Ministers doch nur erfüllen. Russo wollte sich nicht dazu verstehen. Nun brach der heilige Vater in Klagen aus, vergoss Thränen, bat den Schatzmeister flehentlich, und erklärte dann am Ende: er wäre also geneigt, sich so weit zu erniedrigen, daß er selbst die verlangte Genugthuung gäbe. Endlich schrieb Russo den Brief; aber das Schwerste war noch übrig. Azara hatte nehmlich verlangt, daß der Prälat das Bilslet ihm in Person bringen sollte. Darüber gab es neue Austritte zwischen dem Papst und dem Schatzmeister. Se Heiligkeit wären dem letzteren beinahe zu Füßen gefallen. Mit Wuth im Herzen, ließ er

sich indeß doch erweichen, und begab sich nach dem Spanischen Palaste. Er ward nicht angenommen, und ließ das Billet zurück. Azara benützte dieses nun auß besté: er ließ eine Menge Kopien davon machen und sie vertheilen; auch die Zeitungschreiber bekamen es, und zwar mit dem Andeuten, daß sie den Inhalt in ihre Blätter einrücken sollten. Azara sagte öffentlich: das erstemal, daß seinen Leuten wieder eine ähnliche Beleidigung widerföhre, ließe er den Schatzmeister aufgreifen, nach dem Spanischen Platze bringen, und eine gewisse Operation mit ihm vornehmen, die seine Stimme feiner machen, und ihm dann auch wohl bercheidne Sitzen geben würde, wie sie seinem Stande angemessen wären.

Das letztere brachte den Prälaten äußerst auf, und er bebte vor Zorn. Bei der Unmöglichkeit, sich dafür zu rächen, ließ er es damit gut seyn, daß er dem Ritter Azara in petto einen ewigen Hass schwor. Die äußerst große Nachgiebigkeit des Papstes vermehrte seine Wuth noch. Von diesem Augenblick an, wollte er mit Azara gar nichts mehr zu schaffen haben; er vermied ihn, und äußerte bei jeder Gelegenheit einen Zorn, der den Spanier sehr belustigte.

Pius VI hätte dieses Missverständniß gern beigelegt; aber diesmal gelang es ihm nicht. Russo gab nicht nach, und achtete nicht darauf, daß der Gesandte, als Privatperson, sich herabließ, ihm einige kleine Schritte entgegen zu thun. Der schwache Papst begriff nicht, wie Groß über eine Beleidigung, die keine Geldsache beträfe, so lange dauern könnte; er machte daher den Plan, Russo'n zu nötigen, daß er den Spanischen Minister sehen und sprechen müßte. Hierzu benützte er seine jährliche Reise nach den Pontinischen Sümpfen. Da es in der Regel ist, daß der Schatzmeister ihn dabei begleitet; so verabredete man, daß auch

Azara sich dorthin begeben und den Prälaten antreden sollte. Der Plan ward wirklich ausgeführt; aber der häßliche Ruffo vereitelte den gehofften Erfolg. Er gab dem Ritter keine Antwort, und wendete immer das Gesicht weg, um seinen Feind nicht in die Augen sehen zu dürfen.

Erinnern sich die Leser noch, was ich über Azara, sowohl in einem ihm besonders gewidmeten Abschneide, als in dem über Raphael Mengs *), gesagt habe; so werden sie sich vielleicht wundern, daß er es ratsam fand, bei dieser Gelegenheit so vielen Starrsinn zu beweisen, obgleich der Schatzmeister im Grunde weiter keine Schuld hatte, und nur den Beschlüßen seines Sohnes veralns völlig gehorsam gewesen war. Aber man muß sich auch erinnern, daß ihn ein langer Aufenthalt an dem Römischen Hofe mit dessen Art zu handeln bekannt gemacht hatte, und daß er ganz laut sagte: Um sich nicht unter den Despotismus des heiligen Stuhles beugen zu müssen, sey es nothwendig, ihn mit einem Stolze zu behandeln, der ihm ganz augenscheinlich zeige, daß sein Reich vorüber und die Herrschaft der Vernunft angegangen sey.

Allerheiligste Eitelkeit.

Alles, was die Person eines Römischen Oberpriesters angeht, bekommt immer den Beinamen: allerheiligst. Man sagt: die allerheiligste Mittagstafel, der allerheiligste Stuhl, das allerheiligste Bett; und diesen Betrieben gemäß, sollte man wohl auch den Dunkel oder die Eitelkeit des heiligen Vaters so nennen. Ich will nur einige Proben von Pius VI anführen.

*) S. 64 und 117.

Wenn der jetzige Papst bei der Wahl der Personen, denen er Stellen giebt, nicht besonderes Interesse hat, so bestimmt ihn gewöhnlich ihre Figur. Er zeigt bei allen Gelegenheiten einen entschiedenen Geschmack für schönen Wuchs; und dieser giebt fast immer seinem Urtheile über solche Menschen den Ausschlag. Jemand, dessen Physiognomie ihm gefällt, und der ihn für sich einzunehmen weiß, kann sicher darauf rechnen, alle Arten Gnadenbezeigungen von ihm zu erhalten.

Es ist bekannt, daß er sich übermäßig gern loben läßt. Man spricht ihn entweder gar nicht, oder sieht doch wenigstens sein Gesuch nicht erfüllt, wenn man ihm nicht schmeichelt. Aber von allem Lobe, das er mit so vieler Selbstgefälligkeit annimmt, berauscht ihn keines stärker, als was ihm über seinen edeln Gang und seine schöne Figur ertheilt wird. Vielleicht hat nie jemand diese Eitelkeit weiter getrieben. Eine Menge Leute ohne Talente, ohne Verdienst, erhielten, wenn sie ihn mit solchem Weihrauche betäubten, Aemster, Würden, und allerlei Mittel, ihr Glück zu machen.

Ein Kanonikus, dessen Kleidung und ganzes Neues res Dürftigkeit verriethen, stellte sich im Jahre 1786 an die Thür einer Kirche, in welche sich der Papst begieben wollte, näherte sich ihm, und rief in einem sehr vertraulichen Tone: viva il mio caro Pincio! quanto è mio caro, il mio Pincio! quanto è mai bello! (Es lebe mein liebes Plüschen! O, wie lieb habe ich mein Plüschen! o wie schön ist es!) Einen Augenblick nachher rief er in der Kirche, wohin er dem Papste nachgegangen war, wieder aus: che vago papetto! (o, ein allerliebstes Päpsten!) Nun machte der heilige Vater eine majestätische Miene, und sah dem Kanonikus ins Gesicht, doch ohne daß er verdrüßlich zu seyn schien. Der erste Prälat, der Se. Heiligkeit begleitete, verstand diesen Blick falsch, und bes-

fahl dem Kanonikus, sich nach dem Esercizio zu beges-
ben, wohin man in Rom die Geistlichen, die man be-
strafen will, zu schicken pflegt. Der Kanonikus ges-
horchte; aber vorher sprach er noch mit einem päpstli-
chen Kammerdiener, den er kannte, und äußerte: er
habe stets die größte Ehrfurcht für den Papst gehabt;
aber als er ihn zum erstenmale gesehen, sey er über des-
sen Schönheit in Erstaunen gerathen, und nicht im
Stande gewesen, den Ausbruch seiner Bewunderung
zu unterdrücken. Der Kammerdiener erzählte dies dem
Papste; und dieser erwiederte: Der Prälat wäre ein
...! (Hier gab er ihm seine Lieblingsbenennung,
welche die guten Sitten nicht zu wiederholen erlaubt.) „Aber, setzte er noch hinzu, es muß nicht so
aussehen, als hätte man nichts dagegen, daß ein Un-
terthan sich solche Freiheiten gegen seinen Herrn er-
laubt; und der Kanonikus muß seinen Arrest aushal-
ten.“ Ein Paar Tage nachher wurden zwei sehr gu-
te Pfründen erledigt; diese ertheilte der Papst dem
Kanonikus, und bezahlte die Kanzleigebühren aus sei-
ner Schatulle.

Drei Jahre vorher war ein armer Deutscher Pri-
ester nach Rom gekommen, um eine Ehe-Dispensation
für zwei Verwandten von ihm auszuwirken; aber da
er kein Vermögen hatte und die nothwendigen Vor-
schüsse nicht machen konnte, so gelangte er nicht zu sei-
nem Zwecke. Jemand lehrte ihn nun das Mittel, wie
er von dem Papste bemerkt und bei ihm beliebt wer-
den könnte. Der Priester erfuhr, daß Se. Heiligkeit
Sich zu einer gewissen Stunde nach der und der Kir-
che begeben würde; und ging ebenfalls dahin. Sobald
er den Papst aus dem Wagen stiegen sah, sagte er ganz
laut, so daß er gehört werden mußte: „was für ein
schöner Papst*)!“ Pius wendete sich zu einem von

*) Es ist bekannt, daß die Franzosen ein Paar Deutsche
Worte, die sie etwa gelegentlich anführen, immer arg

selnen Schweizern, und verlangte zu wissen, was der fremde Priester gesagt hätte. Der Schweizer übersetzte die Worte in's Italläische. Der Papst ließ nun den Priester zu sich kommen, gab Befehl, daß ihm die Dispensation unentgeldlich ausgefertigt werden sollte, bezahlte ihm die Reisekosten, und machte auch, daß er ein Kanonikat in Deutschland bekam. Ungefähr eben so hielt er es mit einem Ungarischen Priester, der in Angelegenheiten nach Rom gekommen war, und bei seinem Anblick gleiche Bewunderung äußerte.

Pius VI hat viele Mätressen gehabt. Am längsten liebte er Giulia Falconieri, die Mutter der Constantia Onesti, welche seitdem den Prinzen, Neffen des Papstes, geheirathet hat. Es läßt sich gar nicht daran zweifeln, daß diese Prinzessinn die Tochter des Papstes ist; man braucht sie nur zu sehen, um davon überzeugt zu seyn. Aber Pius hat für diese Nichte mehr als väterliche Zärtlichkeit; und er ist nicht immer behutsam genug gewesen, seine Gefühle und sein Verhalten in diesem Stücke zu verborgen *).

Noch eine allerheiligste Eitelkeit.

Pius VI hält sich nicht nur für den schönsten Mann, sondern glaubt auch der beredteste, der klügste

verstümmeln. Auch hier ist im Originale ein lustiges Beispiel davon. Die fünf Worte sind darin auf folgende Art orthographisirt: *wass fires schöner papst!*

*) Der Priester hat verleitet unsren Verfasser bisweilen zu augenscheinlichen und schreienden Ungerechtigkeiten. Auch diese Neuerung gehört wahrscheinlich dahin; denn selbst die bittersten Feinde von Pius VI haben ihn doch nie zu einem Alexander VI gemacht.

von allen zu seyn, und den geläutertsten Geschmack zu haben. Einige Prälaten fielen bloß deshalb bei ihm in Ungnade, weil sie in seiner Gegenwart Benedict XIV und Ganganielli lobten, was er als einen indirekten Tadel seiner eignen Person ansah. Er möchte gern der einzige Mann seyn, dessen Vollkommenheiten man priere, und alle Güter der Erde entweder als sein besitzen, oder sie doch an seine Familie bringen.

Dieser Papst strebt, ohne das Erforderliche das zu zu haben, nach allen Arten von Ruf. Er hält sich für den gelehrtesten Alterthumsforscher, für den besten Kenner in allen Künsten. Auch rühmt er sich, vor Zeiten mit Glück gemalt, modellirt, und Verschiedenes geschrieben zu haben, das er sehr lobt, wovon ihm aber die Manuskripte verloren gegangen sind.

Die Vorgänger von Pius VI hielten sich in Glauhenssachen für unfehlbar; er aber in Allem. Es fällt ihm nicht ein, daß man Albernheit und Ignoranz gar nicht stärker zeigen kann, als wenn man darauf Anspruch macht, alles zu wissen.

Ganganelli hatte angefangen, im Vatikan ein Museum anzulegen, das unter dem Namen des Clemensischen bekannt ist. Damit es nicht länger nach seinem Stifter, sondern nach ihm genannt werden sollte, ging Pius so weit, daß er mehrere Steine, auf denen der Name Clemens XIV stand, wegnahmen und andre mit dem Namen Braschi an ihre Stelle setzen ließ. Bei jedem Schritt in Rom sieht man ähnliche Beweise von seiner kindischen Eitelkeit, selten Namen und sein Wappen anbringen zu wollen. Könnte er nur, so plünderte er das von Clemens XIV angelegte Museum auf dem Kapitol, um das im Vatikan damit zu bereichern. Der Aufscher des ersten, ein Mann von großem Talent, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, sagte mir einmal: er wagte

es nicht mehr, den Papst um Reparatur irgend eines von den Meisterstücken im Clementinischen Museum zu bitten, so sehr auch manches sie bedürfte; denn der Papst würde alsdann diese Kunstwerke unfehlbar in sein Lieblings-Museum bringen lassen.

Skandalöse Unbilligkeit Pius VI.

Schon ein einzelges Beispiel wird hinlänglich seyn, die unanständige Habgier Pius VI zu zeigen.

Karl Ambrosius Lepri, ein Lastträger zu Busfa, einem Flecken im Herzogthume Mailand, hatte sich in Rom durch Talente und Industrie, ein beträchtliches Vermögen erworben. Er nahm Grundstücke bei Camachio, im Herzogthume Ferrara *), von der apostolischen Kammer in Erbpacht, spekulierte mit Glück, und brachte ein Vermögen zusammen, das auf 800,000 Römische Scudi, oder 4,400,000 Französische Livres, geschätzt ward.

Lepri hatte drei Söhne: Amasis, Joseph und Johann. Diesen übergab er noch bei seinen Lebzeiten durch eine unwiderrufliche Schenkung sein ganzes Vermögen, (wobei er sich indeß den Missbrauch vorbehielt), und machte es zu einem ewigen Fideikommiß, welchem zufolge die beiden andern Brüder, wenn der dritte ohne männliche Erben zu hinterlassen stirbe, an dessen Stelle treten sollten.

Johann, der älteste Sohn, starb nicht lange nach des Vaters Tode, ohne Kinder zu haben; dann auch Joseph, der nur eine Tochter, Namens Anna Maria, hinterließ. Der dritte, Amasis, war Priester geworden. Als der letzte unter den drei Brüdern,

*) „In der Mark Ancona,” sagt der Verfasser unrichtig.

hatte er den Genuss des sämmtlichen Vermögens, und behauptete, so sehr unbeschränkter Besitzer desselben zu seyn, daß er es seiner Nichte, Anna Maria, deren Mutter er haßte, entziehen könnte. Alle Rechtsgelehrten in Rom waren entgegen gesetzter Meinung, und behaupteten: dem ausdrücklichen Inhalte der Urkunde gemäß, müßte das Vermögen an seine Nichte fallen.

Der Priester Amasis ließ es sich von mehreren Gerichtshöfen schriftlich geben, daß er befugt wäre, willkürlich über sein Vermögen zu verfügen; da aber mehrere Rechtsverständige ihm versicherten, daß diese Schriften völlig ungültig wären und leicht kassirt werden könnten, so nahm er seine Zuflucht zu einem anderen Mittel. Er bestach Zeugen, daß sie aussagen müssten: Anna Maria sey nicht ehelich geboren. Durch diese schwarze Handlung empfahl er jedermann, der sie erfuhr; und sie zog ihm den Schimpfnamen: Amenius demens (der unsinnige Amensis) zu.

Als Pius VI diese Sache erfuhr, fiel es ihm ein, sich das ganze Vermögen zuzueignen, und es unserm Amasis durch das Versprechen eines Kardinalshutes abzulocken. Den Auftrag zu dieser schändlichen Unterhandlung gab er einem gewissen Nardini. Dieser Gauner schmeichelte sich bei dem alten Priester ein, und stellte ihm dann in Vertrauen vor: da sein Vater das ganze Vermögen im Kirchenstaate erworben hätte, so würde er, Amasis, billig und erkennlich handeln, wenn er den Papst zu seinem einzigen Erben einsetze; zumal, da er zweifelte, ob Anna Maria, die Tochter seines Bruders, rechtmäßig geboren wäre. Darbei äußerte Nardini zugleich: der Papst würde diese Begünstigung unfehlbar dadurch erwiedern, daß er ihn mit Ehren und Würden überhäufste. Daß Amasis seinen Haß und seinen Stolz auf diese Art zugleich

befriedigen konnte, war für ihn ein sehr starker Beweisungsgrund, der seinen Entschluß wohl bestimmen mußte. Er schenkte nun dem Papste sein sämtliches Vermögen in aller Form, und ließ ihm gänzliche Freiheit darüber zu disponiren. Der Papst gab es augenblicklich seinem Neffen, und achtete nicht weiter auf das Versprechen, das er dem Priester hatte machen lassen.

Bald nagten Verdrüß über die Wortbrüchigkeit und den Undank Pius VI., so wie Neue über seine ungerechte Handlung, an dem Herzen des Priesters Amasis. Er suchte die letztere durch ein Testament wieder gut zu machen, worin er erklärte: „dass er sein sämtliches Vermögen dem Papste geschenkt habe, dazu sey er nur durch die Versführung von dessen Unterhändlern, und durch Haß gegen seine Schwägerin bewogen worden, die er hiermit um Verzeihung bitte, wobei er zugleich sein Verbrechen gestehe und seine Schenkung annullire.“

Auch Mardini bezeugte im Sterben, wie sehr er es bereue, daß er sich von Pius VI. zur Bestrafung einer so abscheulichen Ungerechtigkeit habe brauchen lassen.

Amasis Testament und Mardini's Geständniß wurden bald in ganz Rom bekannt. Jedermann äußerte laut seine Indignation über den Papst; aber der lachte darüber, und behauptete trotz dem allen: Amasis Schenkung sey ein Wunder des heiligen Petrus. Anna Maria und ihre Mutter entschlossen sich, so lange zu schweigen, bis Pius VI. stirbe; sie glaubten nehmlich, er wäre zu mächtig, und sie würden für jetzt bei den Gerichtshöfen nicht durchdringen, daß ihre Rechte anerkannt würden. Aber der Papst erklärte sich dieses Stillschweigen vollkommen richtig, und fürchtete es sogar. Er wollte daher seinem Neffen die Frucht seines Verbrechens gänzlich zusichern;

denn er sah voraus, daß über den sich einst ein Ungewitter zusammenziehen würde, wenn er es nicht ableitete, so lange er seine Macht noch missbrauchen könnte. Er ndthigte daher die Pupille (Leprä), einen Prozeß gegen ihn anzufangen und ihre Rechte geltend zu machen. Sie erregte nun so allgemeine Theilnahme, auch war die Ungerechtigkeit; gegen die sie reklamirte, so augenscheinlich, und verursachte so große Indignation, daß die Richter geneigt schienen, das Urtheil des ganzen Publikums zu bestätigen. Der Papst konnte nicht mehr daran zweifeln, daß die Sentenz gegen ihn ausfallen würde, da er nun einmal nicht im Stande gewesen war, die Mitglieder der Rota, vor welchem Tribunale der Prozeß geschlichtet werden müßte, zu bestechen; er schlug daher einen Vergleich vor, den die Pupille auch unverzüglich annahm. Das Vermögen ward zwischen ihr und dem Neffen des Papstes getheilt. Aber gewiß muß er, wenn einst der Tag der Gerechtigkeit kommt, auch die andre Hälfte, die er jetzt noch unrechtmäßig besitzt, mit den Zinsen davon, wieder herausgeben; und dann behält er von dem Verbrechen seines Oheims und von seiner eignen Niederträchtigkeit weiter nichts, als den Abscheu und die Verachtung, die beide vollkommen verdienen.

Eine Unterredung.

Der Charakter der jefjigen Römer zeigt die erstaunlichsten Widersprüche, und fast immer die beiden Extreme. Die Leute in Aemtern sind in Röm beinahe allgemein niedrig und weggeworfen; aber das Volk ist eins der geistreichsten und kraftvollsten in der

Welt. Es spricht verständig, lebhafte und nachdrücklich; hat ein sanftes, zuvorkommendes Wesen, und zeigt sich im gesellschaftlichen Leben freimüthig und offen. Doch dieser Charakter ändert sich, und entartet bei allen denen, welche in den Dienst des Hoses treten oder irgend eine bedeutende Stelle erhalten. Dies beweist denn, daß die gegenwärtige Regierung von Rom dem Charakter der Nation gar nicht angemessen ist; und daraus läßt sich schließen, daß unfehlbar bald eine Demokratie an ihre Stelle treten wird: die einzige Regierungsform, die für das Römische Volk paßt und dessen würdig ist *).

Schon anderswo habe ich gesagt, daß ich bei meinem zweimaligen ziemlich langen Aufenthalte in Rom alle Morgen zu Fuß auszugehen pflegte. Ich suchte mit elgnen Augen zu sehen, zu prüfen und zu urtheilen; auch redete ich auf den Straßen und öffentlichen Plätzen gern Leute an, die mir begegneten, und von denen ich glaubte, daß ich mich mit ihnen über allerlet unterhalten könnte, was manchem Andern wohl sehr geringfügig scheinen mag, für mich aber immer sehr wichtig gewesen ist. Diese, für jeden, der die Sitten und Gebräuche eines Landes kennen lernen will, als lenthalben nützliche und vortheilhafte Gewohnheit, ist in Rom nothwendig, wenn man seinen Endzweck zu erreichen wünscht. Bald wendete ich mich an einen Priester in Lumpen, bald an Bettelmonche, Kapuziner, Franziskaner oder Minimen; zu anderer Zeit an Abbat in elegantem Anzuge, und von gesztem Wesen; noch öfter indeß an Handarbeiter und bloße Tagelöhner. Die letzteren sind in Rom sehr

*) Der Verfasser schrieb dies wohl früher, als die Scene mit Basserville in Rom vorfiel. Das dortige Volk hat ja bei dieser Gelegenheit den entschiedensten Haß gegen die Französische Freiheit geäußert.

scherhaft, und geben oft Antworten, wie man sie von Leuten, welche zum Theil nicht einmal das Alphabet ihrer Muttersprache kennen, wohl kaum erwarten sollte.

Zu Ende des Decembers, bei sehr empfindlicher Lust, ging ich eines Morgens in einen Mantel gehüllt aus, und betrachtete auf dem Platze Navona den schönen Springbrunnen von Bernini. Ein Fischhändler sah mich sehr aufmerksam an. Ich bemerkte, daß er große Lust hatte, mit mir zu sprechen; und als ich ihm dann entgegen kam, fiel nachstehende Unterredung zwischen uns vor:

Ich (indem ich auf die Fontaine zeigte). Ein vortreffliches Werk! Es erregt Bewunderung! Meint Ihr das nicht auch?

Er. Denke nur nicht etwa, es wäre uns zum Besten oder zu unserer Bequemlichkeit gemacht!

Ich. Nun? wozu denn sonst?

Er. Bloß, um daran das Wappen und den Namen des Papstes anzubringen, der es auf unsre Kosten hat machen lassen. Du solltest nur wissen, wie die verwünschten Priester der Eitelkeitsteufel plagt!

Ich. Das weiß ich recht gut, und bin ganz Deiner Meinung. Aber bei dem allen ist die Fontaine doch herrlich.

Er. Ja, nun ja! Aber Brot ist besser.

Ich. Kann seyn; indess durch diese Fontaine wird es nicht seltner und nicht theurer.

Er. Du irrst Du Dich. Unsre Priester dürften nur nicht so eitel seyn, so wendeten sie das Geld, das sie uns stehlen, besser an. Anstatt Obelisken aufzurichten und prächtige Fontainen anzulegen, sollten sie diese Wüsteneien urbar machen lassen, die ehemals voll Städte und Dörfer waren. Fruchtbare und gut angebaute Felder wären wohl noch besser, als die St. Peterskirche. Dann würde das Brot nicht so theuer seyn, und mit unsern überflüssigen Reiche

Reichthümern könnte man die Städte noch immer verschönen und gieren. Unsre Priester sind nichts als Dummköpfe, die der einfältigste Hochmuth in Einem fort blind macht.

Ich. Eh! Du sprichst ja, wie ein Buch!

Er. Ich habe in meinem Leben keins gelesen.

Ich. Wie so?

Er. Ich kann nicht lesen.

Ich. Warum hast Du denn das nicht gelernt?

Er. Mein Vater, meine Mutter und alle meine Vorfahren haben, so viel ich weiß, auch nicht mehr gelernt.

Ich. Wie seid Ihr denn aber alle zu dieser Gleichgültigkeit gekommen?

Er. Nun, wer ist sonst Schuld daran, als unsre hässlichen Priester! Sie fürchten, das Volk möchte klüger werden. Aber das Volk? O, man weiß recht gut, daß unsre Priester, mit aller ihrer Theologie, doch nicht einmal so viel wissen, als unser einer.

Ich. Ja wohl! Da hast Du sehr recht. Über das Volk würde noch einmal so klug seyn, wenn es lesen und schreiben könnte. Alsdann sähe es, was es jetzt wegen seiner Unwissenheit nicht sehen kann.

Er. O, wir sehen genug! Wir brauchen nur unsre Augen und Ohren, um uns täglich und ständig zu überzeugen, daß unsre Priester sehr üble Führer sind.

Ich. Wie, meinst Du denn aber, daß sie es besser machen könnten?

Er. Nun, von den Priestern muß man auch nichts Besseres erwarten. Die sind schon im Bösen verhärtet, und bilden sich ein, ihr Vortheil erfordere, es zu thun.

Ich. Ich verstehe Dich nicht.

Er. Herr, das sagst Du nur so. Du verstehst mich recht gut.

Ich. Nein, nein. Du mußt deutlicher reden.

Er. Ja nun! ich meine, es wäre gar nicht übel, wenn wir es eben so machten, wie die Franzosen. Die haben ihre Priester, ihre großen Herren, ihre Minister und ihren König zur Vernunft gebracht; wir aber sind so

bunni, uns noch immer von den unsrigen regieren zu lassen, die gewiß nicht einmal so viel werth sind, als die Französischen.

Ich. Du weißt also, was in Frankreich vorgegangen ist?

Er. O, wir wissen genug davon, so viele Mühe sich unsre Priester auch gegeben haben, es uns zu verbergen. Aber die Wahrheit kommt früher oder später ans Licht. Sie sagen uns einmal über das andre: in Frankreich gehe alles schlecht; man thue da weiter nichts, als stehlen, ermorden, sengen und brennen; alles sey in der größten Unordnung, und jedermann schwärze täglich und stündlich in Gefahr, sein Vermögen oder sein Leben zu verlieren.

Ich. Und glaubst Du denn das?

Er. O, nein! Eben deshalb, weil unsre Priester es uns verschichern, glaube ich es nicht. Sie sagen das nur so, daß sie es uns verleidet wollen, eben so zu Werke zu gehen, oder wenigstens den Versuch zu machen; sie möchten uns gern überreden, das Volk sey nicht im Stande, sich selbst zu regieren. Aber von unsren Vorfahren hab' ich mir ganz etwas Andres erzählen lassen. Man sagt, sie sind nie größer und glücklicher gewesen, als da sie ihre eignen Herren waren.

Ich. So verhält es sich wirklich.

Er. Ich möchte nur wissen, ob es wahr ist, daß man in Frankreich alles Vermögen gleich vertheilt hat.

Ich. Könntest Du das in Ernst glauben?

Er. Niemand von uns glaubt es, und wir sind sogar überzeugt, daß es ein großes Unglück wäre. Mögen doch die Reichen ihren Überfluss behalten; genug, wenn sie nur nicht das Recht haben, allein Gesetze vorzuschreiben.

Ich. Nein, mein Freund. Man hat in Frankreich die Unordnungen nicht begangen, die man der Nation Schuld giebt ^{*)}. Das Recht des Eigenthums, welches al-

^{*)} Voraus gesetzt, daß der Französische Bürger Joseph Gorani das hier mitgetheilte Gespräch wirklich ge-

lenthalben heilig senn muss, wird dort mehr als jemals gehert; man wollte nicht, daß die Priester länger in Weichlichkeit und anständigem Ueberflus leben könnten, indes Andre nicht einmal genug hätten, ihre nothwendigsten Besdürfnisse zu bestreiten; man hat unter ihnen mehr Gleichheit zu bewirken gesucht, da man Allen Mittel gab, mit Aufstand, aber ohne Prunk zu leben. Man hob die Veräufligkeit der Aemter und Würden auf, doch so, daß man die, welche dergleichen durch Kauf besaßen, entschädigte. Man wollte nicht, daß es von den Launen eines Königs, oder den Leidenschaften der Minister abhangen sollte, das Volk dadurch zu morden, daß sie es zu einem Kriege verurtheilten, der weder dessen Ehre, noch dessen Glück befördern könnte. Man nahm ihnen zugleich das ungerimte und grausame Recht, Abgaben nach ihrer Willkür aufzulegen, und machte sie überhaupt verantwortlich für alles das Böse, das unter ihrer Administration geschähe. Die Titel: Prinz, Herzog, Graf, u. s. w. sind abgeschafft, weil man bemerkte, daß sie weder von Gott, noch von der Natur herrühren **), daß sie nur Anmaßungen des Grossen sind, und daß es keine ehrenvolleren und schöneren Titel gibt, als die: Mensch und Bürger. Uebrigens bestehen alle Rechte des Volkes, oder die Ausübung seiner Souverainität darin, daß es alle seine Obrigkeit, alle

halten hat, so war das doch zu einer Zeit, da der Sturm der Revolution noch nicht die schlechtesten Menschen empor gegleubert hatte; da die Männer des roten August und die Septembrister noch nicht hervor getreten waren; da noch keine Darlehne erzwungen wurden, u. s. w. Was Herr T. Goranf jetzt sagen möchte, läßt sich nicht errathen; der Fischbäker aber würde unfreitig die Regierung seiner Priester errädlicher finden, als den Despotismus der Freiheit und Gleichheit.

*) Tout ce qu'ont fait les hommes, les hommes peuvent le détruire: il n'y a de caractères ineffacables que ceux qu'inprime la nature; et la nature ne fait ni Princes, ni Riches, ni grands Seigneurs. J. J. Rousseau, Emile, lib. III.

seine Repräsentanten wählt, die, wenn die Wahl geschehen ist, eben so respektirt werden müssen, wie das Volk selbst. Dieses wählt sie durch Mehrheit der Stimmen, und zwar unter denen Personen, die in dem Ause stehen, daß sie sich durch Kopf, Kenntnisse und Rechtschaffenheit auszeichnen. Eben so ernennt es seine Bischöfe und Pfarrer. Das, mein Freund, ist es in wenigen Worten, was man in Frankreich gethan hat. Ohne Zweifel sind einige Irrthümer begangen worden. Ja, noch mehr: Vögelwichtiger haben den Namen des Volkes gemisbraucht; ungestrafe Verbrechen zu begehen; aber solche Unordnungen und Unglücksfälle waren von jeher unzertrennlich von einer Revolution, welche politische Gleichheit einführen soll.

Fr. Ei, Herr! Du maßt mir eine wahre Freude! Also giebt es in Frankreich keine Grafen und keine Herzoge mehr?

Ich. Nicht einen einzigen. Aber es giebt eine Versammlung von National-Repräsentanten; es giebt obrigkeitliche Personen, Départements, Districte, Municipalitäten, deren Mitglieder sämmtlich von dem Volke frei gewählt und nach Verlauf einer bestimmten Zeit durch andre ersetzt werden.

Fr. Das ist ja herrlich! O, wenn wir doch so glücklich wären, es eben so machen zu können, und unsre noch lächerlicheren Titel: Kardinal und Monsignore, abzuwassen! Warum haben wir nicht Konsuln anstatt eines Papstes? — Man hatte mir für ganz gewiß versichert, in der Französischen National-Versammlung wären Ackergerze (wie man es nannte) vorgeschlagen; oder man hätte beschlossen, die Güter zu theilen, und es wirklich gethan. Und das glaubte ich stief und fest. — Du bist also auch ein Franzose?

Ich. Nein, das nicht. Aber ich bin seit der Revolution in Paris gewesen; auch habe ich dort Freunde und Korrespondenten, die mir alles, was vorgeht, genau schreiben. Du kannst Dich darauf verlassen, daß Alles, was ich Dir sage, die reine Wahrheit ist. Freilich hat ein Priester — ein Fanatiker, oder vielleicht noch etwas Schlim-

meres — eine Theilung der Güter vorgeschlagen; aber man lachte ihn und seinen Antrag aus, der selbst bei den Vermüten nur wenig Beifall fand. Man darf sich indeß über eine solche Tollheit gar nicht wundern; denn es ist ja fast unmöglich, daß sich in einer zahlreichen Versammlung nicht irgend ein verrückter Mensch finden sollte, der unklugen Rath giebt! Aber darauf kommt wenig an; auch die Freiheit muß ja ihre kleinen Inkonvenienzen haben. Uebrigens braucht man sich mit dem Unsinne, den das verbrannte Gehirn eines Fanatikers ausbrütet, weiter nicht viel zu beschäftigen, wenn nur die große Masse der Nation die Gefahr einsicht und dergleichen Rathschläge, sobald sie zum Vorschein kommen, auch schon verwirre. Die kleine Anzahl von Ignoranten oder übel organisierten Köpfen, die dergleichen Ungereimtheiten vorschlagen, und sich in einer zahlreichen Versammlung von vernünftigen Leuten befinden, sind wie schlechte Säfte, die auch der gesündeste und stärkste Körper hat. Auf das Ganze der erlassenen Dekrete muß man Rücksicht nehmen. Könntest Du lesen, so solltest Du zu Deinem Vergnügen sehen, daß sie fast alle herrlich sind, und daß sie besonders den Zweck haben, das Glück des großen Haufens zu befördern.

Er. Altezza, ich danke Dir, daß Du so gut gewesen bist, mir so viel Schönes zu sagen.

Ich. Ich muß gehen, mein Freund. Es ist heute kalt. Freilich schützt mich ein guter Mantel; aber Du bist nicht warm genug angezogen, und gingeßt wohl ohne Zweifel gern weiter, um nicht der kalten Luft ausgesetzt zu seyn, an die Du in einem so milden Klima, wie das hierige, nicht gewöhnt seyn kannst.

Er. Nun freilich kann ich mich nicht erinnern, daß mich jemals so gefroren hätte. Ihr Ultramontaner müßt uns die Kälte aus eurem Lande mitgebracht haben.

Ich. Kälte bringen wir aus unsern Ländern nun wohl nicht mit nach Rom; aber den größten Theil des Geldes, das in eurer Stadt cirkulirt.

Er. Nun ja, die Fremden sind uns durch ihren Aufwand allerdings nützlich; aber auf der andern Seite macht Ihr Ultramontaner ja in Eurem Kirchenwesen so viele Reformen, daß wir darüber oft verhungern möchten. Und unsre nichtswürdigen Priester denken nicht daran, dem Uebel abzuholzen, was doch so leicht wäre.

Ich. Was meinst Du damit?

Er. Hast Du, ehe Du nach Rom kamst, die Fesber um uns her nicht gesehen? und hast Du nicht bemerkt, daß sie wohl fruchtbar seyn würden, wenn man sie nur ansäugte?

Ich. Nun, das weiß ich sehr wohl; ich wollte es aber von Dir hören. Du hast sehr Recht, und ich sage das Euren Kardinälen, ja dem Papste selbst, oft genug; aber sie wollen nicht hören und nicht sehen. Das Römische Volk darf nicht eher hoffen glücklich und mächtig zu seyn, als bis es fühlte, wie stark es selbst, und wie schwach, wie lasterhaft und verderbt die Eminenzen sind, die es beherrschen; Kurz, als bis es den Much hat, das Französische Volk nachzuhahmen, das weit zahlreichere und schrecklichere Hindernisse besiegen mußte, als es hier giebt. Die Französische Regierung hatte alle Kraft bessammen, wodurch sie Widerlichkeit gefährlich machen konnte; aber Eure Priester haben durch nichts weiter Kraft, als weil Ihr so weichlich, gebüldig und muthlos seid.

Er. Du hast sehr Recht, liebe Alrezza. Wollte der Himmel, Du köndest unser Land, mit dem Du so gut verant bist, regieren helfen! Bleib' nur dabei, unsre schwachen Idiogen Schelme so zu behandeln! Ich hoffe indeß, daß auch wir sie wohl noch zur Vernunft bringen werden, und daß die Zeit nicht so entfernt ist, als man glaubt.

Der Mann sprach das sehr laut und nachdrücklich. Es gingen viele Leute vorbei, und ich besorgte, es möchten Spione darunter seyn, deren es in Rom so viele giebt. Ich trennte mich daher von meinem Fischer, nahm herzlich von ihm Abschied, verschwieg ihm aber vor allen Dingen, daß ich Französischer Bürger

bin, weil ich befürchte, daß er von dieser Vertraulichkeit Missbrauch machen könnte.

Diese Unterredung ist buchstäblich wahr. Ich habe mehr dergleichen mit Leuten aus eben der Volksklasse gehabt; indes führe ich nur diese an, weil sie die nachdrücklichste von allen war und den richtigsten Begriff geben kann, wie verständig, wie hellsehend das Römische Volk ist, und wie es spricht.

Man muß sich übrigens nicht wundern, daß der Mann mich bei der Unterredung Altezza nannte. Es bleibt in Rom viele Fremden vom höchsten Range; auch kommen oft Prinzen und Fürsten dahin. Joseph II., der Großherzog von Toskana (jetzt, 1791, regierender Kaiser), und der König von Schweden gingen, eben so wie ich, allein aus, und plauderten mit Leuten, die ihnen begegneten. So etwas gefällt den Römlern außerordentlich, weil sie daraus schließen, daß man sie achtet. Und läßt nun der, welcher mit ihnen spricht, in seinen Manieren oder in seinem Tone nur einigermaßen Superiorität blicken, so bilden sie sich leicht ein, er sei von hoher Geburt. Sie finden sich übrigens durch solche Unterredungen geschmeichelt, und antworten dann zwar mit einer Art von Ehrfurcht, indes doch freimüthig und ohne Misstragheit. Das Volk hat auch die Gewohnheit zu duszen, und zwar noch von seinen Voreltern her, welche zu Cäsar und Pompejus Du sagten. Indes legt es sie ab, wenn es eine sorgfältigere Erziehung bekommt; dann verliert es aber auch seine Freimüthigkeit und sein Leben: sein Ton wird dann etwas anders als ehrbietig, und vielmehr höchst untermüdig.

Die Juden.

Die Juden bewohnen in Rom ein abgesondertes Viertel, welches man il Ghetto nennt; und eben so ist es in den übrigen Italiänischen Städten, Livorno, und die auf den Toskanischen Inseln ausgenommen. Dieses Viertel hat Thore, Wachen und eine sehr scharfe Polizei, die einzige und allein thretwegen eingeführt ist, daß man häufig einen Vorwand bekomme, ihnen Geld abzunehmen. Die Aufsicht über den Ghetto ist eine sehr einträgliche Bedienung. Man findet an diesem Orte, wo die unglücklichen Juden gleichsam in einander geschichtet sind, eben die Inkonvenienzen, eben die Unreinlichkeit, eben die verdorbene Lust, wie in allen Städten, wo die Regierung so unmenschlich ist, jene armen Leute in besondere Quartiere einzuschließen, sie zu verfolgen, herabzuwürdigen, zu drücken und so dem Geiste des Pöbels oder der Verfolgung der Dummkäpfe auszusezen,

Die Juden in Rom sind äußerst arm. Oft findet man eine ganze Familie in ein einziges Zimmer zusammen gedrängt, und hat darin den Anblick eines ekelhaften Elendes, das Mitleiden erregt und doch zurückhält. Biswetten wohnen in dieser Stube sogar mehrere Familien, und bedienen sich des einzigen Bettes, das darin ist mehlsweise. Dann hocken Vater, Mutter und Kinder, alle zugleich, auf diesem Lager, wie Insekten auf etwas Faulendem. Diese unglücklichen Opfer des Überglaubens haben bleiche und ausgedornte Gesichter, auf denen die allerdemüthigste Herabwürdigung zu lesen ist. Man kann sie nicht ansehen, ohne Zorn gegen die Regierung, welche diese Armen so sehr verfolgt, ja selbst gegen die Religion zu

empfinden, welche das zu gebieten scheint *), und den ersten Grundsätzen der Moral, den ersten Empfindungen der Menschlichkeit, auf eine solche Art Hohn spricht.

Bei den meisten Völkern, die eben so gegen die Juden verfuhren, unterschied man sie durch äußere Kennzeichen; aber nirgends waren sie so vielfältig **), so erniedrigend, wie in Rom; und überdies sind sie nirgends so unniß. Auch ohne sie, würde man die Juden an ihrer Herabwürdigung, und an den physi-
schen Merkmälen derselben erkennen. Alles an ihnen beweist, daß sie nur Beschimpfungen und Leiden gewohnt sind. Man ist so grausam, sie zu zwingen, daß sie Predigten beiwohnen müssen, wortl. Mönche oder unwissende Priester ihre Lehren, Gebote und Ge-
setze angreifen, ohne sie zu verstehen.

Unter einer so großen Anzahl Elender, von denen der Ghetto wimmelt, sind auch dreißig bis vierzig, die in Überflüß, und etwa hundert, die in einer Art von Wohlstand leben. Aber die Macht der Gewohnheit, oder vielleicht des Bandes, das sie unter einan-
der vereinigt, ist so groß, daß keiner von thuen sein barbarisches Vaterland verläßt, welches sie, wie es scheint, nur um sie zu verfolgen, in seltner Mistere be-
hält. Und doch gesieht das Volk in Rom selbst zu,
daß sie, bei aller ihrer Herabwürdigung, einiger Tu-
genden fähig sind. Mehreremale hat man dort auf
christlichen Kanzeln ihre Mildthätigkeit, ihren Eifer
einander zu unterstützen, rühmen hören. Die Pres-
diger sollten sie übrigens vor allem deshalb loben,
weil sie nicht, gleich uns, ihre Unterstützung an den

*) Zum Glück sagt der Verfasser: zu gebieten scheint; denn die christliche Religion gebietet die Misshandlun-
gen und Bedrückungen der Juden keinesweges.

**) Das Abzeichen besteht bloß in einem gelben Lappen
auf dem Hute.

Müßiggang verschwenden, den wir gewissermaßen belohnen; sondern nur thätigen Menschen helfen, und nur die ermuntern, welche Arbeit lieben und suchen.

Bekanntlich ist es den Juden in ihrem Gefehe verboten, ihre Volksmenge zu zählen; indes kann man ihre Anzahl, aus ihrem Verbrauche von Lebensmitteln, und aus der Anzahl von Häusern, die sie bewohnen, doch einigermaßen bestimmen. Nach diesen Angaben findet man, daß in dem Ghetto funfzehn, bis sechzehntausend Menschen wohnen *).

Die Päpste, die Kardinäle und alle andre Prälatten haben oft die Ehre mit einander getheilt, diese Unglücklichen in Kontribution zu sehen und sie übermäßigste Auflagen bezahlen zu lassen. Pius VI aber hat sie noch stärker gemisshandelt, als irgend einer von seinen Vorgängern, und bei mehreren Gelegenheiten die Gnade gehabt, sehr beträchtliche Geschenke von ihnen anzunehmen, dergleichen sie auch seinem Neffen gaben.

Ohne allen Zweifel stammen die Juden in Rom von denen ab, die nach der Einnahme von Jerusalem unter dem Kaiser Vespasian und seinem Sohne Titus als Gefangene weggeführt wurden. Der Leibster, dem die Geschichtschreiber den Nahmen, die Lust des menschlichen Geschlechtes, gegeben haben, war das gewiß nicht für die Juden, die er mit Strenge, ja oft mit Barbarei behandelte. Denkt man über diese Fakta nach: — was wird dann aus den Ideen, ja selbst aus den sanften Gefühlen, die man bei der Erinnerung an seine so geprägten gerechten und edelmäthigen Handlungen gegen andre Völker hatte! — Titus ließ ungefähr funfzigtausend dieser Gefangenen wie Lastthiere an dem berühmten Amphitheater (dem jetzt so genannten Coliseo) arbeiten, das er zur Ehre

* Alle andre Nachrichten von Rom sagen: 10,000.

seines Vaters erbaute, das aber die seinige nicht vergrößerte.

Dass die in Rom wohnenden Juden diesen Ursprung haben, ist mir von denen in Livorno bestätigt worden. Man findet übrigens bei ihnen eine Menge Denkmäle, welche es beweisen. Ost haben die Spanischen und Portugiesischen Juden, welche in Holland leben, ferner die in Deutschland und mehrern andern Ländern, Deputirte nach Rom geschickt, um die Archive des Ghetto zu Rathie ziehen zu lassen. Diese enthalten nehmlich schätzbare Nachrichten, und wichtige, in ihrer Art einzige Manuskripte, deren Autorität sich nicht bestreiten lässt.

Der Ghetto hat mehrere Synagogen, deren Anzahl ich nicht weiß, die aber sämmtlich klein und unreinlich sind. Ich habe die vorzüglichste gesehen, die am reichsten geschmückt ist, aber nur mit einigen sehr gut erhaltenen Alterthümern, unter denen verschiedene die unglückliche Geschichte des Jüdischen Volkes erläutern.

Die Juden in Rom treiben eben den Handel, wie die in allen Ländern, wo man sie aus gleichen Vorurtheilen in Sklaverei hält und verfolgt. Sie sind Trödler und Bucherer. Die Noth gibt ihnen Industrie genug, jede Art Lumpen und Trödelkram zu benutzen. Darauf schränken die meisten von ihnen ihren Handel und ihren Verdienst ein.

Bei meiner letzten Reise durch Italien bekam ich Gelegenheit, einige von ihnen, auf die ich Wechsel hatte, zu sprechen. Sie wußten nicht das Mindeste von dem, was in Frankreich zum Besten ihrer Nation geschehen ist. Es war ihnen wohl zu Ohren gekommen, daß dort eine Revolution vorgegangen wäre; aber nur ganz dunkel und unrichtig. Man hatte sie auch überredet, es sey dort alles umgestürzt, ohne daß jemand

Wortheil davon habe; und, so wie mein Fischhöfer, glaubten sie, man hätte alle Güter gleich vertheilt. Aber, als ich ihnen eine treuere Schilderung von dem, was in Frankreich vorgegangen ist, entwarf; besonders, als ich ihnen erklärte, daß die Revolution den Zweck hätte, allen Menschen völlige Gleichheit der Rechte zu versichern, und alle gleichen Pflichten zu unterwerfen; als ich ihnen ferner sagte, daß diese Gleichheit für alle Menschen, von welchem Volke, oder von welcher Religion sie auch seyn möchten, bestimmt, und daß namentlich auch den Juden eben die Wortheile bewilligt wären: da äußerten die Unglücklichen ein Erstaunen, das sich schwerlich denken läßt; sie wagten es nicht, oder fürchteten sich sogar, mir zu glauben, weil sie dachten, ich wollte sie hintergehen. „Wie!“ sagten sie: „und auch wir, wir, werden als Menschen angesehen, haben eben die Rechte wie die andern, können zu Aemtern gelangen, und uns durch Talente und Tugenden Ehre erwerben?“

Die Zeichenschule.

In Rom werden bloße Schulen, worin sich junge angehende Künstler üben, Akademie genannt; und es giebt dergleichen für die Bildhauerkunst, die Architektur, die Musik und das Zeichnen. Ich war eines Abends, zu Ende des Decembers, in der letztern auf dem Kapitol. Es stand ein Kohlenfuer darin, und gegenüber auf einer Art von Piedestal, das Modell, ein sehr schöner, vollkommen gut gebaeter Mann, etwa von 36 Jahren, den man für einen antiken Gladiator hätte halten können. Er war völlig nackend,

und nahm die verschiedenen Estellungen an, die der Direktor, wenn die Zöglinge einen Akt fertig hatten, ihm angab. Es saßen zwei und fünfzig Personen auf Bänken, und arbeiteten sehr aufmerksam, ohne die Stille, die in der Versammlung herrschte, auf irgendeine Art zu unterbrechen.

Diese Schule wird nicht bloß von jungen Malern und Bildhauer besucht, sondern auch von Kupferstechern und Architekten (Sculpturen*) u. s. w.; ja, öfters auch von bloßen Liebhabern, die hier Unterricht nehmen, weil sie ohne Zeichnen, und ohne genaue Kenntniß von den Verhältnissen des menschlichen Körpers, keine wahren Kenner zu werden im Stande sind. Bisweilen stehen in dieser Schule auch Frauenzimmer als Modell; aber alsdann wird nicht jedermann hinzu gelassen.

Man hat mir gesagt, diese Schule sey eine milde Stiftung und (ihr Fonds) seitdem durch Vermächtnisse von Dilettanten vergrößert worden. Ihre Einkünfte sind nicht sehr beträchtlich; indeß reichen sie zu den Ausgaben hin. Der Versammlungsort ist, wie gesagt, im Kapitol, gehört folglich dem Staate, und kostet der Akademie nichts.

Der Mann, den ich gerade als Modell stehen sah, war ein Lastträger vom Zollhofe. Man giebt einem solchen Manne jährlich siebzig Thaler (Scudi); und wenn er nicht mehr brauchbar ist, weil er zu alt oder zu korputent wird, so bekommt er auf seine Ver-

*) Ceux qui apprennent les arabesques. Diese sonderbare Zeichnung glaubte der Übersetzer mit etwas Lebhaftem vertrauchen zu können. Eigentlich meint der Verfasser wohl eben die Leute, welche in einer großen Deutschen Hauptstadt, selbst von der Akademie der bildenden Künste, mit einem sehr eigen gesetzten Worte, Pierateurs genannt werden.

benszeit vier Thaler monathlich als Gnadengehalt. Diese Ausgabe ist die beträchtlichste von allen. Ein solcher Mann hat drei Monathe im Jahre Ferien: die nehmlich, wo hier zu Lande die Gerichtshöfe und alle öffentliche Schulen sie haben. Außerdem ist er auch an allen Festtagen und den größten Theil der übrigen Tage frei, da die Akademie nur Abends, jedesmal auf drei Stunden, zusammen kommt *).

Man hat bei dieser Schule Einrichtungen getroffen, den Wetteifer zu erregen und zu unterhalten. Die unter den Schülern, welche die größten Fortschritte machen, erhalten öffentliches Lob, und ihre Zeichnungen werden in dem Saale aufgehängt. Solche Aufmunterungen sind um so schmeichelhafter, da man sie nicht unverdient erlangen kann. Jeder Zögling erhält sie nehmlich in Gegenwart seiner Mitschüler, die auch seine Richter sind, und nicht nur ohne Leidenschaften loben, sondern sich auch wohl in Acht nehmen, nichts anders gut zu finden, als was es wirklich ist. Uebrigens zeichnen manche Zöglinge; andre aber, welche Bildhauer werden wollen, modelliren in Thon.

Hinter dem Saale dieser Schule, rechter Hand, ist die Stelle, welche alle Antiquarien für den Tarpeischen Felsen erklären, von dem man in dem alten Rom Verbrecher herunterstürzte.

Mehrere fremde Fürsten unterhalten in Rom junge Leute, welche die bildenden Künste studieren wollen; und alle diese Zöglinge besuchen die Zeichenschule. Als die Sitzung, der ich beiwohnte, geendigt war, stellte

*) Diese ganze Beschreibung ist ein wenig lächerlich; denn alles, was der Verfasser hier als Merkwürdigkeiten der Römischen Zeichenschule anführt, findet man gerade eben so in jeder andern.

mir der Direktor, der mich kannte, die von ihnen vor, welche auf Kosten verschiedener Europäischen Monarchen, ja zum Theil auch bloßer Privatpersonen, studierten.

Beim Weggehen aus dieser Schule, bemerkte ich noch viel deutlicher, wie sorgfältig man es im neueren Rom sich angelegen seyn läßt, jede Anstalt zu verschönern, welche die Aufmerksamkeit der wissbegierigen Fremden erregt, und aus eben dem Grunde dem Christenheit der Leute in Aemtern schmeichelt. Die Regierung befördert die schönen Künste, weil ihr Glanz und ihre vervollkommenung sicher zu diesem Zwecke führen. Für Alles, was dazu mitwirken kann, sorgt man mit der wachsamsten Aufmerksamkeit; aber daß es läßt man es auch fast gänzlich bewenden, und alles Andre wird äußerst vernachlässigt. Alle Bemühungen der Römischen Regierung haben den Stolz oder die Eitelkeit der Menschen, nie aber, oder doch höchst selten, ihr Glück zur Absicht.

Der Kardinal Braschi - Onesti.

Rom heuchelte im Jahre 1787 die größte Betrübnis, als dieser Fürst der Kirche tödtlich frank war. Man hatte alle Aerzte zu ihm gerufen; diese dissirtirten nun über seine Krankheit, ohne sie kennen zu wollen, und stritten sich darüber, ohne sie zu heilen. Inzehoff kannten sie die Ursachen der Krankheit so gut wie das Publikum, und mußten auch wohl wissen, daß der hoffnungslose Zustand des Kardinals von der zügellosen Liederlichkeit und von den Ausschweifungen herührte, denen er sich auf einer Reise nach Ferrara, Bologna und Venedig überlassen hatte. In der lehtern

Stadt war der Kardinal Sieger in einem Kampfe geblieben, worin er es mit fünf sehr bekannten Personen in der niedrigsten Libertinage aufgenommen hatte. Er glaubte, der Neffe eines Papstes könne sich nicht als ein gewöhnlicher Mensch zeigen, wenn er dem Purpur, mit dem er bekleidet sey, nicht Schande machen wolle. Zum Muster hatte er sich den Vater Faustino genommen, und man behauptet, er habe mit ihm mehr als Einen ähnlichen Zug gehabt. Seine Krankheit war die Wirkung von sehr vielen Indigestionen, und einer gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte. Alles, was seine Freunde von ihm erlangen konnten, bestand darin, daß er seinen Ruhm in seinen Pallast einschließen, und dem Vorzuge, das ganze Publikum zum Zeugen und Richter seiner Heldenthate zu machen, entsagen sollte.

Dieser Kardinal ist sehr unwissend, und zu allen Arten von Geschäften höchst ungeschickt; übrigens aber ein ehrlicher, guter Mann, der niemanden schadet. Er kann nichts Gutes thun; indeß hat er auch nicht den leidigen Ehrgeiz, Böses thun zu wollen. Er ist affabel und liebreich, und möchte gern für einen Beschützer der Künste gelten, von denen er freilich nichts versteht. Jemand, der sich darin hervorhut, oder auch nur unverdienten Ruf darin hat (wenn anders der Fall in Rom möglich ist), kann sicher darauf rechnen, eine günstige Aufnahme bei ihm zu finden. Dies ist übrigens dort für reiche Leute das gewöhnlichste und sicherste Mittel, sich einige Achtung zu erwerben. Sie haben eine Art von Wörterbuch der schönen Künste, das sie leicht auswendig lernen, und wodurch sie dann aller wirklichen Kenntnisse überhoben werden. Mit Hülfe einiger technischen Ausdrücke, und bei der Sorgfalt, mit der sie selbst, und die Künstler in ihrem Beiseyn, alle genaueren Erörterungen ver-

metz

melden, kann auch der unwissendste unter Ihnen leicht für einen erfahrenen Kenner gelten.

Als Pius VI unsern Braschi-Onesti zum Kardinal machte, gab er ihm in diesem Stücke Lehren, welche der letztere auch sehr gut benützte. Er ist von Natur freigebig; und seine Verschwendung hat, wenn sie ihm auch nicht die Achtung des Volkes verschafft, ihn doch wenigstens vor dem Gegenthile davon gesichert. Pius VI erkundigt sich sorgfältig nach den Herren, die sein Messie giebt; eben so weiß er die kleinsten Umstände von denen, welche der Kaiser, der König von Schwerden und andere fremde Fürsten bei ihrem Aufenthalt in Rom gegeben haben. Er hält ein genaues Register davon, und niemand kann über dieses Kapitel so zuverlässige und gründliche Auskunft geben, als der heilige Vater. Wenn man ihm doch wenigstens weiter nichts vorzuwerfen hätte, als diese Art von Beschäftigung!

Der Prinz-Herzog Braschi-Onesti.

Der Kardinal, Messie Pius VI, den ich so eben treu geschildert habe, kann noch immer für einen bewundernswürdigen Inbegriff aller moralischen und intellektuellen Vollkommenheiten gelten, wenn man ihn mit dem Prinz-Herzoge Braschi-Onesti vergleicht. Einige Fakta werden den Leser in Stand setzen, diesen allerheiligsten Neffen besser kennen zu lernen.

Als er von Cesena nach Rom kam, geriet er über alles in Erstaunen. Er glich dem Wilden, den man in Paris gesehen hat, und dem man die einfachsten, gewöhnlichsten Dinge erklären mußte. Bei dem Prinzen Borghese lehnte er sich einmal auf den Kamin,

Gorani. 2. Theil.



und verlangte ein Glas Wasser. Die Prinzessin sagte ihm, er möchte nur an der Schnur neben sich ziehen. Das schien ihm sehr drollig. Er lachte herzlich darüber, und konnte nicht begreifen, wozu; als er dann aber einen Kammerdiener herein treten sah, um seine Befehle zu erfahren, geriet er vor Verwunderung ganz außer sich, und wußte nicht zu begreifen, wie dieser Mensch, den doch niemand gerufen hatte, seinen Wünschen zuvor kommen könnte. Noch ärger war es, als die Prinzessin ihm den Mechanismus einer Klingel erklärte, den sie ihm freilich eben nicht sehr leicht begreiflich machen konnte. Diese Erfindung schien ihm ganz erstaunlich; er stellte den ganzen Abend und auch die folgenden Tage unaufhörlich seine Betrachtungen darüber an, bis endlich der Papst etwas davon erfuhr, ihn mit seiner Dummheit beschämte, und ihm Stillschweigen gebot.

Ein andermal befand er sich bei der Marchese Boccapaduli Gentili, wo die Rede auf das französische Theater kam. Die Frau vom Hause sprach über mehrere Stücke von Racine, Molierre und Voltaire. Der Herzog hörte nicht auf zu gestikuliren, und mit dem Tone der unbegreiflichsten Dummheit auszurufen: „Was für große Talente! Was für übernatürliche Talente! Wie, Frau Marchesa? Sie kennen den Moliero und Ragino?“ (Er verstdummerte beide Namen wohl noch ärger.) „Ganz gewiß sind Sie die einzige Frau in der Welt, die alles das weiß! Ich selbst — ich habe erst seit Kurzem etwas davon gehört. Mein Onkel hat mir davon gesprochen. . . Aber Sie nannten ja noch einen andern Bücherschreiber. Der Name will mir nicht wieder besfallen. Er ist ein Heldentürke und ein großer Freund von Luther gewesen.“ — „Meinen Sie etwa Voltaire? — „Recht, recht! eben den! er hat ja zu

Luthers Zeiten gelebt." — Nein, Monsignore; Voltaire lebte in unserm Jahrhundert. Er hat über die Religion allerlei geschrieben, das man tadeln kann; aber seine Trauerspiele sind voll großer Schönheiten, und die meisten von seinen Schriften verrathen ein erhabenes Genie. — „Frau Marchese, Sie sind eine erstaunliche Frau! Sie wissen ja alles! erstaunlich, ja, ja erstaunlich! Ich weiß nicht, was ich denken und sagen soll!“ — Solche Kenntnisse, Monsignore, sind so selten eben nicht. In Paris wissen die jungen Leute, wenn sie nur einigermaßen eine sorgfältige Erziehung bekommen, diese Trauerspiele auswendig; und oft weiß dort auch das gemeine Volk sie so richtig zu beurtheilen, wie das unsre ein Gemälde, oder eine Statue. — Bei jedem Worte nahm das Erstaunen des Herzogs zu, und äußerte sich in Ekstasen.

Unwissenheit und Dummkopfheit in einem solchen Grade, werden selbst für den Gleichgültigen merkwürdig, und oft können sie dem aufmerksamen Philosophen, der sie prüft und über sie nachdenkt, nählich seyn. In dieser Rücksicht sind wenige Menschen so interessant, wie der Herzog Bruschl: Oneil.

Bei meinem ersten Aufenthalte in Rom, traf ich ihn in mehreren Häusern, wo es mir denn viel Vergnügen machte, ihn zu unterhalten und Dinge von ihm zu hören, über die man, wenn sie einem auch mits ten in den Schweizeralpen zu Ohren kämen, erstaunen würde. Er war damals schon mehrere Jahre in Rom. Ungeachtet seines mir wohl bekannten Rufes, hätte ich die erstenmale, als ich ihn sprach, fast glauben können, er mache sich über mich lustig, wenn nicht der Ton, worin er alle seine Überhaupten sage, so natürlich und treuherzig gewesen wäre, daß er mich vom Gegenteil überzeugte. Eines Tages saß ich mit ihm bei dem Venezianischen Ambassadeur. Das

Gespräch fiel auf Wien, und er sagte: „Wäre ich dort, so brächte ich mein Leben in der Galerie zu, und betrachtete vor allem andern die Macht von Corregio.“ In Rom muß auch ein gemeiner Mann wissen, daß dieses Gemälde jetzt dem Kurfürsten von Sachsen gehört, und daß August III es, nebst mehreren andern, aus der Galerie in Modena gekauft hat. Eine so große Unwissenheit bei dem Herzoge schien allen Anwesenden unglaublich; und einer von ihnen, ein Fremder, der sich wenig daraus machte, dem Neffen des Papstes zu widersprechen, sagte ihm: das Gemälde wäre in Dresden, wo er selbst es gesehen hätte. Der Herzog erwiderte, ohne aus seiner Fassung zu kommen: „Mein Onkel hat es mir gesagt; und Sie werden es doch nicht besser wissen wollen, als der?“ — Der Papst erkundigt sich sehr sorgfältig nach dem Betragen des Prinzen in allen Gesellschaften, welche dieser besucht, und sagt ihm ohne Unterlaß: „Lerne doch wenigstens schweigen, da Du nicht sprechen lernen kannst!“

Bei dem allen sind die Leute von Stande in Rom so niedrig und kriechend, daß sie ihm häufig ohne Scham und Scheu von seiner Grazie und seinem Kopfe voreden. Ohne Zweifel haben ihn einige auch schon wegen seines Heroismus und seines Gentles gelobt.

Dieser Prinz ist ein sehr schöner Mann. Er hat die Gestalt eines Athleten, und die Stärke, die man sich bei dieser Benennung denkt; aber seine Physiognomie ist platt und gemein. Seine Manieren, sein Gang, und besonders seine starke Gestikulation verrathen, daß es ihm gänzlich an Erziehung, Kopf und Geschmack fehlt. Er ist hart und gelig, unverschämt und brutal gegen geringe Leute, die etwa mit ihm zu sprechen haben. Sie antworten ihm indeß gewöhnlich in demselben Tone; dann schweigt er furchtsam

still. Aber wehe dem, der nicht das Herz hat, sich ihm zu widersezen, und seine Unverschämtheiten duldet, zu denen er leicht und in Ueberfluss Worte findet! Dann wird er dreist, und bisweilen schlägt er wohl gar. Der Papst weiß sehr wohl, was sein Neffe werth ist. Er kennt dessen Fehler und Laster, verachtet ihn, und überhäuft ihn dennoch mit Wohlthaten. Aber dieser Neffe ist mit der Tochter seiner geliebtesten Mätresse verheirathet: seiner eignen Tochter ohne allen Zweifel, und zugleich seiner vertrautesten Freundinn.

Ein Beispiel von der Habsucht Pius VI.

Während meines ersten Aufenthaltes in Rom, kam daselbst eine beträchtliche Summe in Plästern an, wovon die Pensionen der Spanischen Exjesuiten bezahlt werden sollten. Sie war mit einem Französischen Schiffe von Cadiz nach Civita Vecchia gegangen, dann aber nach Rom gebracht und in der Münze niedergelegt worden. Dieses Geld, welches der Hof von Madrid schickte, war bloß zur Bezahlung der Pensionen für die Jesuiten bestimmt. Es gehörte ihnen; auch hatten sie um so mehr Recht, es zu fordern, da Pläster in Rom, wie in ganz Italien, sehr gangbar sind; und man in Rom nur sehr wenig andres Geld sieht. Der Papst hatte also gar keine gegründete Entschuldigung, gar keinen Vorwand anzuführen, als er sich erlaubte, die Zahlung in andrem Gelde machen zu lassen, ja noch überdies den Werth dieses Geldes zu vermindern. Er verfuhr, wie die Juden, welche in Marocco oder Algier die Münze unter sich ha-

ben, ließ Paoli, Papetti, Testoni und Carlini schlagen: Münzen, die immer von sehr geringem Gehalte sind, die aber noch schlechter ausgeprägt wurden, als man das Geld der Jesuiten in sie verwandelte. Alle Banquiers in Rom, besonders Jenkins¹⁾, und auch der Ritter Azara, versicherten mir, der Papst habe bei dieser Operation 27 Prozent gestohlen; und Rom ward mit Schelde münze überschwemmt, die behnähe um ein Drittheil schlechter war, als sie nach den Gesetzen seyn sollte.

Die Jesuiten wollten sich über diese Niedergeschlagenheit beklagen. Man gab ihnen aber zur Antwort: „Was liegt Euch daran, in welcher Münzsorte Ihr bezahlt werdet, wenn nur die, welche Ihr bekommt, in eben dem Cours ist, wie die Plaster?“ Eine so elende Sophisterei bemächtigte den schlechten Streich, den sie rechtfertigen soll, auf keine Weise. Durch diese Operation stiegen die Plaster um zehn Prozentz und der Diebstahl, den der Papst an den Jesuiten verdachte, nahm diesen Unglücklichen den Gewinn, den sie durch das Steigen gehabt hätten, da es nur im Handel und in Wechselgeschäften Statt fand. Aber der allgemeine Vater der Gläubigen ließ es nicht bei dieser ersten Gämmerel bewenden. Es war ihm noch nicht genug, an den Plastern, welche den Jesuiten in natura gehörten, 27 Prozent zu verdienen; er wollte ihnen ihre mäßige Pension auch nicht einmal in dem schlechten Gelde auszahlen, das er in großer Menge hatte schlagen lassen, sondern ließ ihnen Passiergebühr geben, das damals 3½ Prozent verlor.

Dieser verhässte Geldwucher empörte alle Römer, und sie äußerten ihren Unwillen darüber ganz öffentlich. Der Papst wußte alles, was sie sprachen; aber er

¹⁾ V. s. oben S. 16.

mache sie wenig daraus. Im Gegenthell war er stolz auf diese Handlung, und sprach mit Wohlgefallen davon.

Wie man weiß, beschwerten sich die Jesuiten bei Karl III., König von Spanien, und batzen ihn, daß er künftig seinem Minister, dem Ritter Azara, den sie als einen äußerst rechtshaffnen Mann kannten, die Auszahlung anvertrauen möchte. Karl III. war indignirt über die schlechten Streiche des Papstes, und trug Anstainen, daß die Patres künftig nicht mehr davon leiden dürsten. Man hat mir versichert, eben so wäre Pius VI. auch gegen die Portugiesischen Ex-Jesuiten zu Werke gegangen, und sie hätten sich zu gleichen Maßregeln genöthigt gesehen. Ein Mann also, der so niedriger Laster und eines Geldwuchers fähig ist, wie ihn nur die schmuzigste Seele haben kann — ein solcher Mann giebt den meisten Europäischen Nationen Vorschriften der Religion, der Moral und der Tugend! Die Brevien, die Bullen, mit einem Worte die sämmtlichen Bescheile dieses Papstes, werden von unsren Bischöfen und Prälaten, ja bisweilen auch von den Kardinalen selbst, mit Achtung und Ehrfurcht angenommen! Einen solchen Wahnsinn kann ich mir nicht anders erklären, als wenn ich mich erinnere, daß bei Carrouche's Kameroden die Ehrfurcht für ihren Anführer oft bis zur Aukterung ging und sich im Verhältnisse seiner Verbrechen vermehrte.

Fähzorn Pius VI.

Ich habe schon erwähnt, daß der Papst sehr heftigen Anfällen von Zorn unterworfen ist; aber man

muß den Charakter eines Mannes nur durch Fakta darstellen, besonders wenn dieser Mann eine der ersten Rollen auf dem Schauplatz der Welt spielt. Schon oben erwähnte ich einzige dergleichen, und ich könnte mit allen, die ich weiß, ganze Bände anfüllen; doch ich erzähle nur ein Paar, die in ganz Rom bekannt sind.

Der Leibschneider Pius VI probierte ihm eines Tages ein Kleid an; und der letztere fand, daß in den allerheiligsten Hosen ein fast unmerkliches Faltenstück war. Dieser kleine Uebelstand brachte den Papst sehr auf, weil dadurch etwas von seiner schönen Form, auf die er so eitel ist, versteckt werden konnte. Er schalt sehr nachdrücklich darüber; und als der Schneider sich entschuldigen wollte, gaben Se. Heiligkeit ihm eine Ohrfeige, über die der arme Mann sich so sehr grämte, daß er beinahe den Verstand verlor.

Pius VI hatte einem Auditor der Rota, einem Manne von Kopf, den Kardinalshut versprochen. Wie bekannt, kleiden die Auditoren den Papst bei seinen Priester-Funktionen an und aus. Der nun, von welchem hier die Rede ist, sollte Sr. Heiligkeit ein Chorhemde anzulegen, und that es etwas ungeschickt, so daß die Falten in Unordnung kamen. Der Papst ward darüber ganz wütend vor Zorn; sein Gesicht glühte, und er machte der Empfindung, die ihn drückte, im wahren Tone der Karrenschlieber Lust. Er vergaß auch das Versehen des Auditors in langer Zeit nicht; und als der arme Mann sechs Monathe nachher Audienz bei ihm hatte, und ihn an sein Versprechen wegen des Kardinalshuts erinnerte, fertigten Se. Heiligkeit ihn sehr brutal ab, und befahlen ihm, sich niemals wieder sehen zu lassen.

Ein Kammerdiener brachte einst dem Papste Schokolade, und ließ ein Paar Tropfen auf den Präsentier-

teller laufen. Der Papst riß ihm diesen, nebst der Tasse mit heißer Schokolade, aus der Hand, warf dem armen Menschen alles zusammen ins Gesicht, und jagte ihn augenblicklich aus seinem Dienste, ohne ihn im mindesten zu entschädigen. Eben so behandelte er einen andern Domestiken, der ihm ein Lieblingsgericht nicht warm genug vorsetzte. In seinem Zorn hierüber, zerschlug er die Schüssel, und stieß den ganzen Tisch um.

Bei einer andern Gelegenheit warf er einen Bedienten, der, wie er wohl wußte, taub war, wütend ein dickes Buch an den Kopf, da der Mensch, weil er gerufen zu seyn glaubte, auf einmal in das Zimmer kam und ihn sitzte.

Ein Mann, den der Papst oft zu Geschäften brauchte, liebte das Lottospiel sehr leidenschaftlich. Der Papst erfuhr dies, scherzte mit ihm über seine Gewinne, und fragte: wie hoch sie sich beliesen. — „Ich könnte sehr viel gewinnen, wenn Ew. Heiligkeit es gnädigst erlauben wollten.“ — Wie so? — „Sie dürfen nur ein Spiel verbieten, das eine Pest für Rom ist, und Ihr ganzes Volk zu Grunde richtet.“ — Pius VI., der dieses Spiel ganz vortrefflich findet, weil es ihm viel einbringt, bezahlte den Mann für diese naive Wahrheit mit einem Faustschlage auf die Brust, wovon er zu Boden fiel.

Die apostolische Kammer gewinnt sehr viel durch den Verkauf des Oehls; oder, richtiger, sie glaubt viel dadurch zu gewinnen, obgleich im Grunde ihre Spekulationen mit diesem Produkte dem Heldenbau (und folglich auch ihr) schaden. Aber die unwissenden Priester, die mit allem, was in die Staats-Dekonomie einschlägt, gänzlich unbekannt sind, begehen wohl noch andre Albernheiten. Der Papst fragte einmal an einem Faststage einen von seinen Domestiken: ob er

faste, oder Fleisch äße. Der letztere erwiederte: da er eine Frau mit acht Kindern zu ernähren hätte und das Oehl theuer wäre; so müßte er Fleisch essen, was ihm sein Pfarrer auch erlaubt hätte. Der heilige Vater ergriff bei diesen Worten einen kleinen Tisch, der neben ihm stand, warf ihn dem unglücklichen Haussvater an den Kopf, und jagte ihn aus seinem Dienste.

Man könnte eine Menge ähnlicher Beispiele anführen, welche sämmtlich beweisen würden, wie wenig dieser jähzornige Mann seiner Galle zu gebieten weiß. Und der ist eins von den Häuptern der Koalition, die ein großes Reich hindern will, sich eine Konstitution zu geben, welche es vor Willkür und unbeschränkter Macht der Tyrannen sichern soll! Eben der Mann ohne Sitten und Moral, der gar keine Begriffe von Gerechtigkeit hat, erregt Missvergnügen, und nährt die Leldenschäften aller der Geschöpfe, welche den Versuch wagen, ein ganzes Volk ihren Lastern aufzuopfern und es in Ketten zu legen!

Die Erziehung.

Die Erziehung ist in Rom, wie in ganz Italien, sehr schlecht. Die Reichen übergeben ihre Kinder Hofmeistern ohne Sitten, ohne Grundsätze und ohne Toleranz, welche die Tugend nur dem Namen nach kennen, aber sie immer im Munde führen. Besonders die Personen vom höchsten Range haben eine abscheuliche Erziehung bekommen, und geben auch ihren Kindern keine bessere. Dort, wie andernwärts, sind sie unverschämmt und eitel, und achten jemanden nur nach seinem Vermögen, oder seinem Titel. Der ganze Un-

terricht schänkt sich bei ihnen darauf ein, daß sie einige oberflächliche Kenntnisse von den Künsten und den Vorurtheilen erlangen. Auch findet man hier zu Lande noch viel seltner, als in jedem andren Menschen, welche Verstand genug haben, sich einen Begriff von der Freiheit zu machen, und deren Seele Kraft genug hat, einzusehen, daß es nothwendig ist, ihrer zu geseien und sie zu lieben.

Sind einige Italiener so weit gekommen, so mühten sie zuerst alle Fehler ihrer Erziehung verbessern, und alle Ketten, welche diese ihrem Kopf und ihrem Herzen angelegt hatte, zerbrechen. So hat man es denn in diesem Lande den Leuten sehr hoch anzurechnen, wenn sie Kraft im Denken haben und in ihren Handlungen Delikatesse äußern.

Uebrigens vereinigt sich alles, die Erziehung der Italiener schlecht zu machen. Sie wissen nicht, welche Freuden man hat, wenn man seine Kläder selbst erzieht, ihr Herz bildet, und ihren Kopf mit seinen elgnen Erfahrungen bereichert. Ihre Knaben geben sie in Schulen, die unter lassorhaftesten Priestern oder unwissenden Mönchen stehen, die Töchter aber in Kloster, deren Mönnen biswellen noch verderbter sind und den Verstand ihrer Schülersinnen nur zu beschränken wissen, wenn sie nicht gar ihr Herz dadurch verderben, daß sie die ersten Befiehlungen derselben irre leiten.

In einigen Staaten von Italien hat man die öffentlichen Schulen und die Universitäten verbessert; aber in Rom, wo sie von der Regierung abhangen, werden sie, so lange wie diese, unverändert bleiben. Man lehrt darin die Philosophie des Aristoteles, und alle die andern Altherheiten, die man vor zweihundert Jahren in den übrigen Europäischen Ländern lernte.

Zu Pavia, im Mailändischen, giebt es Professoren der Physik, der Chymie, der Botanik, und der Naturgeschichte überhaupt, die mit Recht berühmt sind; in Rom lehrt man das Griechische, das kanonische Recht, die Dekretalen, die Kirchengeschichte und Theologie. Man findet in dieser Stadt nicht einen einzigen Mann, der auch nur Prosa mit Geschmack schreibt. Wie könnte sich hier auch ein Schriftsteller bilden, da man keine Seite drucken lassen darf, wenn nicht der Dominikaner Mamach sie censirt und gebilligt hat: ein unverschämter, eitler Despot, dessen Unwissenheit so groß ist, als seine Laster, und der es recht sehr verdient, die Funktionen eines Maestro del lagro Palazzo zu versehen!

Nützliche Brüderschaft.

Es giebt in Rom eine sehr reiche Brüderschaft, welche die Brüderschaft des guten To des (di morte buona) heißt. Ihr Gebäude liegt nahe bei dem Farnesischen Pallaste, und nur wenige Schritte von dem ponte Sisto. In der dazu gehörigen Kirche ist eine mit Wand- und Armleuchtern, einer Menge Arabesken und Heiligenfiguren geschmückte Kapelle; und alle diese, übrigens sehr schönen, Verzierungen bestehen, so wie die Altäre, aus Todtengbeinen.

Diese Brüderschaft, deren Mitglieder größten Theils reiche Leute und große Herren sind, ist verpflichtet, keine Leiche unbegraben zu lassen, und bringt alle die, welche man nur allzu oft in den Straßen oder auf den benachbarten Feldern findet, so wie die, deren Anverwandten den Pfarrern die Begräbnisskos-

sten nicht entrichten können, unter die Erde. Dieses Institut ist sehr achtungswert, zumal in einem Lande, wo alle Religions-Vorurtheile äußerst mächtig sind, und wo die Priester ihre Habgier so ohne alle Scheu an den Tag legen. Ich war Zeuge bei einem Vorfalle, woraus ich sah, daß diese Brüderlichkeit im Stande ist, jene Habgier bisweilen sehr gut in Zaum zu halten. In meiner Nachbarschaft starb ein armer Mann, der eine Witwe und acht Kinder in großer Dürftigkeit hinterließ. Der Pfarrer weigerte sich, ihn ohne Stolzgebühren begraben zu lassen. Verges-
bens stellte die Witwe ihm vor, daß sie in dem größten Elende wäre, nicht einen Heller besäße, und, wenn sie ihm etwas geben sollte, es von einem Wucherer borgen müßte. Der Pfarrer war taub bei ihrem Sam-
mer. Nun riet man der Witwe, ihre Not der Brüderlichkeit des guten Todes vorzustellen. Man hörte sie gütig an. Bald nachher holte die ganze Brüder-
schaft die Leiche ab, ließ sie mit Pomp beerdigten, und schickte dann die Berechnung der Kosten an den Pfarrer, der sie auch bezahlen mußte *).

Pfarren und Volksmenge von Rom.

Man zählt in dieser Hauptstadt der christlichen Welt zwei und achtzig Pfarren **), die aber an Größe und Volksmenge sehr ungleich sind. Unter ihnen

*) Der letzte Umstand ist sehr unwahrscheinlich. Man sollte glauben, der Pfarrer habe zu weiter nichts gezwungen werden können, als seinen Stolz-Gebühren zu entsagen.

**) Nach Büsching, nur achtzig Pfarrkirchen.

find sechs und dreißig, worin Mönche von verschiedenen Orden den Gottesdienst verrichten, die denn von den Eingepfarrten für ihre Funktionen verhältnismäßig bezahlt werden. Im Ganzen verdienen die Mönche mehr, als die gewöhnlichen Pfarrer; nicht etwa deshalb, weil die letzteren weniger habhaftig wären; sondern, weil jene sich besser darauf versiehen, den großen Haufen an sich zu locken und zu versöhnen. In Rom treiben nehmlich die Mönche diese Kunst bis zu einem Grade, wovon man an jedem andern Orte keinen Begriff hat. Sie bedienen sich mancherlei Mittel, und geben nach den Andachtstägungen sogar Feuerwerke, um Neugierige anzulocken.

Man rechnet in Rom 3,000 Priester, 3,500 Mönche, 1500 Nonnen, 800 Studenten, 1500 Arme in den Hospitälern, 34 Bischöfe und 42,000 Familien *). Zu dem Jahre, da ich mich zum letztenmal in Rom aufhielt, waren 5,800 Geburten, und 6,500 Todesfälle. Die Volksmenge dieser Stadt, die Juden mitgezählt, kann ungefähr auf 180,000 Personen gerechnet werden. Der Umfang von Rom ist vielleicht nicht kleiner, als der von Paris; aber man findet in dem Bezirke große Nutzen und weltläufige Gärten. Rom liegt in $30^{\circ} 20'$ Oestl. Länge, und in $40^{\circ} 33'$ N. Breite **), und die Eiser fleist beißt mitten hin-

*) Die seltsame Verbindung dieser Angaben mag der Verfasser verantworten. Sie weichen übrigens sehr beträchtlich von denen in Ulrich's Werke ab. Diesem zufolge, waren (1760) in Rom 155,184 Einwohner, andere Statistiker schätzen die Anzahl 1765 auf 165,000 welche 36,485 Haushaltungen und Familien ausmachten. Hierunter waren 2827 Weihpriester, 3847 Mönche, 1910 Nonnen, 1065 Studenten, 1470 Arme in den Gotteshäusern.

**) Genauer in $30^{\circ} 9' 15''$ O. Länge, (Den Meridian von der Insel Sizilo an gerechnet) und in $40^{\circ} 53' 54''$ N. Br.

durch. Es wird in sechzehn (vierzehn) Viertel abgeschiedet, und diese haben noch eben die Namen; wie im alten Rom *). Man zählt in dieser Hauptstadt 325 Kirchen, 186 Klöster, 33 Springbrunnen, welche fontane nobile genannt werden, und außerdem noch eine große Menge anderer, die man nicht mitrechnet, ob sie gleich zum Theil wohl Aufmerksamkeit verdienen; ferner 23 Villen mit großen Gärten; 6 öffentliche Bibliotheken, (die in den Klöstern, zu denen man ebenfalls leicht Zutritt erhalten kann, noch nicht mitgezählt); 337 prächtige Palaeste; 185 öffentliche Plätze; 5 Brücken über die Tiber; 26 Hospitäler; 27 schöne Hauptstrassen, (unter dieser Anzahl sind nehmlich nur die mit inbegriffen, worin drei Wagen neben einander fahren können); 3 alte Theater, von denen wenigstens noch sehr beträchtliche Theile übrig sind; und 7 neuere Theater.

Außer den erwähnten 8,000 Priestern und Mönchen bleibt es noch eine große Anzahl Laienbrüder, Chierici, Küster, und andre Leute, welche, auch ohne die Gelübde abgelegt zu haben, im Edilbate leben, um ihre Stellen zu behalten. Man rechnet in Rom die Ehelosen überhaupt auf 38,000, folglich beinahe auf den vierten Theil der ganzen Volksmenge.

Dabei drängt sich einem nun die sehr natürliche Frage auf: wie viele Personen unter dieser Anzahl mögen wohl keusch seyn und durch ein regelmäßiges Leben ihren sträflichen Eid, der Natur Hohn zu sprechen, abbüßen? Die Antwort darauf ist ganz leicht. Man weiß in Rom nichts von Sitten und Moralität; nirgends werden die Ausschweifungen und das Hintenansiehen aller Tugenden so weit getrieben. Aber, um mit Eliem Worte alles zu sagen, nirgends heuchelt

*). Ist ungegründet. Manche Namen sind noch übrig; aber nicht alle.

man auch so sehr. Jedermann hintergeht mit seinem Verhalten, und jedermann weiß, daß er hintergangen wird. Es ist nun einmal so angenommen, daß jeder bei dem Hange zur Ausschweifung zugleich das Neueste aller Tugenden affektirt.

Die Vacanz des päpstlichen Stuhles.

Es ist ein merkwürdiger und allgemein bekannter Umstand, daß Rom niemals besser regiert wird, als während der Zeit, da der heilige Stuhl erledigt ist. Alsdann haben drei Kardinäle drei Tage lang die Staatsverwaltung zu besorgen; und so folgen sie auf einander bis zur Wahl des neuen Papstes. In dieser kurzen Zeit kann keiner böses thun; jeder aber will die Meinung von sich erregen, er sey im Stande, Gütes zu bewirken.

Eine unter den Ursachen der schlechten Regierung von Rom, liegt darin, daß jeder Papst von Neffen und Verwandten umringt ist, die sich alle bereichern wollen. Der Papst seiner Seits betrachtet sich als den Eigentümer von den Einkünften seiner Unterthasnen, und denkt auf weiter nichts, als seine Familie mit Gütern und Würden zu bereichern. Er weiß, daß er nach seiner Thronbesteigung nicht lange mehr leben kann, und benutzt die kurze Zeit, auf solche Art das Staatsvermögen zu verschwenden; dann aber sucht er, um die Spuren dieses Verbrechens zu vertilgen, Palliative, die oft noch gefährlicher sind. So haben mehrere schlechtes Geld prägen lassen; andre, z. B. Rezzonico und Braschi sehten Papiergebeld in Umlauf. Während der Vacanz wäre es dreien Kardinälen,

len, deren Autorität nur drei Tage dauert, unmöglich, ein solches Mittel zu versuchen. Ihre Macht ist in der That unbeschränkt; aber sie haben nicht Zeit, das allgemeine Wohl zu verlezen. Jeder von ihnen äußert alsdann die größte Strenge der Sitten, und eine heiße Gerechtigkeitsliebe. Unter den Päpsten hingegen, die fast alle schwach und bejährt sind, hängt die Verwaltung der Gerechtigkeit nur von der Willkür und den Leidenschaften derselben ab, die in einem Aussehen stehen. Alle großen Herren können alsdann, wenn sie wollen, einen Verbrecher retten. Jeder solcher Greis wird von der Last der dreifachen Krone gedrückt, schläft auf dem apostolischen Stuhle ein, und lässt die Bügel der Regierung sinken, deren sich dann alle die Gauner, die ihn umgeben, bemächtigen.

Milde Stiftungen.

Man findet bei einigen Schriftstellern große Vorleserhebungen der milden Anstalten in Rom. Ohne allen Zweifel beweisen diese die Wohlthätigkeit der Stifter; aber der philosophische Beobachter sieht in ihnen einen Beweis von der Schwäche der Regierung, welche dahin gebracht ist, sie als eine von den Grundsätzen ihrer Existenz anzusehen. Alle Reiche hatten in der Periode ihres Verfalls viele fronde Stiftungen. Sie zeigen aber nur, daß Ackerbau, Handel und Industrie nicht von guten Gesetzen begünstigt werden, da man das, was diese eigentlich bewirken sollten, durch eine unpolitische und übel verstandene Wohlthätigkeit zu ersezten gedenkt. Dem gemäß, dienen auch die vielen Stiftungen, die es in Rom schon seit mehreren

Ecclesi. 2. Theil.

II

Jahrhunderten glebt, bloß zum Beweise, daß die Priester ihre Herrschaft immer durch die Kunst zu verschleiern behauptet haben, und daß die hierarchische Regierung den Kern ihrer Zerstörung schon in sich trägt, der sie zwar nicht mit einemmale vernichten kann, sie aber doch entkräftet und in einem steten Zustande von Ermattung und Verfall erhält. Die ersten Kälfen, Muhameds Nachfolger, regierten ihre Staaten mit einer Weisheit und einer Energie, die bei den Päpsten sehr selten gewesen ist. Damals gab es aber bei ihnen noch keine frommen Stiftungen; diese entstanden erst, so wie die Regierung allmählich ihre Kräfte verlor, als die Kälfen durch Laster und Müßiggang weichlich, und ein Spiel aller ihrer Nachbarn geworden waren.

Zu dem neueren Rom muß man dessen Regierung und dessen Kirche einzeln betrachten, und beide nicht mit einander verwechseln. In der Regierung bemerkte man nur ungereimte, allen Gesetzen der Staatskunst und der Natur zuwiderlaufende Einrichtungen; aber ihre Grundlage ist die Kirche. Diese triumphierte und herrschte. Viele Nationen hatten sie zum Gegenstande ihrer Verehrung gemacht; und trugen gemeinschaftlich dazu bei, sie zu unterstützen. Dadurch erhielt denn diese Regierung so lange Zeit ihre hinfällige Existenz.

Rom hat eine Menge Hospitäler für Kranke, Schwächliche und Genesende. Außerdem müssen viele besoldete Aerzte, Wundärzte und andre Personen Leidenden in ihren Wohnungen Hülfe und Pflege leisten. Eine Menge Stiftungen sind dazu bestimmt, junge Mädchen auszusteuern. Es glebt ferner Freistellen für Studierende, Stiftungen für Waisen und alte Leute, Kosthäuser für Pilgrime; ohne noch der täglichen Almosen zu erwähnen, die man mit wahrer Verschwendung austheilt. Aber alle solche Anstalten, und noch viele andre, von denen ich gar nicht res-

den will, vermehren das Elend eben dadurch, daß sie den Müßiggang befördern. Die auf solche Art unterstüchten Pilgrimme sind übrigens meistentheils verkleidete Straßenräuber, die sich der Rache der Gesetze entziehen, und in Rom ganz sicher auf neue Verbrechen denken. Die Aussteuer bekommen fast allgemein nur solche Ehepaare, die bloß, um sie zu bekommen, heirathen, sie in vierzehn Tagen verschwunden, dann aber unglücklich mit einander leben, und Laster und Elend ausbrüten.

Der Hauptfehler solcher Regierungen, besonders der Römischen, liegt darin, daß Alles in ihnen von Priestern abhängt. Diese bringen aber zu allen Einrichtungen ein kurzes Gesicht und einen Geist der Kleinlichkeit mit, der sich nur mit geringfügigem, heils nahe kindischem Detail beschäftigt. Käme auch eins mal durch ein glückliches, aber schwer zu erwartendes Ungesähr ein wirklich unterrichteter und des Thrones werther Papst zur Regierung; so wäre es ihm doch unmöglich, etwas Gutes zu wirken. Er müßte nehmlich erst alle die Fesseln abwerfen, die ihn binden; die fehlerhafte Verfassung, die einer gänzlichen Umänderung bedürfte; die ungereimten Vorurtheile, aus denen die vorhandenen Einrichtungen entspringen; und endlich die Menge von Priestern, welche ihre Existenz, ihr Ansehen, nur diesen Vorurtheilen verdanken, und deren Macht sich nur mit großer Mühe schwächen ließe, da es ihnen nun einmal gelungen ist, sie so sehr zu befestigen.

Es giebt für die Römer nur noch Ein Mittel, wieder groß und glücklich zu werden; sie müssen sich frei machen, in dieser Absicht das Joch des Aberglaubens, wodurch sie heinahe erdrummt sind, zerbrechen, und sich der Sklaverei entreden, worin sie von einer Menge schwachköpfiger Herren gehalten werden, wele-

che sie nur durch Erniedrigung und Herabwürdigung zum Himmel letzen wollen").

Fidei-Kommission und der Colibat, Hindernisse des Ackerbaues.

Fast die ganze Campagna di Roma gehört zusammen Stiftungen, Klöster, der apostolischen Kammer, und den vornehmsten adeligen Familien in Rom; da aber alle adeligen Güter mit einem Fidei-Kommiss belegt sind, welches nicht leicht aufgehoben wird, und da sie, wenn das ja geschieht, weder an die apostolische Kammer zurückfallen, von der sie zum Besten päpstlicher Verwandten losgerissen worden sind: so kann man sie alle in Eine Klasse setzen. Unter andern ungetrennten und verderblichen Gewohnheiten trägt auch die, dergleichen Güter nur auf eine sehr kurze Zeit zu verpachten, mit zu ihrer Verschlimmerung bei. Ein Pächter, der ein Grundstück nur auf ein Paar Jahre inne haben soll, denkt wenig an Verbesserungen, deren Ertrag ihm nicht zu Gute kommen würde; auf der andern Seite kümmert sich auch der Eigentümer eines verwalteten Gutes wenig darum. Bekanntlich hat in England der entgegengesetzte Gebrauch, Grundstücke auf lange Zeit, öfters sogar auf hundert Jahr, zu verpachten, hauptsächlich zu den schnellen und glücklichen

*.) Man wird es am Ende satt und müde, des Verfassers bis zum Eel wiederholten Aufforderungen an die Römer zu lesen. Das Einzige, was ihm noch einzigermaßen zur Entschuldigung dient, ist der Umstand, daß er sein Buch noch im Jahre 1791, oder doch in der ersten Hälfte von 1792, geordnet hat.

Fortschritten des Ackerbaues beigebracht. Bei solchen Umständen sieht der Pächter das Land, das er zu bauen hat, als eine Art von Eigenthum seiner Familie an, und sucht dessen Werth durch Fleiß und Sorgfalt zu erhöhen. Diese, durch Gewohnheit in Groß-Britannien entstandenen Einrichtungen werden noch überdies außerordentlich durch die Gesetze unterstützt, welche freien Vertrieb des Getreides erlauben, und den Ackerbau auch dadurch begünstigen, daß sie den Stand, der sich mit ihm beschäftigt, für ehrenvoll erklären.

Das andre beständige Hinderniß gegen nützliche Verbesserungen, die man im Kirchenstaate vielleicht machen wollte, liegt darin, daß man den Edlibat ehrt und belohnt. Der Landmann wird verächtlich angesehen, ein Laienbruder hingegen mit Achtung behandelt. Der Bauer, der nicht so glücklich gewesen ist, in ein Kloster gehen zu können, richtet sich zu Grunde, um seinen Kindern diesen Vorzug zu verschaffen. Dies ist das Ziel aller Wünsche und aller Bemühungen für diese verirrten Leute, welche ihre Priesterhorde herabwürdigte, um ihre Herrschaft zu erhalten.

Die Indolenz dieses Landes, hauptsächlich in Allem, was mit dem Handel und dem Ackerbau in Verbindung ist, geht so weit, daß man nicht einmal daran denkt, Wachs zu gewinnen, was auf den fruchtbaren Feldern um Rom so sehr leicht wäre. Und doch ist der Verbrauch dieses Artikels in einem mit Kirchen überladenen Lande ungeheuer groß, und macht einen Hauptzweig des Handels aus. Dieser Zweig wird aber, wie jeder andre, vernachlässigt. Um ihn blühend zu machen, brauchte die Regierung nur guten Willen zu haben und ganz geringe Aufmerksamkeit darauf zu wenden.

Die Dispensationen.

Die Dispensationen, und alles das, was mit ihnen in dieselbe Classe gehörte, die Bullen und die Ausnaten, machen schon seit langer Zeit einen sehr beträchtlichen Theil von den Einkünften des Römischen Hofes aus; indeß hat er freistlich nicht den ganzen Ertrag, da dieser großen Theils unter die Kardinäle und andre Prälaten, die Sachwalter des Konistoriums, die Beamten der Kanzlei, die Archivarien, ja selbst unter die Gerichtsdienner und einige Klöster vertheilt wird. Aber diese Auslage auf die Vorurtheile und die Thorheit der Menschen hat sehr abgenommen. Ehe Ostreich, und seitdem Frankreich, in dieser Rücksicht Maßregeln ergriffen, welche die Vernunft und eine bessere Staatskunst schon längst geboten: zog Rom bloß aus dem ersten Lande dreihundert tausend Zehnzen jährlich für Dispensationen, u. s. w. Glücklicher Weise ist nun das Blendwerk vernichtet. Aber Rom, dem diese Hülfsquelle jetzt fehlt, hat auch die vertrocknen lassen, welche ihm den ersten und wahren Reichthum eines Staates verschaffen sollten. Da es den Ackerbau vernachlässigte und herabwürdigte, so machte es sich arm, trotz allen Schäzen der Völker, die erdummt genug waren, sich für Bullen und Dispensationen zu Grunde zu richten. Heut zu Tage verlangen nur noch die Spanische und die Portugiesische Nation dergleichen. Wirklich nimmt die erstere für ihr Theil jährlich an sechzehntausend, und zahlt dafür in die apostolische Kasse ungefähr 220,000 Römische Thaler (Scudi).

Die Bullen und Breven.

Bullen nennt man die Reskripte, Depeschen oder Befehle des Römischen Hofes, an denen ein bleiernes Siegel hängt, welches auf der einen Seite die Namen der Apostel Petrus und Paulus, und auf der andren den Namen des regierenden Papstes zeigt.

Diese Bullen werden von der Dataria ausgesertigt, nachdem sie vorher durch die Kanzlei gegangen sind. Sie werden mit Gothischen Buchstaben geschrieben, und heißen Lateinisch: bullæ; Italiänisch aber: bolla; von dem Verbum bollare, stempeln, besiegeln.

Breven, heißen alle Reskripte, Depeschen, Koncessionen und Befehle des Römischen Hofes, welche mit gewöhnlichen Lateinischen Buchstaben geschrieben und mit rotem Wachse gesiegelt sind. Sie werden von der Segretaria de Brevi ausgesertigt, und von dem Kardinal, welcher der oberste Sekretär bei diesem Kollegium ist, unterzeichnet. Es giebt auch Breven in Form von Briefen. Ihrer bedient man sich, wenn man an Fürsten und Bischöfe schreibt, und sie haben kein Siegel. Der Name: Breven, röhrt von dem Iakonischen Styl dieser Schriften her, die niemals einen Eingang bekommen, sondern mit dem Namen des Papstes anfangen, worauf denn nachstehende Worte folgen: — dilecto filio salutem et apostolicam benedictionem.

Die Bullen entsprechen den Edikten, Patenten und Bestallungen der weltlichen Fürsten. Sind sie Gnadenbriefe, so wird das Blei mit einer selgenden Schnur angehängt; sind sie aber gerichtlichen Inhalts, so hängt es an einem Blindfaden. In einer Bulle nennt sich der Papst: den Knecht der Knechte Gottes. Das heiße ich doch Beschuldigkeit! In

Spanien verlangt man Bullen zu allen Arten von
Pfründen. In Frankreich war man nicht in einem
so hohen Grade gefällig; man verlangte sie nur zu
Bischöfbern, Abteten und einigen Mönchs-
prioraten.

Während der Bakanz des heiligen Stuhles werden
keine Bullen ausgesertigt. Sobald der Papst tot ist,
lässt der Vice-Kanzler der Kirche dessen Namen von
dem Siegel wegschaffen. Zum Glück für die Mensch-
heit haben die Päpste, wie alle Despoten, durch Miß-
brauch ihrer Macht den Fall derselben, und die Forts-
chritte der Aufklärung befleunigt. Mehr als eins
mal ist durch ihre Bullen Aufstand und Empörung der
Völker gegen ihre Fürsten erregt worden. Jederz-
mann kennt die berüchtigte Bulle: in coena domini,
durch welche die Päpste überall ihre Herrschaft ausü-
ben, und den Völkern, so wie ihren Souveränen,
Gesetze geben wollten. Hoffentlich werden bald alle
Nationen in diesem Stücke das Beispiel nachahmen,
das ihnen Frankreich gegeben hat, und das schimpflische
Soch abwerfen, das nur Habgier ihnen auflegte, und
dem sie sich so feligherzig unterworfen haben.

Das Geld.

Das Geld wird in Rom nach Decimalzahlen ge-
rechnet. Fünf Quattrini machen einen Bajocco,
zehn Bajocchi einen Paolo; zehn Paoli einen Scu-
do; und immer macht man die Rechnungen nach Scu-
di, Bajocchi, Paoli und Quattrini. Es giebt auch
Papetti von zwei Paoli; ferner Testoni, oder

Münzen von drei Paoli. Ein Zechino (Dukaten) gilt $2\frac{1}{2}$ Paoli; die Bolognesische Pfoste $3\frac{1}{2}$ Paoli. Außerdem hat man in Rom auch Banknoten (Cedole), oder Papiergele. Bei meiner ersten Reise verloren diese Banknoten 6 bis 7 Prozent, je nachdem sich ihr Kredit verminderte und das in Circulation befindliche baare Geld seltener war. Der Schatzmeister Russo brauchte seit der Zeit ein sehr wirksames Mittel, ihnen einen höheren Cours zu verschaffen. Er forderte nebst alle Privatpersonen öffentlich auf, ihre Banknoten mit vier Prozent Verlust gegen baares Geld bei ihm umzutauschen. Die Banquiers hatten bloß durch ihr Agiotieren den Cours der Banknoten so weit herunter gebracht. Sie fürchteten sie, dieser Handelszweig möchte ihnen völlig verloren gehen, und boten dem Publikum baares Geld zu drei Prozent an. Der Schatzmeister, der diese Operation vorausgesehen, und eine Summe baares Geld in Bereitschaft hatte, hielt immer mit den Banquiers Konkurrenz, und zwang sie, dieses Agiotieren gänzlich aufzugeben, da er dem Publikum jedesmal einen beträchtlicheren Vortheil anbot, als jene. Durch dieses Mittel brachte er es das hin, die Banknoten völlig al pari zu bringen; aber seitdem hat Pius VI durch verschiedene, schon oben erwähnte Operationen bewirkt, daß sie wieder etwas verlieren.

Der Handel.

Unter einer so fehlerhaften Regierung, wie die Römische, kann der Handel unmöglich blühend seyn.

Hast alle Rommerz-Richter in Rom sind Priester, die aus Unwissenheit, oder weil sie sich bestechen lassen, die Bankrotteirer begünstigen, und dadurch, daß sie das Vertrauen schwächen, die Circulation des baaren Geldes hindern. Rom zieht beinahe alle seine Ressumtions-Bedürfnisse aus der Fremde, und hat wenige, überdies nur in mittelmäßigem Werthe stehende Waaren, zum Tausch dagegen anzubieten: z. B. Alau, Schwefel, Vitriol, einige Seldewaaren, Wolle und einige andre ähnliche Artikel. Aber es ist reich an Künsten, und durch die Meisterwerke, welche in diesem Fache hervorgebracht werden. Diese machen den Hauptzweig seines Handels aus, und sind einzige und allein die Ursache, daß es noch bis jetzt einen gewissen Glanz behalten hat. Die Weißbegertigen, welche nach Rom kommen, um diese Meisterstücke zu sehen, bringen einen großen Theil des baaren Geldes mit, das in der Stadt cirkulirt. Die gewöhnliche Hülfquelle der Päpste, wenn sie Geld schlagen wollen, besteht darin, daß sie das aus fremden Ländern eingekommene mit schlechterem Gehalte umprägen lassen, oder auch Gold und Silber kaufen.

Wie leicht wäre es indeß in einem Lande, für das die Natur so viel gethan hat und an das sie von jeher thre Geschenke mit Wohlgefallen zu verschwenden schien — wie leicht wäre es in einem solchen Lande, den Handel blühend zu machen, den Ackerbau zu begünstigen, und aus diesen beiden Quellen Reichthümer zu schöpfen, welche dem Lande allen den Glanz wiedergeben würden, zu dem es bestimmt zu seyn scheint!

Einkünfte des Kirchenstaates.

Man hat fälschlich behauptet, die Einkünfte des Kirchenstaates beliesen sich auf achtzehn Millionen Französische Livres (4½ Millionen Thaler). Aber, wer das behauptete und für wahr hält, dachte ohne Zweifel nicht daran, wie wenige Hülfesquellen einer Nation mit so gerlinger Industrie noch übrig seyn könnten, die ehemals aus 19 Millionen bestand *), jetzt aber nur eine Volksmenge von 2 Millionen ausmacht,

*) Diese Angabe scheint der Verfasser aus Gibbons historischem Werke entlehnt, aber mit Übertreibung auf den Kirchenstaat allein angewendet zu haben. Als Kaiser Claudius das Censoramt verwaltete, belief sich die Zahl der Römischen Bürger auf 6,945,000. Gibbon meint, Weiber und Kinder das zu gerechnet, ließen sich zwanzig Millionen annehmen. Nach der gewöhnlichen staatlichen Berechnung, welcher infolge die Anzahl der freitbaren Männer bei einer Nation wie 1; 4 angenommen wird, könnte man die Volkszahl der Bürger aus jener Angabe noch höher anstellen; und dann sind die Sklaven noch nicht mitgerechnet. Über diese Bürger wohnten nicht in dem jetzigen Kirchenstaate allein; vielleicht nicht einmal in ganz Italien allein; denn zu den Zeiten der Kaiser war man mit den Römischen Bürgerrechte sehr freigiebig geworden. — Sonst haben wir nur unvollständige Nachrichten von der Bevölkerung des alten Rom. Sie war unfehlig größer, als jetzt; nur ist das von dem Verfasser angegebene Verhältniß gewiß zu stark. Zur Zeit der Gracchen, also vor der Aufnahme der Italiänischen Bundesgenossen in den Bürgerstand, und vor den großen Bürgerkriegen, hatte die alte Republik Rom 390,735 Bürger. (S. Livius I. LX.). Weiber und Kinder mitgerechnet, (ohne die Sklaven) liest sich also die Volkszahl auf 1½ Millionen schätzen. Diese Menschen bewohnten Rom und etwa ein Fünftel des heutigen Kirchenstaates; doch gehörten auch die Einwohner mancher kleinen Städte in Unter-Italien zu der Zahl der Bürger. Es lässt sich aber von dieser Bevölkerung nicht auf die übrigen Theile des heutigen Kirchenstaates schließen, da die Einwohner der Hauptstadt mit darunter begriffen sind.

und von deren zwölf Provinzen *) nur zwei wirklich angebaut sind: nehmlich Bologna und die Mark Ancona, welche ihre alten Vorrechte behalten haben und von dem unsinnigen Soche der Annona befreit sind. Nebrigenz bestreite ich die Behauptung allzu leichtgläubiger Reisenden nicht bloß diesen Reflexionen zufolge; sondern ich habe zwei Berechnungen über die Einkünfte und Ausgaben des Kirchenstaates vor mir. Die eine ward gemacht, als der Kardinal Palotta, die andre aber, als Pius VI Schatzmeister war; und aus beiden will ich meinen Lesern nun die Resultate vorlegen.

Zu allen den schon erwähnten Ursachen, welche die Einkünfte des Kirchenstaates und seines Fürsten vermindern müssen, gehören auch noch die Unterschläfe der Beamten, der Statthalter und der Schatzmeister in den Provinzen, welche ihre Einkünfte gewissermaßen pachten. Salzsteuer, Zollabgaben, Aufslagen überhaupt: alles erheben sie in threm eignen Namen, und gegen Entrichtung einer jährlichen Summe, die sie ohne Unterlaß zu verringern suchen, indem sie die Einwohner bedrücken, um die Einkünfte, welche sie von diesen erheben, zu vergrößern. Die Finanzen des Papstes sind folglich so ziemlich jenem Flusse (dem Rheine) gleich, der erst eine lange Strecke in einem Bette majestätisch dahin strömt, dann aber sich theilt, und sich am Ende in eine Menge Kanäle mitten in dem Sande von Holland verliert **).

*) Eigentlich sind es dreizehn. Zwölf beschreibt der Verfasser weiter unten in besondern Kapitelii; die kleinste aber, nehmlich die Grafschaft Castello, übergeht er.

**) Der Verfasser ist mit selnen Gleichenissen öfters unglücklich; und so auch hier. Jeder Lezer von Einsicht sieht das Fehlerhafte des gegenwärtigen von selbst ein.

Solche unaufhörliche Veruntreuungen bereichern die Günstlinge, und machen den Souverain arm. Dies sem bleibt denn am Ende, wenn er sein Volk in Grund und Boden gedrückt hat, zur Deckung seiner Aussgaben, und für die unersättliche Habgier seiner Familie weiter kein Hülsemittel übrig, als das Papiergele; und ich habe schon oben angemerkt, wie sehr der jetzige Papst dieses gemißbraucht hat.

Ein Hauptzweig der öffentlichen Einkünfte im Kirchenstaate ist die Auflage auf das Salz. Außerdem müssen auch der Wein, das Getreide und alle Konsumtions-Bedürfnisse Abgaben entrichten. Die meisten dieser Imposten oder Einfuhrgebühren sind sehr beträchtlich; aber es kommt wohl kaum ein Dritttheil davon in die Kasse des Landesherrn. Die sämmtlichen Einkünfte der apostolischen Kammer betrugen im Jahre 1766 2,121,498 Scudi. Seitdem nahmen sie, unter Gangarélli, etwas zu; aber jetzt haben sie sich beträchtlich wieder verminderd, besonders weil die apostolische Kammer durch die neuen Französischen Gesetze, welche die Aumaten und Dispensationen abschaffen, so großen Verlust erleidet. Bei diesen Umständen kann ich mit Gewissheit behaupten, daß der Papst höchstens 12 Millionen Französische Livres einnimmt. Vielleicht erhebt man von den Unterthanen 25 Millionen; aber durch Unterschleife bleibt die Hälfte dieser Summe in den Händen der Beamten. Uebrigens wären selbst in diesem Falle die Auslagen noch stetslich mäßig, (wenn nur der Kirchenstaat sich in Wohlstand befände.) Und welchen Einfluß hat also die Regierung auf das Glück oder Unglück der Völker, da der Zustand der päpstlichen Unterthanen bei allen Geschenken der Natur, der schlimmste von allen ist! Das bewirkt eine Regierung, welche den Ackerbau herabwürdigt, den Handel vernichtet, die Industrie unter-

drückt, den Müßiggang und das Betteln ehrt, den Stand des Hausvaters verachtet, und alle Vortheile dem Edlbate bestimmt.

Die Schulden.

Bei meinen Untersuchungen alles' dessen, was die Finanzen des Kirchenstaates betrifft, lege ich die Botschaft zum Grunde, die Braschi selbst, als er noch Schatzmeister war, im Jahre 1766 gemacht hat. Das mals betrugen die sämmtlichen Staatschulden 61 Millionen Scudi: eine ungeheure Summe für einen Staat, der so mäßige Einkünfte, und an seiner Industrie und dem Ertrage seines Bodens so wenige Hülfsquellen hat! Aber schon im Jahre 1789 waren diese Schulden bis auf 87 Millionen Scudi gestiegen, und Pius VI hat sie folglich, während seiner Regierung, um 26 Millionen vermehrt. Könnten die Römer nur die Augen öffnen, so würden sie schon aus diesem einzigen Umstände einsehen lernen, was sie von einem Fürsten zu erwarten haben, der ihr Unglück so sehr erschwert, um seinen Luxus, die Habſucht seiner Neffen, und seinen eignen höchst anſchätzigen Hang zum Verschwenden zu befriedigen, der so groß ist, wie ihn bis jetzt noch kein Papst gehabt hat. Mit Bedauern, aber zugleich auch mit Unwillen, sieht man ein Volk, das in sich selbst unerschöpfliche Hülfsquellen finden würde, zu einer so hassenſwerthen Sklaverei herabgewürdig't. Eine Nation in der Welt hätte so viele Mittel, als diese, sich zu dem höchsten Grade des Glanzes und des Reichthums zu erheben, wenn sie frei zu feyn wüste; aber sie seufzt in einer demüthigenden Armut,

ist unter das Joch einiger schwachköpfigen Priester gebeugt, von denen sie zu Grunde gerichtet, betrogen und entehrt wird.

Pius VI hat beträchtliche Kosten aufgewendet, um die Pontianischen Sumpfe auszutrocknen. Für dieses Unternehmen würde er Lob verdienten, wenn er die dadurch gewonnenen Ländereien nicht seinem Neffen gegeben und dadurch gezeigt hätte, daß bei diesen Arbeiten seine Absicht nicht auf das allgemeine Beste gerichtet ist. Er hat auch viel Geld auf eine Sakristei an der St. Peters Kirche verwendet. Dieses Denkmahl, das er zu seiner Ehre aufführte, wird stets bezeugen, wie wenig er auf die Bedürfnisse seines Volkes Rücksicht nahm, das nicht im Stande ist, solchen Aufwand zu ertragen.

Öffentliche Ausgaben.

Die Haupt-Nubrik der öffentlichen Ausgaben in Rom sind unsreitig die Zinsen von den Staatschulden. Die Besoldung der Truppen, ferner die Unterhaltung der Festungen und des Seewesens betragen nur 431,935 Scudi und einige Dajocchi. Die Ausgaben für den heiligen apostolischen Palast werden in dieser Rechnung nur mit 164,376 Scudi aufgeführt; aber jedermann weiß, daß der Papst mehr als noch einmal so viel auf Liebhäberen und zur Unterhaltung seines Hofstaates verwendet. Für die Kirchendiener und Sänger der Kapelle ist eine sehr unbeträchtliche Summe, 7057 Scudi, ausgesetzt. Die Gehalte oder Emolumente der Kardinäle und Prälaten, welche in Aemis

tern stehen, belaufen sich nur auf 38,444 Scudi. Als
lein man muß wohl bemerken, daß auch in diesem
Stück das Römische System der Heuchelei befolgt
wird. Nach den öffentlich bekannten Listen haben die
Personen in Neutern freilich nur unberächtliche Be-
soldungen; aber es ist schon hergebracht, daß sie sich
durch Unterschleife und Diebstähle entschädigen kön-
nen. Auch unterlassen sie nie, diese Erlaubniß zu
brauchen und sogar zu missbrauchen.

Als Besoldung der Namten, welche der heilige
Stuhl an fremden Höfen hält, seht die apostolische
Kammer nur 24,254 Scudi aus. Vergleichen Stel-
len bekommen nehmlich bloß solche Personen, welche
ihren Aufwand selbst bestreiten können, oder von ihren
Familien unterstützt werden, weil die letzteren hoffen,
daß ihre Angehörigen auf diesem Wege den Kardinalshut
erlangen sollen.

Ich will nicht alle Artikel der öffentlichen Aus-
gaben anführen, und erwähne nur noch die Medaillen,
welche am Horte der Apostel Petrus und Paulus aus-
getheilt werden, und sich an Werth auf 6,659 Scudi
und 46 Bajocchi belaufen.

Die Land- und See-Truppen.

Bei einer Volksmenge von zwei Millionen freier
Menschen, die unter einer weisen und blühenden Re-
gierung glücklich lebten, könnte diese noch immer eine
furchtbare Armee halten, welche ihren Gesetzen und
sich selbst Ehrfurcht zu verschaffen im Stande wäre.
Aber das neuere Rom hat kaum sechstausend Solda-
ten.

ten. Ohne Zweifel müßte man die Päpste segnen, wenn diese geringe Anzahl von Truppen bei ihnen Verachtung der Kriegeskunst, Liebe zu ihrem Volke, und die Besorgniß verriethe, daß sie dem Handel und dem Ackerbau Menschen entziehen möchten, welche durch den Soldatenstand Müßiggänger und unnütz werden. Aber so philosophische Bewegungsgründe darf man den Römischen Päpsten nicht zuschreiben. Sie haben nur deshalb so wenige Truppen, weil sie nicht im Stande sind, mehr zu halten.

Die päpstliche Garde besteht aus leichter Reiterei und Kürassieren, welche vollkommen gut beritten und prächtig gekleidet sind. Auch werden einige Schweizer gehalten, welche bei öffentlichen Ceremonien geharnischte erscheinen. Alle diese Truppen, die Besatzung der Engelsburg dazu gerechnet, sollen sich höchstens auf 2,000 Mann belaufen; aber die Prälaten, welche thren Sold, und die Kosten für ihren Unterhalt überhaupt, auszuzahlen haben, sehen auferst sorgfältig darauf, daß die Battalione nie vollzählig sind. Auch in Civitac Bechla, Ancona, Ferrara, Bologna und mehreren andern Städten, giebt es sehr kleine Garnisonen. Diese sehr friedfertigen Soldaten werden sehr gut besoldet, sind aber sehr schlecht disciplinirt, und haben weiter keine Uebung als im Stehlen. Um über ihre Tapferkeit urtheilen zu können, brauchen die Leser nur einen sehr bekannten Vorfall zu wissen, der sich im Jahre 1790 am grünen Donnerstage in der Engelsburg ereignete. Ca glo stro, welcher in diesem Kastell gefangen sitzt, hatte geäußert, daß an diesem Tage der Teufel kommen würde, ihn zu befreien und der Garnison das Garau zu machen. Durch ein Ungesähr entstand gerade an dem angegebenen Tage ein schreckliches Ungewitter, und der Blitz schlug nahe bei der Thür des Gefängnisses ein. Die Besatzung ent-

Gorau, 2. Theil.

X

flöß nun mit der größten Eilsfertigkeit, und es blieb, auch nicht Ein Mann da. Nur mit vieler Mühe brachte man es dahin, die Soldaten zu beruhigen, und sie kehrten nicht eher auf ihren Posten zurück, als bis die Priester den Teufel exorcisirt und die Stille der Lust wieder hergestellt hatten.

Mit der Seemacht des Papstes ist es ungefähr eben so beschaffen, wie mit der Landmacht. Sie besteht in einer Fregatte und zwei oder drei Galeeren. Diese Schiffe werden immer von Malteser Rittern kommandirt, deren Besoldung sehr beträchtlich ist. Die Ausrüstungen läßt man immer kontraktive machen, und zwar jedesmal nach einem Anschlage, bei dem wohl die Unternehmer und die Prälaten, welche die Aufsicht haben, gewinnen, der Staat aber offenbar Schaden leidet. Uebrigens hält man sehr vorsichtig darauf, hinterher den gewöhnlichen Eid zu fordern: „daß bei allem mit der genauesten Oekonomie und nach den strengsten Gesetzen der Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sey.“ Dies ist nehmlich hier zu Lande ein Modewort, aber der Sinn desselben nirgends unbestimmt.

Die päpstlichen Galeeren haben nicht die Größe der Genuesischen. Sind sie ausgelaufen, so bezahlt die apostolische Kammer dem Unternehmer für zwei Monath 9600; und liegen sie im Hafen, 5400 Scudi. Eine Fregatte macht so viel als drei Galeeren. Das Seewesen des Papstes kostet jährlich überhaupt 130,000 Scudi; aber etwa in 40,000 von dieser Summetheilen sich die Unternehmer und die Prälaten, denen die Aufsicht übertragen ist. In diesem Stücke geht es, wie in allen übrigen. Jedermann, der Papst selbst, kennt diese Räuberet; und das Volk, dem sie ebenfalls nicht unbekannt ist, nimmt sich nicht einmal die Mühe, sie schlecht zu finden.

Noch andre Ursachen, weshalb die öffentlichen Angelegenheiten so übel verwaltet werden.

In Rom werden die Stellen noch mehr, als an jedem andren Orte, durch Intrigen und Kunst vergeben. Bringt ja einmal ein glückliches Ungefehr einen Mann in ein Amt, dem er vorstehen kann, so befördert der Papst ihn weiter; und zwar fast immer zu einem Posten, worin er Kenntnisse braucht, die er sich nicht erworben hat, und die er sich während der kurzen Zeit, daß er darin bleibt, auch nicht erwerben kann. Ich saß einmal an einer Mittagstafel neben einem Prälaten, welcher die Aufsicht über die Fleischbänke führte, (dem Presidente della Gracia) und sie noch zwei Monathe vorher über etwas im Militärfache gehabt hatte. Dieser Prälat wußte nicht zu begreifen, wie ich, als ein Fremder, von besondren Umständen unterrichtet seyn könnte, um die er sich aus Amtspflichte hätte bekümmern sollen, die ihm indes gänzlich unbekannt waren.

Aber jeder von diesen beamteten Prälaten hat einen unterrichteten Priester neben sich, der für den Monsignore lesen, denken und schreiben muß. Dieser Priester sagt jenem, was er thun, welches Verhalten er beobachten, und welche Meinung er in der apostolischen Kammer behaupten soll. Man sieht übrigens leicht ein, daß ein junger Mann, der sich seinem Vergnügen überläßt, und weiter keine Anweisung hat, nicht sonderlich im Stande seyn kann, Einwürfe zu widerlegen und die vernünftige Meinung, die man ihm hat auswendig lernen lassen, zu vertheidigen.

Die Aemter, welche den Kardinälen zuges theilt sind *).

Die vornehmsten Würden und Aemter im Staate werden von Kardinälen bekleider; und es stände auch nicht einmal in der Macht des Papstes, sie Prälaten, welche den Purpur nicht hätten, zu geben. Das vornehmste und ehrenvollste von allen diesen Aemtern hat der Camerlingo, welches gewöhnlich der Kardinal, Nesse des Papstes, ist. Dieser Camerlingo führt die General-Inspection; er ist Richter in allen vor der apostolischen Kammer schwebenden Prozessen, welche Gilden, Innungen oder Universitäten betreffen; er hat die Oberaufsicht über die Minister, die Beamten der apostolischen Kammer, und über alles, was die Künste angeht. In dem Augenblicke, da der päpstliche Stuhl erledigt wird, muß er die Siegel des verstorbenen Papstes zerbrechen. Er führt auch den Vorsitz bei den drei Kardinälen, welche alsdann Rom und den Kirchenstaat abwechselnd regieren; ferner hat er die Edikte und die Befehle, welche während des Konklave ausgesertigt werden, zu unterzeichnen.

Die Würde eines Erz-Kanzlers von Rom gehört von Rechtswegen, vermöge einer Bulle Leo's IX **), dem Kurfürsten und Erzbischofe von Köln. Dieser hat aber einen Roadjutor, und zwar einen Kardinal,

*) Dies und die nächstfolgenden drei Kapitel stehen mit andren Nachrichten allzu oft in kleinen Widersprüchen, als daß die sämmtlich angenomme werden könnten. So B. was unser Verfasser eine Congregation nennt, heißt in Volkmann's Nachrichten ein Tribunal; und so umgekehrt. Man s. dieses Werk Th. II. S. 696 u. s.

**) Vom Jahre 1052.

welcher bei Ausfertigung der Bullen und allen andern Funktionen dieses Amtes den Vorsitz führt *).

Herner giebt es einen Kardinal-Pönitentiarlus, welcher in dem Tribunale der Pönitenz (der geheimen Dispensationen) präsidirt; auch einen Bibliothekar, welcher der berühmten und reichen Bibliothek im Vatikan vorgesetzt ist und mehrere andre, öfters ihm auch sehr nöthige, Bibliothekare unter sich hat. Der Kardinal Vicario, im Grunde der wahre Erzbischof von Rom, richtet in den Civil- und Kriminal-Prozessen aller privilegierten Personen im (päpstlichen) Pallaste; auch hat er fast alle Kästner unter seiner Gerichtsbarkeit, und erkennt über die Verbrechen der Mönche. Außerdem giebt es noch eine Segreteria des Staates, der Blatteschriften, und der Breven, welche letztere die einträglichste, und von Pius VI seinem Neffen gegeben ist. Die Stelle des Prodatario endlich bekommt seit langer Zeit ebenfalls immer ein Kardinal. Man weiß nicht, wie hoch sich die Einkünfte davon belaufen; aber sie wird immer durch Kabinet gesucht, und jeder, der sie gehabt, ist dabei reich geworden. Ehemals bekam der Papst einen Theil von dem Ertrage der Datarta, und zwar, wie der Kardinal Herzan mit versichert hat, jährlich 55,000 Scudi; aber seitdem bei den christlichen Nationen mehrere, für den Römischen Hof so verderbliche Veränderungen vorgegangen sind, bleibt nichts mehr übrig, als was der Prodatario zur Bestreitung seines Luxus braucht.

* Er nennt sich daher auch nur: Vice-Kanzler.

Die Kongregationen.

Einige von den Kongregationen in Rom bestehen bloß aus Kardinälen; andre aus Kardinälen und Prälaten; noch andre endlich aus bloßen Priestern, und sogar aus Mönchen. Jede hat einen Präsidenten, welcher prefecto heißt. Solche Stellen sind zum Theil einträglich, zum Theil aber nur ehrend.

In der ersten von diesen Kongregationen, der heisstigen Inquisition, ist der Papst prefecto. Sie besteht aus zwölf Kardinälen, Prälaten, einem Dominikaner als commissarius (dem eigentlichen Inquisitor), und einigen andren Mönchen von verschiedenen Orden. Ueber die Berathschlagungen dieser Kongregation herrscht ein undurchdringliches Geheimniß. Ich will zwar keinesweges den Abscheu vermindern, den sie erregen muß, und der schon mit dem bloßen Worte: Inquisition, in dem Herzen jedes rechtschaffnen und fühlenden Menschen unzertrennlich verbunden ist; aber Wahrheitsliebe nötigt mich doch, zu gestehen, daß dieses Tribunal in Rom weder so grausam, noch so arglistig verfährt, als man nach seiner Benennung glauben sollte. Es scheint sich in neueren Zeiten nur in dem Prozesse des so berüchtigten Cagliostro von seinen gewöhnlichen Grundsätzen entfernt zu haben.

Die Kongregation de propaganda fide hat den Endzweck, den Katholizismus, besonders aber das Ansehen des heiligen Stuhles, auf der ganzen Erde zu verbreiten. Die Kongregationen der Bischöfe und Konzilien schlichten die Streitigkeiten zwischen den Bischöfen, ihren Diözesanen und Erzbischöfen; auch halten sie darauf, daß die Dekrete des Tridentinischen Konciliums in allen Stücken, welche die Kirchen-Discipline betreffen, beobachtet werden. Die Kongregation dell' Indice bestimmt, welche Schriften zu lesen

erlaubt seyn soll, oder nicht. Noch giebt es Kongregationen der Sagri Riti (Kirchengebräuche), der Peterskirche und des Baues daran, der Indulgenzen, der Kirchen-Privilegien, u. s. w. Schon diese Namen zeigen, wo zu sie bestimmt sind, und in welchem hohen Grade eine unverschämte Kaste^{*)} die Schwäche und Verblendung der Menschen gemisbraucht hat. Wir, die Augenzeugen, begreifen es kaum; was werden eines Tages die sagen, welche es in der Geschichte lesen?

Von einigen Tribunalen in Betreff der weltlichen Regierung.

Eins von diesen Tribunalen heißt die Consulta, und der Prefetto desselben ist der Kardinal-Staatssekretär. Es entscheidet als Appellations-Gericht in Civil- und Kriminal-Angelegenheiten; auch hört es Klagen gegen die Statthalter und Magistrate.

Das Tribunal, welches del buon Governo genannt wird, hat die Aufsicht über die Gemeinden, und diese dürfen, ohne dessen Einwilligung, weder einen Prozeß anfangen, noch Ausgaben machen. Ein andres, welches dei dodeci (die Zwölf) genannt wird, entscheidet in allem, was die apostolische Kammer betrifft; es bestimmt die Taxe der Lebensmittel und anderer

^{*)} Der Verfasser braucht dieses Indische Wort, das den durch Geburt vererbten Stand ausdrückt, hier sehr unrichtig. Die katholischen Geistlichen können eben deshalb, weil sie sich nicht verheirathen dürfen, keine Kaste, sondern nur einen Stand, ausmachen.

Bedürfnisse. (Eine sehr fehlerhafte, unpolitische Einsichtung, welche keine andre als üble Wirkungen hervorbringen kann!) Der Schatzmeister, einer von diesen Zwölfen, hat noch außerdem die Aufsicht über die Zölle, die Seeküsten, die Festungen und die Galeeren. Dieses wichtige Amt führt jedesmal zur Kardinalswürde.

Von der Segnatura di Grazia ist der Papst selbst das Oberhaupt *). Sie entscheidet, ob Appellationen angenommen werden sollen oder nicht; und im ersten Falle bestimmt sie den Gerichtshof, welcher den Prozeß aufs neue zu untersuchen hat.

Das große Tribunal, welches unter dem Namen del Governo bekannt, und dessen Präsident der Statthalter von Rom (Governatore di Roma) ist, erkennt bloß über Kriminal-Vorbrechen. Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl anmerken, daß in Rom die Tortur noch Statt findet; und das hier erwähnte Tribunal, welches aus Kardinälen und Prälaten besteht, verursacht dazu.

Es gleicht endlich auch einen Römischen Senat, der sich mit S. P. Q. R. (Senatus populusque Romanus) unterzeichnet, wie der Senat im alten Rom, wovon er doch nur ein Schattenbild ist. Er besteht nehmlich bloß in einem einzigen Senator, jetzt einem Manne von Verdiensten, Rezzonico, Neffen des Papstes Clemens XIII.; und dieser hat drei Consuln von Adel, welche Conservatori genannt werden, und einen Priore de' Caporioni (Blertelsmeister) unter sich. Als

* Der Verfasser verwechselt hier die Segnatura, und die Segnatura di Grazia mit einander. Die letztere versammelt sich jährlich nur einmalig in Gegenwart des Papstes; die erste ist ein beständiges Tribunal, von dem das gilt, was der Verfasser unmittelbar hinterher sagt.

le diese Beamten werden aber von dem Papste gewählt, der die Gränzen ihrer ephemerschen Macht nach seiner Willkür bestimmt. Der Senator ist gewöhnlich ein Fremder. Er wohnt auf dem Kapitol, und trägt bei seinen öffentlichen Amtsvorrichtungen das Senator-Kleid. Bei seiner Civil-Gerichtsbarkeit hat er zwei, von dem Papste ernannte Rechtsgelehrte (Collaterali) zur Seite; und in Kriminal-Sachen konkurriert er mit dem Tribunale del Governo.

Die Nota (sagra Ruota).

Dieses Tribunal ist das wichtigste und ohne aller Zweifel auch das achtungswürdigste von allen. Den Vorzug, aus guten Mitgliedern zu bestehen, verdankt es dem Umstände, daß diese großen Theile von fremden Höfen ernannt werden und dem Einfluß der Kirche nicht unterworfen sind. Der Papst ernennt nur drei; die übrigen werden von dem Kaiser, Frankreich, Kastilien, Venedig und Toscana ernannt; auch schicken die Städte Ferrara, Bologna und Mailand jede einen Richter. Gemeinlich fällt die Wahl nur auf Leute von Verdiensten und anerkannter Rechtschaffenheit, welche durch ihren Ruf und ihr Verhalten den ihnen anvertrauten Amtes würdig sind. Da sie von ihren Kommittenten gut besoldet werden, so haben sie es nicht nöthig, sich dem Römischen Hofe zu verkaufen.

Dies Tribunal genießt in Rom verdienter Achtung. Pius VI. ist der erste hohe Geistliche, der es gewagt hat, bei diesem Tribunal um Begünstigung zu sollici-

tirem, und zwar bei der oben erwähnten sehr anstrengten Gelegenheit*). Seine Bemühungen, die Mitglieder zu versöhnen, beweisen, wie niedrig er denkt; und daß sie nichts halfen, macht jenen Männern Ehre, welche über seine Anträge in Unwillen geraten, und den Mut hatten, ihn verurtheilen zu wollen. Pius VI nahm den drei von ihm ernannten Mitgliedern ihre Stellen; aber dabei mußte er seine Nachsicht auch beenden lassen.

Der einzige Fehler, den man der heiligen Nota vorwirft, ist der, daß sie sich allzu leicht zur Revision der Prozesse versteht. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß dieses Tribunal eine und eben dieselbe Sache fünf, bis sochtmal aufs neue vornimmt, und öfters einander völlig widersprechende Sentenzen fällt.

Der Kirchenstaat.

Die Lage dieses Landes ist äußerst vortheilhaft. Es grenzt gegen Osten an das Adriatische Meer, gegen Südosten an das Königreich Neapel, gegen Süden an das Mittelländische Meer, gegen Westen an Toscana, und gegen Norden an die Staaten des Herzogs von Modena, und das Gebiet der Republik Venedig.

Der Kirchenstaat hat nur zwei Häfen, welche diesen Namen verdienten: Civita Vecchia im Mittelländischen, und Ancona im Adriatischen Meere. Bei einer so glücklichen Lage könnte er einen blühenden Handel haben, wenn die Regierung diesen auf-

* S. oben S. 270.

munterte, oder vielmehr, wenn sie sich nicht allem widersegte, was dem Lande den Glanz und die Vortheile verschaffen könnte, wozu die Natur es bestimmt zu haben scheint. Aber die Päpste kommen nicht eher auf den Thron, als wenn sie untersteten Intrigen oder in der Kloster Indolenz Greise geworden sind. Es fehlt ihnen gänzlich an der Energie, welche ihnen nöthig wäre, um alle Fehler der Regierung zu verbessern, die Sitten und Ideen eines ganzen Volkes umzuschaffen, und für ihr eignes Thell neue Menschen zu werden. Bei solchen Umständen scheinen sie zu weiter nichts auf den Thron zu kommen, als um ihre Familie und ihre Kreaturen zu bereichern; und lassen alles in dem Zustande, worin sie es finden. Auch wäre der unglücklich, der den Muth hätte, dem Staate, zu dessen Regierung man ihn beruft, eine andre Gestalt zu geben. Um dies zu bewirken, müßte er eine Menge Missbrüche abschaffen, die das Unglück des Volkes nicht aufhören lassen und den Prälaten, von denen er umringt ist, Ansehen und Überfluss zusichern; dann ginge aber sein Weg an einem Abgrunde hin, und man würde ihn bald außer Stand setzen, seine etwa entworfenen Pläne auszuführen.

Die apostolische Kammer thieilt den Kirchenstaat in fünf grosse Provinzen *). Schon oben habe ich angemerkt, daß dieses Land ehemals über zwanzig Missionen Einwohner hatte, und daß jetzt kaum zwei Missionen darin vorhanden sind **). Allenthalben findet man Beweise von der Fruchtbarkeit des Bodens, aber

*) Damit müssen wohl die fünf Legationen gemeint seyn; aber es giebt außer ihnen im Kirchenstaate noch andre Gouvernements, welche der Verfasser in der Folge selbst anführt.

**) S. 315.

auch von der Trägheit der Einwohner. Ueber die Unwissenheit, oder vielmehr die Stupidität dieser Leute würde sogar der unkultivirte Bauer in der Schweiz erstaunen. Allenthalben sind ihre Lehrer Mönche. Diese haben von der heiligen Inquisition den besondren Auftrag, die Einfältigen irre zu führen, und über jeden zu machen, dem die Natur oder Weisen, bei denen er sich Kenntnisse erworb, vielleicht hellere Ideen und Muth genug gegeben hätten, Unwillen über so viele Frechheit zu äußern und sich von einem so erniedrigenden Joch loszumachen. Die Stadt Bologna ist diesem zum Thil entgangen; aber — Dank sei es den sorgfältigen Bemühungen des Kardinals Buoncompagno — sie könnte vielleicht in kurzer Zeit eben so tief herabgesetzt werden, wie die übrigen Städte im Römischen Gebiete. In Rom sind wenigstens die Künste in blühendem Zustande und werden geachtet; doch in dem übrigen Kirchenstaate ist alles in Verfall, allenthalben ein Bild und die Stille des Grabs.

Wir wollen nun dies ganze Land ein wenig durchgehen.

Campagna di Roma.

Diese, ehemals unter dem Namen Latium bekannte Provinz ist das Land, welches Rom in einem Umfange von vierzig bis funfzig (Italiāischen) Meilen umgibt. Ihre vorzüglichsten Städte, nächst Rom, sind: Civita Lavinia, Tivoli, Albano, Palestina, (das alte Praeneste) Frascati und Antio (oder Anzo). Albano liegt nicht weit von dem alten Alba longa, dess-

sen Ruinen noch zu sehen sind. Ueberhaupt findet man in einem großen Theile von Italien fast bei jedem Schritte Ruinen: ein wirklich trauriger Anblick, da er unaufhörlich an die Denkmahle erinnert, welche jeden solchen Ort verschönerten! Die Imagination verfehlt sich bei ihnen in die Zeiten des Ruhms, des Glanzes, des Heroismus; und sinkt dann schnell wieder auf die unschönen Trümmer zurück, von denen man fast immer glauben sollte, daß sie von den Verwüstungen einer siegreichen Armee herrührten. Die vorhin genannten Städte und einige elende Dörfer ausgenommen, sieht man in der ganzen Campagna di Roma nichts als eine wahre Wüste; denn kaum der funfzehnte Theil davon ist angebaut. Die wenigen darin befindlichen Bäume zeugen durch ihren kräftigen Wuchs, wie fruchtbar der Boden ist; und das Gras auf den Wiesen wird, wenn man es zu Ende des Aprils nicht mähet, so hoch, daß auch die größten Thiere sich darin verbergen können.

Es bleibt in dieser Provinz viele erloschene Vulcane, in gleichen Steinkohlen, an deren Benutzung man gar nicht denkt; ferner Seen, die sich sehr vorteilhaft zum Wässern, ja auch zur inneren Schiffahrt brauchen lassen. Man findet auch mineralische Quellen darin; die Bäder von Tivoli sind allgemein bekannt.

Seit Kurzem hat man in der Campagna di Roma Papiermühlen und Eisenhämmer angelegt, die zum Theil der Familie Odescalchi zu verdanken sind.

S a b i n a.

Das Land der alten Sabiner, welches ehemals eine Million Einwohner enthielt *), und Armeen aufstellte, die den Römischen bisweilen gleich kamen, hat jetzt kaum 65,000 Einwohner. Diese haben ein wenig mehr Industrie, und sind nicht ganz so indolent, wie die in der Campagna di Roma. Sie versiehen die Hauptstadt grossen Theils mit Wein, Obst, Gartengewächsen und Holzkohlen, welche man auf der Tiber — diese durchfließt nehmlich die Provinz — nach Rom hinschafft. Die von jehor so berühmte Tiber hat sehr hohe Ufer, wodurch sie ein trauriges Ansehen bekommt. Ihr Bett ist sehr tief, und ihr Wasser, da es Thons- und Pflanzenerde mit sich führt, immer trübe. Sie nimmt in ihrem Laufe achtzig Flüsse und Bäche auf. Schifffbar ist sie immer gewesen; sie könnte es aber noch mehr werden, und die Fahrzeuge ungehindert als lenthalben hin kommen, wenn die Regierung einige Sorgfalt darauf wendete. An manchen Orten hat man zugegeben, daß Mühlen gebauet worden sind; an andren sperren Häusen Erde und Steine die Fahrt. Es würde aber nur wenige Mühe kosten, den Strom ganz frei zu machen.

* Dies ist eine sehr unsichere Angabe. Als Rom unter den Königen die Sabiner schon mehrere male besiegt hatte, zählte es nur 80,000 freiblebare Männer. (Livius I, 44.) Als endlich der Consul Curius Dentatus die Sabiner gänzlich überwunden hatte, zählte Rom 270,000 Bürger. (Liv. XXI.) Schwerlich kann das Land der Sabiner damals so volkreich gewesen seyn, als Rom und sein ganzes Gebiet.

Il Patrimonio di S. Pietro.

Man weiß, daß Rephas, den man den Heiligen Petrus nennt, ein armer unwissender Fischer, und niemals, wie die Priester so dresst behaupten, Admischer Papst gewesen ist. Unter seinem Namen haben sie den Knoss errichtet, der beinahe ganz Europa verschlittert hätte. Eine von ihren Provinzen haben sie das Erbtheil (Patrimonium) dieses angeblichen Stifters genannt. Die Hauptstadt darin, Viterbo, ist groß, gut gebauet, aber tott, oder bloß von Mönchen besölkert. Diese Provinz hat einen sehr fruchtbaren Boden und vortreffliche Welden; doch nur die Gegenden zunächst bei den Städten oder Flecken sind kultivirt, und noch dazu sehr schlecht. Zwei Italiänische Meilen weit von jedem Orte findet man kaum noch eine Spur von Anbau. Die Einwohner kennen den Gebrauch des Düngers nicht einmal, und werfen ihn in die Flüsse. Die Natur scheint bei jedem Schritte, den man thut, der Indolenz der Menschen Vorwürfe zu machen, da sie die stärksten Bäume hervorbringt, ohne daß man die geringste Mühe darauf wendet. Die wenigen Weinberge in dieser Provinz geben das vortrefflichste Gewächs. Die Gebirge darin liefern Alum und Schwefel; auch enthalten sie Blei- und Silbergruben, die aber nie bearbeitet worden sind. Ich habe nur eine einzige Fabrik in der Provinz gesehen, und zwar drei Italiänische Meilen weit von Viterbo. Man verfertigt darin Vitriol, und zwar aus dem Eisenskies, den man in der Thonerde findet.

Nächst Viterbo, ist die beträchtlichste Stadt der Provinz Monte flascone. In ihrer Nachbarschaft wächst ein sehr berühmter Wein. Nicht weit davon ist der See von Vorsena, der 34 Italiänische Meilen im Umfange hat. In ihm liegen zwei In-

feln; auf einer von diesen besaß der Kardinal Giraud ein reizendes Landhaus, das aber jetzt von seinen Neffen sehr schlecht unterhalten wird.

Ducato di Castro und Contado di Noniglione.

Vor mehreren Jahrhunderten gehörte diese Provinz, welche aus einem Herzogthume und einer Grafschaft besteht, einem Herzoge von Parma. Dieser Fürst ward aufgebracht über den Bischof von Noniglione, dessen Verhalten die sämtlichen Einwohner empörte, und bewog diese, ihn umzubringen, was sie auch wirklich thaten *). Die Provinz ist seitdem unter die Herrschaft des Römischen Hofs gekommen, der ihr jenes Verbrechen nie vergeben hat. Er verpachtet sie immer an habssüchtige Unternehmer, die weiter nichts zur Absicht haben, als sich zu bereichern und sich bei dem heiligen Vater dadurch beliebt zu machen, daß sie ihn für jene That rächen und die armen Einwohner drücken. Man kann dort auch in jedem Gesichte Unwillen lesen. Ich sprach mit vielen von diesen unglücklichen Leuten. Alle nennen den Namen ihrer Tyrannen mit Abscheu, und würden lieber unter dem Hohe der Barbaren seyn. Man hatte auch sie über die Ursachen und Wirkungen der Französischen Revolution sehr sorgfältig hintergangen; es ward mir insdes nicht schwer, sie mit den wahren Umständen bekannt zu machen, und ich erregte in ihrer Seele ganz leicht den Wunsch, eine Nation nachzuahmen, welche ihnen das Beispiel, sich frei zu machen, gegeben hat.

*) Im Jahre 1649, unter Innocent X.

hat. Besonders haben die Einwohner von Nonci gltione noch nicht vergessen, wie glücklich und blühend ihr Land unter dem Hause Farnese war. Damals hatte ihre Stadt 20,000 Einwohner und einen reichen, wohlthätigen Adel; heut zu Tage hat sie nicht einmal 5,000, und alle sind arm und unglücklich.

Il Territorio d'Orvieto.

Diese Provinz wird nach ihrer Hauptstadt benannt, und ist ebenfalls wüst, arm, ohne Kultur und ohne Industrie. Ihr einziges Produkt sind ihre Weine, die ziemlich geachtet werden. Aber ein Land, das nur Weinberge hat, kann nicht reich seyn; ihr Ertrag hängt nehmlich von einer Menge Umstände ab, und erfordert übrigens eine Pflege und einen Aufwand, der sich von den Einwohnern dieser Provinz nicht erwarten lässt.

Die Statthalterschaft von Orvieto ist so unbedeutend, daß sie immer Prälaten gegeben wird, welche so eben erst ansangen, sich den Staatsgeschäften zu widmen.

Il Territorio di Perugia.

Auch diese Provinz wird nach ihrer Hauptstadt benannt, welche sehr schön und nicht ganz so menschen Corani. 2. Theil. D

leer ist, wie die übrigen Städte im Kirchenstaate. Da sie einige Privilegien behalten hat, bei denen die apostolische Kammer sie nicht mit ihrem Joche drücken kann, so findet man in ihr auch mehr Industrie, als in den meisten andren Provinzen, wovon sie denn bei einem so feuchtbaren Boden sehr großen Vortheil zieht. Wie man sagt, glebt es darin auch Fabriken von dem sehr wirkamen Gifte, welches man unter dem Namen acquetta di Napoli, oder acqua di Perugia, kennt. Wesentlicher ist aber der Umstand, daß sie mehrere nützliche Manufakturen hat; besonders wird in ihr Sammet verfertigt, und zwar aus Seide, die man in der Provinz selbst gewinnt. Man macht darin auch vorzügliche Wachslichter. Vorzüglich steht aber die Provinz wegen ihrer Weiden in Ruf, und liefert eine große Menge Vieh nach Rom und nach Toscana.

Ducato di Spoleto (Umbria).

Die Hauptstadt dieser Provinz ist Spoleto; und eine andre, ebenfalls ziemlich wichtige Stadt heißt Foligno¹⁾). Beide haben ein wenig Handel. Außerdem findet man in dieser Provinz verschiedene Papiermühlen. Die Gegenden um Spoleto sind ziemlich gut angebaut. Ueberhaupt ist Umbria in weit besserem Zustande, als die Campagna di Roma; und zwar aus dem schon angegebenen Grunde, daß verschiedene Theile des Kirchenstaates mehr oder weniger blühend sind, je nachdem sie sich mehr oder weniger von dem päpstlichen Joche losgemacht haben. Diese

¹⁾ Bei Büsching: Foligno, oder Fuligno.

Bemerkung muß auch der unachtsamste Reisende im Kirchenstaate machen; und man findet diesen Maßstab allenthalben richtig. Wie ist es nun möglich, daß die Prälaten ein so augenschieliches und auffallendes Fak-tum nicht sehen! Ihre Provinzen sind um etwas we-singer elend, je nachdem sie einziger Freiheit mehr genießen: — können denn die Priester nun nicht begreifen, daß, wenn der ganze Staat völlig des Soches entledigt, und die Annona abgeschafft wäre, die Provin-zien in wenigen Jahren Bevölkerung, Handel, guten Anbau und wahre Reichthümer haben würden? Reich-thümer, die denen weit vorzuziehen sind, welche der Römische Hof durch frommen Betrug, und durch Räu-berelen, wodurch die Menschheit empört und erniedrigt wird, bisher von fremden Nationen zog, deren Quell-e nun aber anfängt zu vertrocknen!

Die Gegenden von Spoleto sind den Verwüstun-gen von Erdbeben ausgesetzt. Das ganze Apennin-sche Gebirge ist voll erloschener Vulkane, die sich aber von Zeit zu Zeit wieder entzünden zu wollen scheinen. Von dem Bolognesischen an, bis tief in das Königreich Neapel hinein, sieht man allenthalben vulkansche Pro-ducte, worüber man bei einigen physikalischen Kennt-nissen erschrecken muß. Ohne Zweifel haben die Reg-lerungen es nicht in ihrer Gewalt, den auf der ganzen Erde vertheilten zerstörenden Kräften zu gebieten, da die Natur stärker ist als der Mensch mit allem Willen und aller Kraft; indeß kann eine weise Regierung doch vielleicht ihre Wirksamkeit vermindern. Ein sorgfäl-tig kultivirtes und bevölkertes Land zieht mehr Dün-ste, Feuchtigkeit und Regen an sich. Dann steigt dar-in auch weniger entzündbare und mephitische Luft auf; kurz, weniger von den Ausdünstungen, welche durch

Friktion Elektricität, und (eben dadurch) auch die Explosionen erregen, welche Erdbeben veranlassen *).

Die Mark Ancona **).

Ancona ist der beste Hafen des Kirchenstaates am Adriaatschen Meere. Diese volksreiche Stadt, welche auf keine Weise unter der apostolischen Kammer steht, treibt einen beträchtlichen Handel.

Der Römische Hof hat sich von jeher bemüht, der Mark Ancona ihre Priviliegen zu entreißen; aber sie wußte selnen Unternehmungen immer Muth entgegen zu setzen, und es ist ihr gelungen, ihre Vorrechte wenigstens grössttentheils zu behaupten. Unstreitig wäre unter einer guten Regierung dieses Beispiel gefährlich, und ich würde es in einem solchen Falle ganz und gar nicht billigen. Ein Priviliegium ist eine Besetzung von dem Gesetze, ein Recht, welches eben diesem Gesetze zuwiderläuft, und darauf abzwekt, es zu vernichten. Aber wenn dieses Gesetz ungereimt und verderblich, nichts weniger als die Erklärung des allgemeinen Willens, sondern nur eine Wirkung von dem Eigensinn eines schwachköpfigen Despoten ist, der die

*) Dieses seltsame Geschwätz dient zu einem neuen Beweise, daß unser Verfasser von der Physik nur sehr ungeordnete Kenntnisse hat.

**) Der Verfasser redet von zwei Marken, und sagt zu Anfang des Kapitels: „Die beiden Marken, oder im Italiäischen Marche, deren Hauptstädte Ancona und Fermo sind, machen eine sehr merkwürdige Provinz aus.“ Er irrt sich aber; denn *Marca di Fermo* ist nur ein Theil der Mark Ancona.

Prinzipien des Naturrechtes, auf denen doch jedes Gesetz beruhen soll, verkennt und mit Füßen tritt: also dann wird ein Privilegium gerecht, da es bloß die Freiheit und Sicherheit, welche eigentlich das Gesetz bewirken sollte, erhellt und aufrecht erhält.

Macerata, Loreto, das durch sein heiliges Haus, und Cingoli, das durch seine vortrefflichen Schinken berühmt ist, Recanati, Olimo, Jesi, Tolentino, das mitten in einer herrlichen gut ausgebaueten Ebene liegt, und Monte alto*, das Ueberschuss an Getreide hat, sind einige von den vorzüglichsten Städten dieser Provinz. Aber die merkwürdigste von allen ist unbestreitig Fermo, welche man sogar als die Hauptstadt der einen von beiden Marken ansieht. Sie liegt in einer der lachendsten und gesundesten Gegend, die in der ganzen Welt zu finden sind.

Legazione d'Urbino.

Diese Provinz wird ein Herzogthum genannt, weil ihre ehemaligen Fürsten Herzoge waren. Sie hat ihren Namen von der großen, schönen Hauptstadt. Diese war ehemals sehr berühmt; aber seitdem sie dem Kirchenstaate gehört, hat sie zwei Drittheile ihrer Einwohner und über drei Viertel ihrer Reichthümer verloren.

Man kann in dieser Provinz die Städte Pesaro, Fossonbrone und Senigaglia auszeichnen. Die erste ist groß, aber arm und menschenleer; die am-

* So steht der Name in Büschings Erdbeschreibung.
Unser Verfasser nennt den Ort Montalto.

dre hat einige Manifakturen; die dritte ist durch eine Messe berühmt, welche darin jährlich im Julus gehalten und von allen Nationen besucht wird. Sentigaglia hat alsdann einige Freiheiten; und ich habe mehrere Prälaten zu dem Geständniß genöthigt, daß der Glanz, den man darin bemerkt, von dieser Freiheit herrührt. Sie gaben das zu, ließen es aber damit gut seyn.

Legazione della Romagna.

Diese Provinz war ehemals ein Thell des Erzstifts von Ravenna. Sie ist sehr groß, aber arm, ob sie gleich so fruchtbare Felder hat, wie man vielleicht sonst nirgends findet. Die merkwürdigste Stadt darin ist Cesena. Sie hat das Glück, daß der jetzt regierende Papst in ihr geboren ward; aber deshalb ist sie um nichts besser daran.

Legazione di Ferrara.

Auch diese Provinz wird, wie so viele andre, nach ihrer Hauptstadt benannt, welche groß, schön und wohlgebauet ist. Diese war vor Zeiten, unter der Regierung ihrer Herzoge, der Wohnplatz der Freuden, der Musen und der Grazien. Damals hatte sie 60,000 Einwohner, einen prächtigsten Hof, einen artigen freisgebigen Adel und einen sehr blühenden Handel. Jetzt leben noch nicht einmal 14,000 arme, unglückliche Eins-

wohner darin, und mitten in allen Straßen wächst Gras. Der Po, der sie durchfließt, richtet oft große Verwüstungen darin an, seitdem die neue Regierung die Dämme, welche ihn einschränkten, in Verfall gesetzten läßt; und das Land in dieser Provinz hat sich in unangebautes, unbewohntes Marschland verwandelt.

In dem Herzogthume Ferrara liegt unter andern die Stadt Comachio; und in dem berühmten See, welcher nach dieser Stadt genannt wird, bestehen dessen Einkünfte fast ganz allein. Die Einwohner dieser unglücklichen Provinz haben den Wohlstand noch nicht vergessen, in welchem ihre Voreltern unter ihren ehemaligen Souveränen lebten. Sie glaubten eine Zeitlang, daß sie wieder unter die Herrschaft der Herzöge von Modena kommen würden; und man hat mir eine hierher gehörige, sonderbare Anekdote erzählt. Franz III., Vater des jetzt regierenden Herzogs, hielt einige Jahre hindurch eine sehr beträchtliche Anzahl Truppen, und sogar mehr, als seine Kräfte erlaubten. Er wartete nur auf die erste Vacanz des päpstlichen Stuhls, um sich des Herzogthums Ferrara zu bemächtigen, auf das er bekannte und unlängst Rechte hatte, unter denen das größte ohne Zweifel in der Liebe des Volkes bestand. Obgleich der Herzog mehr als Einen Vorwand brauchte, um sein Verhalten zu bemächteln und seine Pläne zu verborgen; so errichtete der Romische Hof diese dennoch, und sah wohl ein, daß es ihm unmöglich seyn würde, einer solchen Macht zu widerstehen. Clemens XIII., der damals auf dem päpstlichen Throne war, schickte mit sehr kluger Politik die Schlüssel von Ferrara der Kaiserin, Königin, und bat sie, diese Provinz, welche der Herzog von Modena bedrohte, in Schutz zu nehmen. Maria Theresia, die sich von den Priestern irre leiten ließ,

deutete dem Herzoge an: er möchte seinen Plan aufgeben, den sie zu vereiteln entschlossen wäre.

Legazione di Bologna.

Die Stadt Bologna ist, nächst Rom, die betrachtlichste im ganzen Kirchenstaate, und die Provinz dieses Namens eine der bedeutendsten und berühmtesten, welche auch die Ausmerksamkeit der Regierung besonders am sich zieht.

Das Merkwürdigste in Bologna ist die berühmte, von Cassini gezogene Mittagslinie in der Kirche des heiligen Petronius. Wenn man von da zu der Porta Saragozza hinaus geht, sieht man die bedeckte Galerie, welche zu der, dritthalb Italiänische Mellen entlegenen, Kirche Madonna di S. Luca führt. Sie besteht aus 643 Arkaden, die auf beiden Seiten lachende und gut angebaute Hügel neben sich haben. Diese Galerie und die Kirche sind nach und nach von Klöstern, Prälaten und selbst von bloßen Privatleuten erbauet worden, welche sämtlich die Arcaden dadurch, daß sie ihre Namen (und lange Inschriften) daran setzen ließen, verschönerten oder — entstellten. Ich habe die Inschrift unseres berühmten Schauspielers Dufresne gelesen, der in Bologna einige von unsern Trauerspielen aufführte und den Erfolg seiner Vorstellungen zu einer solchen Arcade verwendete.

Die Stadt Bologna liegt an dem Fluß Avesa *). Zwei Italiänische Mellen weit davon fließt ein anderer,

* So heißt der Fluß auch in Volkmanns Nachrichten und auf den Karten; in Büschings Werke, wahrscheinlich durch einen Irrthum; Savena.

welcher der Reno genannt wird. Aus diesem ist ein schiffbarer Kanal bis in die Stadt geleitet, durch den und den Reno man zu Wasser (ins Meer und) nach Venedig kommen kann. Bologna ist in vier Quartiere gescheilt, und hat zwölf Thore, den Eingang des Kanals umgerechnet. In den meisten Straßen sind zu beiden Seiten bedeckte Gänge unter offenen Arkaden, und zum Theil sehr schön. Die Anzahl der Einwohner rechnet man auf 80,000.

Die Provinz Bologna ist sehr volkreich; denn man zählt in ihrem nicht beträchtlichen Umfange über 280,000 Menschen. Der Kardinal Buoncompagno hatte seit langer Zeit den höllischen Plan, sein Vaterland der apostolischen Kammer und der Annona zu unterwerfen; und hätte er ihn durchgesetzt, so wäre das Bolognesische in den beklagenswerthen Zustand aller übrigen Provinzen im Kirchenstaate gekommen. Aber durch nachdrücklichen Widerstand erhalten sich die Einwohner wenigstens einen Theil ihrer Vorrechte und ihrer alten Verfassung, welcher zufolge der Papst mehr Schuhherr, als wirklicher Souverain des Landes ist.

Bologna stand von jeher unter einer aristokratischen Regierungsform. Der Senat, ein Kollegium von vierzig Mitgliedern, deren Würde erblich ist und jedesmal dem Aeltesten in den regierenden Familien zufällt, hat die oberste Verwaltung der Stadt und Provinz Bologna; und der Adel vom zweiten Range besitzt fast alle kleineren Staats-Bedienungen. Buoncompagno fand gleich Anfangs bei der Ausführung seiner Projekte lebhaften Widerstand; daher änderte er seinen Plan, und schien nichts anders zur Absicht zu haben, - als die Aristokratie herunterzubringen und zu schwächen, um dem Volke seine Rechte und seine gehobne Macht wieder zu schaffen. Das Volk billigte seine ersten Unternehmungen ganz laut; aber bald ent-

deckte man seine Absichten; und nun vereitelte eben das Volk den größten Theil seines Planes, weil es mit Recht die Aristokratie der Adeligen doch noch immer dem Despotismus der Priester vorzog.

Es gelang indeß dem Kardinal, in gewissen Rück-sichten das Ansehen des Senats zu vermindern, und die Macht des Papstes zu vergrößern. Er vermehrte die Anzahl der Senatorn, um desto mehr Kreaturen darunter zu haben. Ihr Kollegium wählt sich alle zwei Monathe ein Oberhaupt, unter dem Namen: Gonfaloniere *); und diese Wahlen sind immer Volks-feste. Jeder von den vierzig Senatorn hat in seinem Hotel, das, weil die Würde erblich ist, immer bei der Familie bleiben muß, ein Staatszimmer. Dies braucht er nur, wenn er Gonfaloniere geworden ist, zu den Ceremonien; und alsdann muß er auch seine Lis-prebidenten vermehren und überhaupt größeren Auf-wand machen.

Es gibt in der Stadt Bologna ein Tribunal für Civilsachen, welches die Rota heißt, und dessen Mit-glieder, wie in Rom, Auditoren genannt werden.

Der Gonfaloniere hat zu seinen Amtsver-richtungen acht Konsuln (Anziani, Beisitzer) neben sich; und noch außerdem sechzehn Tribunen des Vol-kes, welche Gonfalonieri del popolo genannt werden und alle vier Monathe wechseln. Diese sechzehn Tri-bunen sind: ein Rechtsgelehrter, ein Künstler oder Notarius, zwei Senatorn, vier Adelige, vier Bür-ger der Stadt, und vier Kaufleute; und alle diese wer-den von ihren Kästen oder Ständen gewählt.

Ein Theil der verschiedenen Fünfte ernennt sieben und zwanzig Personen, welche den sechzehn Tribunen

*) Dieser Name entspricht etwa dem Deutschen Wo-
te: Bannerherr.

an die Hand gehen; doch mit dem Unterschlede, daß sie alle drei Monathen wechseln.

Die mit Recht berühmte Universität von Bologna ist freilich nicht mehr, was sie war; aber doch hat sie kluge, gelehrte Männer, die sich meistens durch Verhalten und Talente sehr auszeichnen. Diese Professoren werden sehr schlecht bezahlt, genießen aber im Staate großer Achtung. Uebrigens stehen die Universität (das Institut) und die Akademie von Bologna weder unter dem Papste, noch unter seinen Prälaten, sondern unter Reformatoren, welche aus den verschiedenen Ständen im Staate gewählt werden *).

Es giebt in Bologna elf Collegien, das nicht mit gerechnet, welches im Jahre 1364 unter dem Namen: il Collegio maggiore di San Clemente di Spagna gestiftet ist, und gänzlich den Spaniern gehört; ferner elf Hospitäler, und noch außerdem verschiedene Anstalten für Arme und Kindlinge. Priester, Mönche und Nonnen rechnet man in Bologna beinahe 5,000. Das hiesige Volk hat Geist und Lebhaftigkeit. Auch giebt es hier Gelehrte von sehr ausgezeichnetem Verdienste, die aber den allgemeinen Fehler der Einwohner haben, daß sie ermüdend weitschweifig sind. Fremde finden übrigens eine sehr gute Aufnahme.

Leider! werden die meisten Richter in Bologna von dem Legaten ernannt. Dieser wird alle drei Jahre abgelöst, und befördert fast immer seine Kreaturen, die er von Rom mitbringt. Daraus entstehen denn die größten Mißbräuche; aber das ist in allen Städten und Provinzen, die dem heiligen Stuhle gehören, etwas Gewöhnliches, weil diesem wenig daran liegt, ob die Justiz gut oder schlecht verwaltet wird. Die

* Nach Volkmann, ist über die ganze Anstalt ein Kollegium von sieben Senatoren gesetzt, welches die Assunteria genannt wird.

oberste Administration kommt zwar, wie ich schon gesagt habe, den Bierzigen zu, und sie besitzen auch die Justizstellen; aber der Legat hat das Recht, einen Gewählten, der ihm missfällt, zu verwerfen.

Die Polizei ist einem so genannten Bartigello anvertraut, welcher der Oberste unter den Schirren (Häschern) ist, und aus ihnen genommen wird. Aber diese Schirren sind fast ohne Ausnahme Fremde, aus ihrem Vaterlande verbannte, schändliche und verderbte Menschen, und ein rechtlicher Bürger, ja selbst ein Bauer, würde sich weigern, eine solche Bedienung anzunehmen. Bei diesen Unstädten kann man leicht denken, wie es in Bologna mit der Polizei steht. Da indesß der Bartigello sein Amt auf Lebenszeit besitzt und die Stadt, nebst der ganzen Provinz, besser kennt, als jede andre obrigkeitsliche Person, so ist er dem Legaten, den Senatoren und überhaupt allen, die an der Staatsverwaltung Theil haben, sehr nothwendig, und hat öfters Einfluß auf ihr Verhalten und die Führung ihres Amtes.

Die Provinz, besonders aber die Stadt Bologna treibt einen sehr beträchtlichen Handel, vorzüglich mit Parfümerien, Löffeln und andren ähnlichen Artikeln. Man macht hier auch vortreffliche Cervelatwürste, die allenthalben sehr berühmt sind.

Unstreitig ist die Lage von Bologna, mitten in Italien und an einem Kanale, der in einen schiffbaren Fluß und aus diesem in das Meer führt, dem Handel sehr günstig; doch besonders verdankt er die Thätigkeit, welche ihn in Aufnahme bringt, den weisen Gesetzen, die ihn begünstigen und ihm Freiheit zusichern. Die Regierung von Bologna ist eine Mischung von Aristokratie und Demokratie *), welche

*) Der Verfasser sagt sehr sonderbar: un mélange de républicanisme et de démocratie,

dem Volke seine Rechte und seine Würde erhält und dessen Industrie immer befördert. Auch werden hier die Künste und Wissenschaften kultivirt und geachtet; der Handel ist blühend, und allenthalben findet man die Energie, welche dauerhaftes Glück bewirkt.

Die Natur schenkt diese edlen Anordnungen mit Wohlgefallen zu begünstigen. Das Land ist äußerst fruchtbar, auch das Wasser darin zu verschiedenen Manufakturen vorzüglich gut zu gebrauchen, besonders zu Kreppflor, womit ein sehr beträchtlicher Handel getrieben wird.

Der große Zusluß von Fremden trägt ebenfalls sehr viel zum Wohlstande von Bologna bei. Besonders zahlreich kommen sie in den Faschen, wo das übrige Italien wie ausgestorben, in Bologna aber die Zeit des Vergnügens ist. Dann finden sich in dieser Stadt, wie in einem Sammelpalaste, viele Sänger und Tänzer ein, welche hier Schauspieler, Gesellschaften für Lissabon, Madrid und mehrere andre Städte errichten.

Die Frauenzimmer in Bologna sind sehr schön, und wissen sich sehr reizend und mit Geschmack zu kleiden. Sie bekommen auch eine sorgfältige Erziehung, wodurch ihr Umgang äußerst angenehm wird. Es ist in Bologna gar nichts Ungewöhnliches, unterrichtete, ja selbst gelehrte, in Künsten und Wissenschaften erfahrene Frauenzimmer zu finden.

Die Reisenden erzählen viel von der Elfersucht der Männer; ich habe indes nichts bemerkt, was dieses Urtheil über sie hätte bestätigen können. Ohne Zweifel werden einige Männer von dieser Leidenschaft gequält; aber bei weitem nicht alle. Auch ist es hier zu Lande gebräuchlich, den Frauen die größte Freiheit zu gestatten; sie nehmen Besuche von Fremden an, und zeigen sich öffentlich mit andren Manns Personen,

ohne daß man sich darüber wundert. Ich habe bemerkt, daß nur wenige Reiseende nicht mit irgend einem Vorurtheile behaftet sind, und alles, was sie von der Eisensucht der Italiener in ihren Reisebeschreibungen sagen, ist eine von den lächerlichsten Fabeln.

Bologna liegt am Fuße der Apenninen. Die Provinz dieses Namens gränzt gegen Morgen an das Gebiet der Stadt Imola *), und gegen Norden an das Herzogthum Ferrara. Gegen Abend ist sie allenthalben von den Ebenen des Herzogthums Modena eingeschlossen; und diese gehen bis an die Bergkette, welche das Bolognesische gegen Süden von dem Großherzogthume Toscana trennt. Bologna war ehemals eine von den vorzüglichsten Städten in dem Lande der Etrusker; nachher kam sie unter die Herrschaft der Römer, und kultivirte von dieser Zeit an mit Glück die Wissenschaften und Künste.

Die Diözese von Bologna enthält 348 Pfarren; auch diese Provinz ist, wie alle übrigen im Römischen Gebiete, mit Kirchen, Klöstern und Priestern überladen. Der Legat bekommt eine sehr mäßige Besoldung. Man will nehmlich gern sagen können, er lebe in Armut; aber sein wirklich anständiger Luxus verrath seine Heuchelei. Besonders hat sich der Kardinal Buoncompagno ohne alle Scham durch zu Grunde Richtung der Provinz bereichert. Seit mehr als einem Jahrhundert hatte diese nur neunzehn Millionen Thaler Schulden; unter seiner Staatsverwaltung aber stiegen sie um fünf Millionen **). Er machte mehrere Operationen in Betreff der Schiffahrt und der Wäs-

*) In der Legazion Romagna, auf einer Insel, welche der Fluß Santerno macht.

**) Der Übersetzer muß hier den Verfasser wieder verbessern; denn was dieser eigentlich sagt, kann unmöglich wahr seyn: sous son administration le deficit a été augmenté de cinq millions d'écus.

ferung von Ländereien in der Provinz; diese waren die Ursache oder doch der Vorwand der neuen Schuld, und gaben ihm Mittel an die Hand, seine Unterschleiche zu verbergen. Man erhob schwere Klagen gegen ihn; aber der Papst ließ nichts auf ihn kommen, und wollte nichts hören. Da Buoncompagno sich vor Ahndung sicher wußte, so ließ er einige von seinen Anklägern strafen, und brachte dadurch alle andren zum Stillschweigen.

Es sind in Bologna mehrere Konsumtions-Artikel mit Abgaben zum Vortheile des Papstes belegt; aber die stärksten von diesen treffen die Priester und Mönche: einige erkaufen sich nehmlich die Erlaubniß, Schuhe zu tragen; andre die, ein Hemde von Leinwand anstatt eines von Wolle tragen zu dürfen; die meisten aber das Recht, von einigen Pflichten ihres Standes frei zu seyn.

Die Provinz Bologna ist zwar sehr volkreich, hat aber außer ihrer Hauptstadt keinen bedeutenden Ort; doch ist Cento, als der Geburtsort Guercino's¹⁾, eines von den größten Italiänischen Malern, berühmt.

Ich habe geglaubt, bei Bologna etwas umständlicher seyn zu müssen. Eine Stadt, deren Einwohner in allen Jahrhunderten so viele Liebe zu den Wissenschaften und zur Freiheit gezeigt haben, verdient wohl, daß man sich mit ihr beschäftigt und sie bekannter zu machen sucht. Ohne Zweifel wird Italien einst mit Unwillen so erniedrigende Ketten tragen; und gewiß giebt alsdann Bologna mutig das Beispiel. So sehr die Päpste sich auch von jehor bemühet haben, diese Stadt, wie alle andren im Kirchenstaate, zu unterdrücken; so hat sie doch Widerstand geleistet und einen Theil ihrer Unabhängigkeit behalten. In Bologna fand ich mehr Freunde unsrer Revolution, mehr Theilnahme daran, und mehr Neugierde, sie genau kennen zu lernen, als in irgend einer andren Stadt; ja, selbst unter den Senatoren fand ich Männer, welche für die Freiheit geschaffen waren, und gern den Vorzügen ihrer Geburt entsagen würden, um wieder Menschen zu werden.

¹⁾ Sein eigentlicher Name ist Joh. Franc. Barbieri da Cento. Er ward 1590 geboren und starb 1666.

erkt,
Bors-
fers-
gen,

Oros-
Ges-
das
hals-
nges-
wels-
hers-
s el-
der
Rö-
die

ren;
chen
verla-
ng.
Ar-
seit-
on
nichs
nem
has
aber
hre-
Bäss-
liche

vers-
idig-
ete

B e s c h l u ß.

In dem Gebiete des Papstes hat jede Stadt ihren Gouverneur, und jede Provinz einen Generale Gouverneur. Die beiden Herzogthümer Urbino und Ferrara, ferner Ravenna und Bologna werden von Legaten a latere regiert, welche immer Kardinäle sind. In den etnigermaßen bedeutenden Städten sind Prälaten die Gouverneure; in andren aber bloße Priester. Allenthalben werden diese Gouverneure indeß von dem Papst ernannt.

Dieser thut aber, wie alle übrigen Souveraine, wenig durch sich selbst; er ist mit Nassen, Ministern und Höflingen umgeben, deren Protektion man erbetteln oder erkaufen muß. Jeder Statthalter, der sich in seinem Posten erhalten oder einen besseren erlangen will, muß ihre Gunst bezahlen; und deshalb bedrückt er die Provinz, deren Verwaltung ihm anvertraut ist. Sie bezahlt, um seinen Verschwendungen zu Hülfe zu kommen; muß aber auch bezahlen, daß es ihm nicht an Mitteln fehle, seine Protektoren zu bestechen. Solche Statthalter, welche nur drei Jahre in ihrem Posten bleiben, sorgen sehr dafür, diese kurze Zeit nicht zu verlieren, und lassen keinen Augenblick ungenutzt. Die unglücklichen Einwohner werden unaufhörlich von Bedrückern gequält, die man nicht bestraft und die einander in Lastern alle gleich sind. Wie sollten sie nun einer Regierung ergeben seyn, von der sie nur Druck erfahren, und deren Provinzen ihnen stets nur Sklaverie und Unglück zeigen, indeß sie in allen Gengenden, die sich von ihr frei zu erhalten gewußt haben, Wohlstand und Ueberflüß bemerken? Möchten doch alle Menschen endlich einsehen, was von einer Priesterrégierung zu erwarten ist! möchten sie doch die unnatürliche Hierarchie, welche von jher die Schande und das Elend der Menschen war, nach ihrem Werthe beurtheilen lernen!

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite.
Rom. Ueberfahrt von Neapel nach Civita-Vechia.	1
Der Hafen von Civita-Vechia.	2
Der Handel von Civita-Vechia.	4
Die Garnison, die Sclaven und Ruderknechte.	5
Die Stadt.	7
Die Klöster.	8
Reise von Civita-Vechia nach Rom.	12
Ankunft des Verfassers in Rom; seine Empfindungen.	14
Aufwand zu Rom. Trinkgelder. Hausbediente.	15
Der außerordentliche Vanquier.	18
Der Garten des Quirinals.	20
Russische Anekdote.	22
Muth der Romischen Weiber.	24
Man kommt durch mancherlei Mittel zur Diare.	26
Der Kardinal Visconti.	28
Utrechtische Kirche.	31
Eine Synod in Deutschland.	33
Die Antiquarien.	36
Die Pfarrer.	39
Clemens XIV.	41
La Campagna di Roma.	46
Die Vacabili.	47
Einige Reflexionen über die beiden vorigen Abschnitte.	49
Was für Begriffe Pius VI von der Gerechtigkeit hat.	51

	Seite.
Die Landstrafen.	53
Geist der Staatsverwaltung im neuern Rom.	54
Mit welchen Regierungen lässt sich das neuere Rom vergleichen?	56
Die Kanonisationen.	58
Die Kindbettten der Prinzessinn Herzoginn.	62
Der Spanische Minister.	64
Lieblingshoffnung der Römer.	66
Plane, deren Ausführung unmöglich ist.	68
Die Annona.	70
Empörender Widerpruch.	73
Pius VI Eitelkeit über seine Figur.	74
Der Kardinal von York.	76
Der Adel von Pius VI Nessen.	77
Der Kardinal Antonio Maria Doria.	79
Der Graf de la Rivera.	80
Der Prätendent.	82
Anekdote von diesem Prinzen.	83
Das Collegium de propaganda Fide.	85
Der Kardinal Gerbil.	87
Der Kardinal Negroni.	88
Die Tiare macht die Lente redselig.	89
Angenehmes Wesen des Römischen Volkes.	91
Das Collegium il Gesu.	93
Memo, Venetianischer Ambassadeur.	95
Die schöne Reliquie.	97
Römische Industrie.	98
Stolz des Römischen Volkes.	103
Die Gesellschaften (assemblées).	112
Der berühmte Mengs.	117
Die Repräsentation, oder die wahre Komödie.	123
Stefano Brandi.	136
Francesco Albani.	130
Der Prälat Stay.	136
Der Pater Jacquier.	137
Toleranz der Minimen.	139
Der Kardinal von Vernis.	141
Der Kardinal Corsini.	145

te. 53 54 55 56 58 62 64 66 68 70 73 74 76 77 79 80 82 83 85 87 88 89 91 93 95 97 98 103 112 117 123 126 130 135 137 139 41 45	Seite. 149 153 156 158 161 164 166 168 169 171 174 176 177 179 182 186 190 194 201 205 210 212 216 220 224 229 240 244 249 254 256 259 262 265 267 270
Der Kardinal Zelada.	149
Der Kardinal Herzian.	153
Der Fürst Bathiani.	156
Der Adel in Rom.	158
Der Kardinal Buoncompagno.	161
Der Kardinal Acquaviva.	164
Der Kardinal Carrara.	166
Der Kardinal Busca.	168
Der Kardinal Pallotta.	169
Der Kardinal Orsini.	171
Der Kardinal Borromei.	174
Der Kardinal Archinti.	176
Giuseppe Pamfili Doria.	177
Die Zusammenkunft.	179
Der Prinz und die Prinzessin Nezzonico.	182
Betrogner Dünkel.	186
Der Toscanische Minister.	190
Die Engelsburg.	194
Das Kapitol.	201
Päpstliche Vorsicht.	205
Der übel besorgte Auftrag.	210
Der Prälat Russo.	212
Der Auditor Taruffi.	216
Die Herzoginn Bracciano.	220
Betrachtungen über ein den Italienern schädliches Vorurtheil.	224
Die Überraschung.	229
Der Marchese Lucchesini.	240
Die Gelehrten.	244
Sonderbare Anekdoten.	249
Der Kardinal Finochetti.	254
Die Katakomben zu St. Sebastian.	256
Eine Anekdote, wodurch die äußerst große Schwäche der Römischen Regierung charakterisiert wird.	259
Allerheiligste Eitelkeit.	262
Noch eine allerheiligste Eitelkeit.	265
Skandalöse Unbilligkeit Pius VI.	267
Eine Unterredung.	270

	Seite.
Die Juden.	280
Die Zeichenschule.	284
Der Kardinal Braschi: Onesti.	287
Der Prinz-Herzog Reichi: Onesti.	289
Ein Beispiel von der Habſucht Pius VI.	293
Jähzorn Pius VI.	295
Die Erziehung.	298
Nützliche Brüderschaft.	300
Pfaffen und Volksmenge von Rom.	301
Die Vacanz des päpstlichen Stuhles.	304
Milde Stiftungen.	305
Die Dispensationen.	310
Die Bullen und Breven.	311
Das Geld.	312
Der Handel.	313
Einkünfte des Kirchenstaates.	315
Die Schulden.	318
Öffentliche Ausgaben.	319
Die Land- und See-Truppen.	320
Noch andre Ursachen, weshalb die öffentlichen Angelegenheiten so übel verwaltet werden.	323
Die Aemter, welche den Kardinälen zugethieilt sind.	324
Die Kongregationen.	326
Von einigen Tribunalen in Betreff der weltlichen Regierung.	327
Die Rota (Iagra Ruota).	329
Der Kirchenstaat	330
Campagna di Roma.	332
Sabina.	334
Il Patrimonio di S. Pietro.	335
Ducato di Castro und Contado di Nonciglione.	336
Il Territorio d'Orvieto.	337
Il Territorio di Perugia.	Ebenda.
Ducato di Spoleto (Umbria)	338
Die Mark Ancona	340
Legazione d'Urbino.	341
Legazione della Romagna	342
Legazione di Ferrara	Ebendas.
Legazione di Bologna.	344
Beschluß.	352

Verbeffserungen.

Th. I. S. V. Z. 12. schmolz l. schmelzte

Th. II. S. 16 Z. 18. Vorromeo l. Voromei.

Geringere Fehler wird der Leser gefälligst selbst verbessern.

Ab 322

vol 18

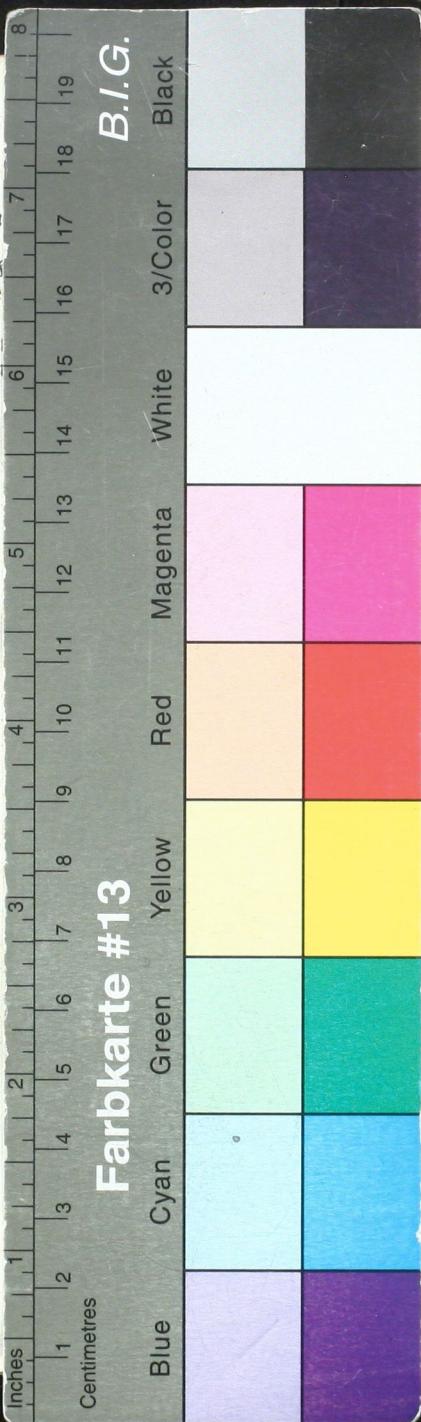
ULB Halle
004 394 321

3



Ed. Beg.
Sept 00

M.C.



Joseph Gorani's,
Französischen Bürgers,
geheime
und
kritische Nachrichten
von den
Höfen, Regierungen und Sitten
der
wichtigsten Staaten in Italien.

Aus dem Französischen,
mit
Anmerkungen des Übersetzers.

Zweiter Theil.

Rom und der Kirchenstaat.

Edlin, bei Peter Hammer.

1794.